

ANDREAS PFLÜGER

END Guile Tig

Thriller Suhrkamp

Seit Jenny Aaron bei einem missglückten Einsatz vor fünf Jahren das Augenlicht verlor, arbeitet sie als Vernehmungsspezialistin beim BKA. Sie versteht es perfekt, zwischen den Worten zu tasten und das dahinter Verborgene zu erspüren. Als ihre früheren Berliner Kollegen sie bei einem Mordfall um Mithilfe bitten, wird Aaron jäh in ihre Vergangenheit gerissen: Reinhold Boenisch, für dessen Verurteilung sie als junge Polizistin sorgte, soll im Gefängnis eine Psychologin getötet haben. Aaron nimmt den Fall an und muss schon bald erkennen, dass Boenisch nur der Anfang ist – eine Schachfigur in einem Komplott. Nach und nach wird ihr offenbar, dass ihr bisheriges Leben eine einzige Vorbereitung auf die folgenden beiden Tage war. Um dieses Leben wird Aaron kämpfen müssen wie nie zuvor.

Andreas Pflüger wurde 1957 in Thüringen geboren, wuchs im Saarland auf und lebt seit vielen Jahren in Berlin. Er ist einer der renommiertesten deutschen Drehbuchautoren und schrieb die Vorlagen für über dreißig Filme, darunter viele *Tatorte*. Außerdem zeichnete er mitverantwortlich für die mehrfach preisgekrönten Werke *Der neunte Tag* und *Strajk*, beide in der Regie von Volker Schlöndorff. *Endgültig* ist sein zweiter Roman.

Andreas Pflüger

ENDGÜLTIG

Roman

Suhrkamp

eBook Suhrkamp Verlag Berlin 2017

Der vorliegende Text folgt der 1. Auflage der Ausgabe des suhrkamp taschenbuchs 4770.

© Suhrkamp Verlag Berlin 2016

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar.

Umschlaggestaltung: zero-media.net

eISBN 978-3-518-74492-5

www.suhrkamp.de

Für Anne. Immer.

Sollte am Ende noch Zeit sein,
will ich mich nicht fragen,
warum ich sterben muss,
sondern wissen,
warum ich gelebt habe.

LA SAGRADA FAMILIA

Nichts beruhigt sie so wie das Reinigen ihrer Waffe. Jeder andere müsste die Patronenkammer kontrollieren, um sicherzugehen, dass sie leer ist. Sie nicht. Sie kennt das Gewicht des Magazins, das in ihre Hand gleitet, aufs Gramm genau. Sie weiß, dass keine Patrone im Lauf der Browning High-Power ist, wie sie weiß, dass ihre Augen grün sind. Und manchmal schwarz.

In vier Sekunden hat sie den Fanghebel nach unten gedrückt, den Schlitten entriegelt, ihn abgezogen, Feder und Lauf flüssig herausgenommen. Belgische Wertarbeit.

Wie oft war sie dankbar dafür.

Das erste Mal tötete sie mit zweiundzwanzig, als ein Drogendealer ihr das Leben nehmen wollte und nicht bedachte, dass es dazu zwei braucht.

Ein Jahr später war sie bei der Lösegeldübergabe auf den Moment vorbereitet, in dem die Tasche mit den Zeitungsschnipseln geöffnet wurde, aber nicht auf den Zwei-Zoll-Revolver, den der Entführer des kleinen Jungen in einem Wadenholster hatte. Die nächsten Monate konnte sie nur mit Licht schlafen.

Er war nicht der Letzte.

Sie wird sich für alle Zeit an jeden erinnern.

In Moskau fand sie der Killer, der sie von Ilja Iwanowitsch Nikulin grüßen sollte. Er spielte in der Tiefgarage des Hotels Aralsk Katz und Maus mit ihr, bis sie die Katze war und er die Maus und sie ihn fiepen hörte. Sein Bauchschuss kümmerte sie nicht. Aber noch heute starrt die junge Hotelangestellte sie an, die ein Querschläger aus ihrer Browning ins Herz getroffen hatte, sieht sie die Augen der Frau, deren Hand sie hielt, so lange es dauerte.

Über dem Waschbecken des luxuriösen Badezimmers pinselt sie Lauf und Verschluss sorgsam mit Waffenöl ein und denkt daran, dass

sie ihre Pistole ein einziges Mal nicht gereinigt hat.

Neapel. Die Gasse bei der Basilica di Santa Chiara, wo der Capo des Mazzarella-Clans wartete, mit dem sie über den Scheinankauf von zehn Millionen Euro Falschgeld verhandelt hatten. Als das hingerotzte Wort »Puttana« ihr verriet, dass sie enttarnt war, spielte es keine Rolle, wie schnell sie war.

Sie drückte ab, aber der Schuss löste sich nicht.

Am Vortag hatten Niko und sie für einige Stunden nach Berlin zurückfliegen müssen. Der Innenstaatssekretär verlangte, persönlich über den Stand der Dinge informiert zu werden; ein Schildkrötenmensch, der nie verstehen würde, was der Unterschied zwischen einer Aktennotiz und dem Kaliber .357 Magnum ist. Hinterher reagierte sie sich im Schießkino ab, dreihundertfünfzig Patronen, musste in aller Eile zum Flughafen, wieder nach Neapel zu ihrem Treffen mit dem Capo, wo die Browning wegen der Kondensate, der Verbrennungsgase und Pulverrückstände eine Ladehemmung hatte.

Das wird ihr für immer eine Lehre sein.

Der Lauf seiner Luger saß auf ihrer Nasenwurzel. Verwundert wurde sie gewahr, dass sie keine Angst hatte. Sie dachte nur, dass die Zahnücke des Capos, die er wölfisch entblößte, das Letzte war, was sie in ihrem Leben sehen würde.

Doch er fiel vor ihre Füße ohne einen Laut.

Niko.

Ein Kopfschuss aus hundert Metern mit einem Colt.

So was kann man nicht lernen.

Sie schrubbt alle Teile der Waffe mit einer Kinderzahnbürste ab, achtet darauf, dass sie keine Ritze auslässt, sieht zufrieden, dass das Öl tiefschwarz wird; nur dann ist es richtig. Sie schiebt die Zahnbürste in den Lauf und reinigt ihn von innen. Es ist ihr bewusst, wie gern sie den Stahl anfasst, der unzerstörbar ist und dabei weich und warm.

So war es, seit ihr Vater sie als zwölfjähriges Mädchen zum ersten Mal in den alten Steinbruch mitgenommen hatte. Er lehrte sie alles übers Schießen, was ein Polizist seiner Tochter weitergeben kann.

Ihre erste eigene Waffe bekam sie an ihrem achtzehnten Geburtstag. Eine gebrauchte, aber gepflegte Starfire 9 mm, die nur

vierhundert Gramm wog und sich in ihre Hand schmiegte. Sie liebte diese Pistole, ein Tausendschönchen.

Jetzt reibt sie den Stahl ab und schnuppert daran.

Genießt den Geruch. Nussig. Süß. Rein.

Vier Sekunden, um die Browning wieder zusammenzusetzen.

Das satte Schmatzen, mit dem der Schlitten einrastet, ist der beste Betablocker.

Aber nicht heute.

Jenny Aaron geht ins Schlafzimmer der Suite. Niko Kvist liegt auf dem Bett. Er studiert zum dritten Mal das Dossier. Aaron muss das nicht. Ihr Gedächtnis ist eine Hochleistungssoftware; sie brauchte nur fünf Minuten, um alles abzuspeichern:

Im Februar 1912 malte Marc Chagall in Paris »Die Traumtänzer«; zwei Liebende, engumschlungen auf einem schwindelerregend hohen Seil zwischen den Türmen von Notre Dame. Er mochte das Bild so sehr, dass er es behielt. Als er kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges in seine russische Heimat zurückkehrte, schenkte er es seiner Muse und späteren Frau Bella.

Anfang der Zwanzigerjahre nahmen sie es mit nach Berlin, wo es in ihrem Schlafzimmer hing und Bella verzückte. Doch als Chagall ihr eine Affäre beichtete, verkaufte sie »Die Traumtänzer« einem jüdischen Galeristen, um ihren Mann zu strafen.

Vier Jahre nach ihrer Machtergreifung ließen die Nazis alle Werke Chagalls, derer sie habhaft wurden, konfiszieren und verspotteten sie und andere im Münchner Haus der Kunst als »entartet«. Anschließend sollten die Ausstellungsstücke in Luzern verscherbelt werden. Aber der Nachtwächter des Museums, einsam seit dem frühen Tod seiner Frau, hatte sich in »Die Traumtänzer« verliebt und betrachtete sie in vielen Stunden. Er war kein mutiger Mann. Dennoch war ihm der Gedanke, das Bild nie mehr anschauen zu können, so unerträglich, dass er es vor dem Abtransport verschwinden ließ und sich erfolgreich dumm stellte. Bis zum Kriegsende versteckte er es auf seinem Dachboden. Danach hing es in seinem Wohnzimmer gegenüber einer Schrankwand im Gelsenkirchener Barock.

Als er hochbetagt gestorben war, ließen seine Kinder das Gemälde schätzen. Natürlich durften sie »Die Traumtänzer« nicht behalten. Sie fielen der wohlhabenden Enkelin des Galeristen zu, der sie von Bella Chagall erworben hatte. Sie wusste, was ihrem Großvater dieses Bild bedeutet hatte, und wollte sein Andenken in Ehren halten; darum überließ sie es der Berliner Nationalgalerie als Dauerleihgabe.

Dort wurde es gestohlen. Mitten am Tag aus dem Rahmen geschnitten. Kaltblütig. Präzise. Spurlos.

Zwei Jahre: nichts.

Anfang November erhielt Niko den Tipp eines Informanten: Ein Mann namens Egger habe den Chagall. Niko benötigte drei Wochen, um in Brügge den Kontakt herzustellen.

Seine Legende: Investmentbanker, kunstverrückt.

Egger wollte drei Millionen Pfund Sterling. In Barcelona.

Deshalb sind sie hier. Zwei Verdeckte Ermittler mit einer Tasche voll Geld.

Aarons Legende: die Expertin, die das Bild begutachten soll.

Niko steht auf. Er legt den Arm um Aaron und streicht zärtlich über ihre Wange. Er riecht gut. Sie sind seit einem Jahr zusammen. In der Abteilung darf keiner davon wissen, sonst wäre es ihnen verboten, gemeinsam zu arbeiten. Sie können gut mit Geheimnissen. Aber sie haben so wenig Zeit füreinander. Dreimal war Niko in diesem Jahr auf Einsätzen, die es ihm nicht erlaubten, nach Berlin zurückzukehren. Und Aaron zweimal. Warschau, Helsinki. In den vierzehn Tagen Urlaub kamen sie in Marrakesch aus dem kleinen Riad am Djemaa el Fna kaum heraus. Sie waren Traumtänzer in der Gluthitze der Tage und der Kälte der Nächte. Eisig drängte der Wind vom Atlas in die Gassen. Es war ihnen ebenso egal wie Essen und Trinken.

Barcelona ist nach Neapel erst ihr zweiter gemeinsamer Auftrag. Aber damals in Neapel schlichen sie noch umeinander herum wie zwei Katzen, die sich einen Milchtopf teilen. Sie weiß jetzt: Es macht einen Unterschied, ob man mit dem Mann, den man liebt, im Urlaub schläft oder vor einem Einsatz. Warum ist sie so verkrampft? Sie versteht es nicht. Barcelona ist Routine, sie hat schwierigere Missionen ausgeführt. Und doch konnte sie letzte Nacht nicht

schlafen, war beherrscht von einem Zittern, während Niko neben ihr atmete wie ein Kind.

Einsam suchte sie nach der Zahl hinter diesem Zittern.

Jeder Zahl von eins bis zehn hat sie ein Gefühl zugeordnet. Die Eins steht für die Lust; zwei bedeutet Dankbarkeit; vier ist die perfekte Kontrolle; fünf sagt Verachtung; sechs Mitleid; sieben, etwas nicht erwarten zu können; acht meint den Stolz; neun heißt fast glücklich sein. Die Zehn ist das Adrenalin.

An die Zahl Drei versucht sie nie zu denken.

Es wird Zeit.

Sie legt die Browning zu Nikos Colt in den Zimmersafe. Wo sie hingehen, können sie keine Waffen mitnehmen.

Die Fahrstuhltür schließt sich. Drei Stockwerke. Aaron verlagert ihr Gewicht von einer Seite auf die andere und wieder zurück, dehnt ihren Nacken, schiebt die Schulterblätter zusammen, lässt sie kreisen, dreht die Arme, spreizt die Zehen in den Ballerinas, lockert sich, um Körperspannung aufzubauen.

Ohne dass es ihr bewusst ist, fasst sie an die Narbe auf ihrem linken Schlüsselbein. Nicht ihre einzige. Aber die Eine.

Niko sagt: »Ich kenne ein tolles Restaurant am Park Güell. Wie wär's, wenn wir einen Tag dranhängen und morgen feiern?«

»Andermal.« Nicht ums Verrecken bleibt sie länger hier.

In der Lobby sitzt ein Junge neben seiner Mutter. Er hat ein uraltes Gesicht, Augen wie Steine, auf denen Meersalz trocknet. Er liest einen Comic. *Daredevil, der blinde Rächer*. Aaron spürt den Blick des Jungen im Rücken. Sie schaut zurück. Seine Mutter ist aufgestanden und will ihn zum Fahrstuhl ziehen, doch er rührt sich nicht, bleibt sitzen, starrt Aaron an.

Der Kollege von der Spezialeinheit der Mossos d'Esquadra, der ihren Chauffeur mimt, hält den Wagenschlag des Daimlers auf. Jordi. Die beiden anderen, Ruben und Josue, spielen die Bodyguards und folgen mit einer zweiten Limousine.

Die Jungs sind ihre Lebensversicherung.

Jordi fährt schnell. Wuchtige Rechtecke aus Stahlbeton, Siebziger, hingeklotzt. Aaron mag alles, was geometrisch ist.

Barcelona atmet das letzte Licht. Der Himmel ist ein Feuerläufer über glühende Kohlewolken.

Eine Zehn Plus. Das Adrenalin brandet gegen ihre Herzkammern. Sie kennt vier Arten. Das Adrenalin unmittelbar vor dem Kontakt: Erwartet mich ein Händedruck oder eine Kugel? Das Adrenalin in Todesnähe. Das Adrenalin der Verwundung. Das Adrenalin, wenn man an den Fehler denkt.

Mit einem Fehler muss man immer rechnen.

Niko sagt: »Schau.«

Aaron weiß, dass sie La Sagrada Família sehen wird, Gaudís Tempel des Wahnsinns, Triumph des Glaubens, Ruine des Katholizismus, Monument des größten Sieges und grausamsten Scheiterns, atemberaubend, herrlich, aber zugleich die verstörende Abwesenheit jeder Ordnung, maßlos, furchteinflößend.

Sie wendet den Kopf und blickt aus dem Fenster.

Doch dort ist nichts. Gar nichts.

Die Kathedrale ist verschluckt von einem schwarzen Loch, einem Schlund, in den das Licht hineinstürzt, der sich ausdehnt wie das Universum, Jordi, Niko und Aaron einsaugt, als seien sie Asteroiden am Rand einer Galaxis.

Panisch will sie nach Niko tasten, doch ihre Hand ist von ihrem Körper abgeschnitten und gehorcht ihr nicht.

Aaron schließt die Augen und öffnet sie wieder.

Sie stehen an der Kreuzung zur Carrer de Mallorca. Laternen glimmen auf. Taxifahrer lachen am Stand. Liebende finden sich vor einem Kino. Ein Hund zerrt an der Leine. Ein Kind weint.

Aaron flüstert: »Nenn eine Zahl zwischen eins und zehn.«

Nikos Blick ist verwundert, spöttisch.

»Bitte.«

»Drei.«

Sie sind zu dritt und warten bereits vor dem Lagerhaus am Hafen. Schwarzer Audi. Sie sieht sofort, dass er optimiert wurde.

Egger ist groß, hager; geschmeidig trotz der Fünfundvierzig, auf die sie ihn taxiert. Budapester Schuhe. Der Anzug ist maßgeschneidert, der Krawattenknoten messerscharf. Im Knopfloch steckt eine weiße Kamelienblüte. Die Hand, die er ihr reicht, ist

manikürt, kühl, glatt. Er hat die Gelassenheit eines Mannes, der Dostojewski im Original liest. Aber die austrainierten Halsmuskeln sind gespannt wie Stahlseile, selbst als er den Kopf nur leicht neigt und mit weicher, sonorer Stimme zu Aaron sagt: »Auf Sie hätte ich sogar zwei Minuten gewartet.«

Er ist arrogant. Vermutlich weil er selten Menschen begegnet, deren Intelligenz sich mit seiner messen kann. Aaron zweifelt nicht, dass er weiß, wie kostbar das Bild ist. Sicher kennt er nicht allein den Marktwert. Nein, den *wirklichen* Wert, die Wahrheit und Hellsicht und Tiefe, die Chagall »Die Traumtänzer« in nur einem Tag malen ließen, die Kraft, die auch Aaron fühlte, als sie sich eine Reproduktion ansah.

Wie schön das Original sein muss.

Plötzlich fragt sie sich, warum Egger es nicht behalten, sondern verscherbeln will.

Er macht keine Anstalten, ihnen die Frau und den vielleicht zehn Jahre jüngeren Mann vorzustellen, die bei ihm sind. Die Frau ist attraktiv und selbstbewusst. Sie verrät einen bemerkenswerten Gleichgewichtssinn, als sie auf Zwölf-Zentimeter-Stilettos ums Auto herumstöckelt. Hielte sie ein randvolles Wasserglas in der Hand, würde sie nicht einen Tropfen verschütten.

Der Jüngere hat Augen wie schwarze Plastikjetons, flach und leblos. Ohne die Kippe, die im Mundwinkel gammelt, könnte man denken, er hätte keine Lippen. Die Nase war gebrochen und wurde schlampig gerichtet. Auf dem rechten Handrücken wuchert ein Feuermal, angeboren.

Aber die Ähnlichkeit mit Egger ist nicht zu übersehen.

Brüder. Seltsam.

Beide tragen Holster, das kann Egger selbst mit dem Zweireiher aus der Savile Row nicht kaschieren. Aaron wettet, dass Jetonauges ganzer Stolz eine Glock 33 ist. Egger hat so etwas bestimmt nicht nötig. Er ist keiner, der mit Munition protzt. Außerdem hat er Stil; eine Waffe mit Plastikgriff würde nicht zu ihm passen. Eher eine Remington 1911 oder eine Beretta Target.

Die Holster sind leer, auch das erkennt Aaron auf Anhieb.

Eine vertrauensbildende Maßnahme.

Niko fragt: »Wo ist das Bild?«

»Wo ist das Geld?«

Niko nickt Jordi zu, der die große Tasche auf dem Beifahrersitz des Daimlers öffnet. In Berlin war erwogen worden, Blüten zu verwenden. Aber der Zugriff würde erst erfolgen, wenn sie das Bild hatten. Da sie damit rechnen mussten, dass es sich nicht am Ort der »Vorzeigekaktion« befindet, hatte man sich für saubere gebrauchte Banknoten entschieden.

Eggers Blick huscht derart beiläufig darüber, dass es an Hohn grenzt. Er hebt das Jochbein einen Millimeter; eine Art Lächeln. »Nur Sie, die Frauen und ich. Ihre Männer bleiben hier mit ihm.« Dem Bruder. »Betrachten Sie ihn als Pfand.«

Niko denkt kurz darüber nach. »Einverstanden.«

Sie folgen Egger und der Frau ins Lagerhaus.

Und Aaron weiß: Das war der erste Fehler.

Sie wollte bewaffnet gehen, ein Wadenholster unter ihrer weiten Hose, doch die Entscheidung lag bei Niko, der Egger schon kannte. »Er traut nicht einmal jemandem, der so schön ist wie du. Er wird uns beide filzen.«

Hat er nicht. Warum?

Sie schaut über die Schulter zurück. Die Katalanen schütteln die Köpfe, als Jetonauge ihnen seine Zigarettenschachtel hinhält. Gute Jungs, davon hatte sie sich bei einem Schießtraining überzeugt. Danach waren sie alle bei Ruben zum Abendessen eingeladen. Kinder, die über die Möbel tobten, Lachen, Paella, Schnaps aus Andorra, der ihnen Tränen in die Augen trieb.

Später ging sie auf die Terrasse, um zu rauchen. Bäume verhandelten mit dem Wind. Durch das Blattwerk schimmerten Fenster wie in einem Adventskalender. Was würde am 3. Dezember für Aaron drin sein? Partymusik, nah. Aber Aaron war weit fort. Jordi kam und schnorrt eine. Sie rauchten wie zwei, die wissen, dass nicht hinter jedem Fensterchen Schokolade ist.

Jordi sagte: »Ich bin zu lange dabei. Ich schlafe nicht mehr. Im Januar kriege ich einen Schreibtisch.«

Die Tür des Lagerhauses fällt hinter Aaron ins Schloss. Ein Kaffeedepot. Die Aromen sind so intensiv, dass ihr kurz die Luft wegbleibt. Löwenzahn, karamellisierter Zucker, feuchter Pfeifentabak, frisch gespaltenes Holz.

Auf einem Kaffeesack eine Kartusche. Das Bild.
Aaron fragt: »Darf ich?«
Die Frau reicht ihr die Kartusche.
Sie hat ein außergewöhnliches Gehör. Einmal kullerten Pavlik im Schießkino einige Patronen von der Waffenablage.
Aaron wusste, ohne hinzusehen: fünf.
Als sie jetzt draußen ein dreifaches trockenes Ploppen hört, weiß sie, dass in der Kartusche kein Bild ist.
Dass Jordi den Schreibtischjob nie antreten wird.
Wie durch Magie hat der Mann, der sich Egger nennt, eine Remington in der Hand. Aaron fliegt über Säcke, spürt den Luftzug von Kugeln, rollt sich ab, schnell in derselben Bewegung hoch, sieht Niko zusammenbrechen, rennt im Zickzack in die hintere Halle, während eine glühende Zange nach ihrem Arm schnappt und sie nichts anderes denkt als: Niko! Niko! Niko!
Zwei Türen, Roulette. Sie setzt alles auf Rot, reißt die rechte auf und ist in einem stockdunklen Gang. Stolpernd tastet sie sich voran, bis sie gegen eine Wand stößt. Falsche Tür, Sackgasse. Sie presst sich in eine Nische. Etwas Heißes rinnt über ihren Arm. Kein Schmerz. Das Licht geht an. Ihr Herz pumpt wie eine Maschine rasende Angst in die Blutbahn. Tänzeln Schritte. Die Frau hat die Stilettos ausgezogen und ist barfuß.
Noch fünf Meter. Aaron sieht den Lichtschalter an der Wand gegenüber. Zu weit weg. Sie dreht den Gedanken wie eine Münze, sucht nach der Alternative.
Keine.
Noch vier.
Drei.
Aaron fliegt aus der Nische. Die Frau feuert. Rechte Hand, Streifschuss. Aarons Faust drischt auf den Schalter. Finsternis. Sie lässt sich fallen, zwei Schüsse ins Leere. Ihre Beinschere holt die Frau von den Füßen. Zeige- und Mittelfinger stechen steif gegen den Solarplexus der anderen, die röchelnd nach Luft giert. Aaron merkt, dass die Frau den Waffenarm anwinkelt, packt ihren Kopf über Kreuz, reißt ihn mit aller Gewalt herum und hört, wie das Genick bricht.

Sie nimmt die Pistole, ertastet eine Walther, zieht das Magazin raus. Leer. Die Herzmaschine jagt Verzweiflung in die Venen. Aber vielleicht ist eine Kugel im Lauf.

Bitte, bitte, bitte.

Sie zittert zu stark, hat kein Gefühl für das Gewicht. Traut sich nicht, den Schlitten zum Check zurückzuziehen, zu laut.

Ihr Puls ist viel zu hoch. Er muss auf sechzig bis siebzig runter, und sie ist bei über zweihundert. In diesem Zustand könnte sie nicht einmal abdrücken.

Aaron zwingt sich, langsam mit dem Zwerchfell zu atmen, vergrößert ihr Lungenvolumen, versorgt ihre Muskeln mit reinem Sauerstoff und gestattet sich dreißig Sekunden, um den Puls zu drosseln. Genug?

Sie steht im Finstern. Atmet ein letztes Mal tief ein, aus. Halb ein, halb aus. Ihre rechte Hand fühlt den Lichtschalter.

Jetzt.

Aaron macht das Licht an. Jetonauge. Fünfzig Meter. Ihr Finger zuckt gegen den Abzug. Nie hat sie ein besseres Geräusch gehört als diesen Schuss. Sie trifft Jetonauge in den Hals. Er dreht sich halb und kippt um. Sechzig trommelnde Schritte. Jetonauge starrt zur Decke. Die Schlagader ist nicht verletzt, aber er kann sich nicht bewegen. Schock. In seiner Glock 33 mit Schalldämpfer fehlen drei Patronen. Jordi, Ruben, Josue.

Sprung in die Halle, Stand, beidhändig zielen, Körperfläche verkleinern. Kein Egger.

Niko! Niko! Niko!

Er liegt in Fötusstellung neben der Kartusche. Das Hemd ist nass von Blut. Zwischen den Lippen tritt roter Schaum hervor. Die Stimme ist so leise wie sein Atem im Schlaf. »Verswinde.«

Aaron versucht, ihn hochzuhieven, neunzig Kilo Muskeln, schafft es nicht. Versucht es wieder. Versucht und versucht es.

Wo ist Egger?

Niko packt ihre Hand. Er zieht sie zu sich heran, ihr Ohr an seinen Mund. Sie versteht die Worte, aber begreift sie nicht.

»Du musst«, quält er sich ab.

Egger zaubert sich in die Halle wie auf eine Bühne. Aaron wirft sich hin. Sie feuern gleichzeitig. Fünf Schüsse, die wie ein einziger

klingen. Er taucht weg. Sie weiß nicht, ob sie getroffen hat. Nein. Sie hört, dass er ein neues Magazin in den Schaft treibt.

Nikos Blick. Eine Ewigkeit.

Sie rennt los. Die Remington hämmert. Sie klemmt die Glock zwischen die Zähne und katapultiert sich mit einem doppelten Flickflack nach draußen. Wird getroffen, wieder der rechte Arm, verliert die Balance, kracht auf den Rücken, gibt über Kopf zwei Schüsse durch die Tür ab, rollt sich in Deckung.

Sieht die drei Leichen.

Aaron will hochfedern, aber spürt ihren Körper nicht mehr. Sie betet, dass das Notaggregat anspringt und die fünf Prozent Reserve freigibt, die ein Mensch noch hat, wenn er denkt: aus.

Sie krümmt einen kleinen Finger.

Geht.

Zwei Finger.

Geht.

Beweg dich!

Sie kriecht zum Daimler. Fällt hinters Steuer.

Der Schlüssel steckt.

Die schwere Limousine springt fauchend los. Egger hechtet aus der Halle. Kugeln zerfetzen die Seitenscheibe. Ein Projektil brennt eine Schneise in Aarons Nacken. Der Wagen schlingert in die Via de Circulació. Fünfhundert Meter Vollgas. Sie fliegt über den Zubringer auf die Stadtautobahn. Links ahnt sie schroffe Felsen, rechts rasen Hafenlichter vorbei wie Photonen in einem Teilchenbeschleuniger.

Jetzt erst spürt sie die Schusswunden. Ihr rechter Arm ist wie aus Eis, die Hand ein Feuerball. Blut läuft ihren Rücken hinab.

Aaron schaut in den Spiegel.

Und sieht den Audi.

Sie tritt das Gaspedal bis zum Kickdown durch und treibt das Fahrzeug auf zweihundertfünfzig. Trotzdem holt Egger auf. Sein Wagen ist fünfhundert Kilo leichter und hat doppelt so viel PS. Vor ihr schert ein Van aus, der einen Laster überholen will. Sie zieht von der Überholspur auf den Standstreifen. Der Außenspiegel schrammt ein Verkehrsschild, wird abgerissen und in die Finsternis gewirbelt.

Egger klebt an Aarons Heck. Sie tauchen in den Tunnel an der Plaça de les Drassanes ein.

Zweihundertsechzig.

Verzweifelt erkennt sie: *Alles rausgeholt.*

Er setzt den Audi mühelos links neben Aaron.

Sie sehen einander an.

Ein Moment, der alle Zeit überdauert.

Vor sich ahnt sie einen Schatten, ein Auto. Ihr Blick zuckt auf die Fahrbahn, kein Standstreifen mehr, sie kann nicht ausweichen, weiß, ihr bleiben nur noch Wimpernschläge, während sie mit dem verletzten Arm die Waffe hochreißt.

Ihr Finger ist am Abzug, doch Egger ist schneller.

Etwas explodiert in Aarons Kopf. Ein Blitz zerschneidet die Welt wie Papier. Sie sieht alles extrem verlangsamt, in blendendem Weiß wie in einem grotesk überbelichteten Film: den Himmel des Autos, der sich dreht, bis er unter ihr ist, die Scheine, die wie welke Blätter aus der Geldtasche flattern, ihr Gesicht im Rückspiegel, amorphe Landschaft, Schneewüste, ewiges Nichts.

Dann dasselbe noch einmal, aber in tausendfacher Geschwindigkeit, ein einziger Wirbel, Schmerz, Schrei.

Und erneut ein Blitz.

Innerhalb einer Nanosekunde ist die Welt weg.

Aaron hört, wie Stahl sich in Beton frisst und es schließlich still still ist. Das Letzte, an das sie sich erinnern wird, ist der Kaffeegestank, widerlich wie kalte Asche.

1

Die Stewardess fragt zum zweiten Mal: »Mit Milch?«

»Schwarz.« Aaron streckt die Hand aus und spürt, wie der Becher hineingedrückt wird. Der Pilot gibt durch: »In dreißig Minuten landen wir in Berlin. Es schneit bereits den ganzen Morgen. Bleiben Sie angeschnallt, wir rechnen mit Turbulenzen.«

Sie zwingt sich, den Kaffee zu trinken.

Seit Aaron beim BKA in Wiesbaden arbeitet, boten sich mehrfach Anlässe für Dienstreisen nach Berlin. In Treptow besitzt das Amt eine wichtige Dependence, in der unter anderem die Sicherungsgruppe, das Terrorabwehrzentrum und das Referat »Spezialeinsätze« angesiedelt sind. Aaron konnte das jedoch immer abwenden.

Sie wuchs im Rheinland auf, aber mit Anfang zwanzig wurde Berlin ihre Heimat, und obwohl sie fünf Jahre nicht mehr dort war, blieb es das irgendwie bis heute. Das fühlt sie ganz deutlich, mit jedem Kilometer, den sie sich der Stadt nähert. Ungeduld greift Raum in ihr, die Freude aufs Ankommen, ein Kribbeln. Es irritiert sie, denn bei dieser Rückkehr, den vierundzwanzig Stunden, die sie bleiben wird, ist die Angst ihr Gepäck.

Fünf Jahre. Aaron hat nicht einmal ihre Schöneberger Wohnung aufgelöst, das tat ihr Vater für sie.

In Berlin ließ sie nur wenige Menschen zurück, die sie vermisst. Das Leben, das sie führte, erlaubte ihr kaum Freunde. Eigentlich gab es nur Pavlik und seine Frau Sandra. Als sie mit fünfundzwanzig zu der Abteilung ohne Namen stieß, kümmerte er sich gleich um sie.

Die einzige Frau unter vierzig Männern.

Von Pavlik erfuhr sie, dass alle, ganz gleich, wie lange sie dabei waren, die Nächte kannten, in denen das Zittern kommt.

Das war für Aaron eine große Erleichterung: in den Arm genommen zu werden und auch andere trösten zu dürfen.

Dennoch hat sie Pavlik in den Jahren, die seit Barcelona vergangen sind, nicht mehr gesprochen. In den ersten Monaten telefonierten sie. Pavlik versuchte, so zu tun, als sei in Spanien nichts Großes passiert, flüchtete sich in Coolness, weil er nur so damit umgehen konnte. Und Aaron fand keine Worte dafür, was es für sie bedeutet, bis heute nicht. Irgendwann hörten sie einander nur noch atmen. Dann blieben die Anrufe aus.

Werde ich seine Stimme erkennen?

»Wir beginnen jetzt unseren Landeanflug auf Berlin-Schönefeld. Bitte klappen Sie die Tische hoch und bringen Sie die Lehnen in eine aufrechte Position.«

»Na toll!«

Als der Sitznachbar Aaron wütend den Kaffeebecher zuwirft, wird ihr klar, dass sie ihn halbvoll auf dem Tisch vergessen und über die Hose des Mannes gekippt haben muss.

»Sind Sie blind?« faucht er.

»Ja.«

Die Bodenstewardess führt Aaron in die Halle. »Sie werden sicher in Empfang genommen?« Lässt sie allein.

Wie sie so dasteht, mit dem ruhigen Blick, das Kofferchen neben sich, könnte sie eine ganz normale Frau Mitte dreißig sein, hochgewachsen, attraktiv. Auch dass Aaron innerlich bebt, weil sie weiß, wer sie abholen wird, verrät sie durch nichts. In der allerersten Zeit trug sie eine gepunktete Binde. Doch es kam vor, dass sie auf dem Trottoir stand oder im Kaufhaus, in Gedanken, mit keinem besonderen Ziel. Und plötzlich wurde sie ohne Anrede gepackt und weggezerrt, weil ein übereifriger Helfer dachte, dass sie über die Straße wollte oder zur Rolltreppe. Wenn sie protestierte, konnte es sein, dass der Mensch sie, völlig überfordert, einfach irgendwo zurückließ, um sich zu verkrümeln. Und sie wusste nicht mehr, wo sie war.

Aaron tippt auf ihre Armbanduhr. Die Computerstimme teilt mit: »Sechster Januar. Mittwoch. Acht Uhr, vierzehn Minuten, siebzehn Sekunden.«

Vielleicht wurde der Flug verwechselt. Und dann? Taxi?

Ein Horror. Man stellt sich dorthin, wo das erste Taxi sein könnte, hört, dass Koffer verladen und Adressen genannt werden, nächstes Auto, Türeenschlagen, Abfahrt, und man selbst hält Mahnwache wie ein Zeuge Jehovas. Winken würde lächerlich wirken. Hat man Glück, raunzt einen irgendwann ein Kutscher an: »Mensch, warum steigen Sie nicht ein?«

Mit einem Mal weiß Aaron, dass Niko schon die ganze Zeit da ist und sie betrachtet.

Milz- und Lungensteckschuss. Zwei Liter Blut verloren.

Überlebt.

Endlich berührt er sie an der Schulter. »Hallo.« Er umarmt sie, als hätten sie sich gestern verabschiedet.

Aaron riecht Jodtinktur. Beim Rasieren geschnitten. Sie will nicht, aber ihre linke Hand will, fasst unter seine Lederjacke und streift den Griff der Waffe. Eine Makarov Single Action.

Er nimmt ihren Koffer, sie gehen zum Ausgang. Früher trug Aaron meist flache Schuhe. Als Blinde sind die stählernen Absätze der Hochhackigen ihr Echolot. Auf hartem Untergrund wie hier, doch nur an ruhigeren Orten, in geschlossenen Räumen. Im Terminal ist es zu laut. Aaron driftet durch einen Dom aus Lärm, dem Raunen, Rufen, Palavern vieler Stimmen, rumpelnden Gepäckwagen, bimmelnden Handys, Babygezeter, einer scheppernden Durchsage in schlechtem Englisch und einer zweiten, deutschen, die sich dazwischenschummelt und mit der anderen kabbelt. Sie muss sich bei Niko einhängen.

Draußen springt ihr die Kälte ins Gesicht. Schneeflocken tanzen auf der Haut. Nikos leichter, wiegender Gang, der sie nicht täuschen kann, weil sie einmal ein Raubtier war wie er.

Aaron schnipst wiederholt kräftig mit ihren Fingern, weiß, dass Niko sich wundert, erklärt es nicht, orientiert sich. Jedes Ding reflektiert den Schall anders, hat seine eigene Welle. Aber ein Problem ist natürlich die Geräuschkulisse. Wenn sie länger in der Stadt unterwegs war, hat sie abends Kopfschmerzen und ist wie zerschlagen.

»Vorsicht, Mülleimer«, sagt er.

Weiß sie längst. Auch weil sie vergammelte Bananenschalen und einen ollen Hamburger riecht.

Noch besser wäre Schnalzen, Aarons Klicksonar, mit dem sie die Laute dicht am Ohr erzeugt, so dass sie vom Boden nicht abgelenkt und versprengt werden. Die Echos modellieren die Welt, leuchten diese wie ein Stroboskop aus. Auf fünf bis zweihundert Meter kann Aaron Größe und Dichte von Objekten definieren und erhält ein grob gepixeltes Bild.

Wie eine Fledermaus oder ein Delphin.

Anfangs konnte sie es selbst nicht glauben. In der Rehaklinik gab es eine Frau, die schon lange blind war und täglich kam, um den Patienten in den ersten verzweifelten Wochen zur Seite zu stehen. Sie ging mit Aaron im Park der Klinik spazieren. Blieb stehen, schnalzte mit der Zunge und sagte: »Rechts sind sechs Bäume. Sehr hoch und dick. Buchen, Kastanien oder Eichen. Links zwei, aber kleiner, vielleicht Platanen.« Aaron dachte, die Frau will sie verulken. Doch ein Arzt, der vorbeikam, war nicht verwundert und bestätigte es. »Allerdings sind es keine Platanen, sondern junge Birken.«

Die Frau schnalzte erneut und tippte Aaron an. »Da drüben steht ein Haus. Ich schätze in hundert Metern. Und circa zwanzig Meter vor uns parkt ein Auto.«

Stimmte auch.

Aaron wusste: Das muss ich können.

Späterblindete erlangen darin selten die Meisterschaft. Aber Aaron hat trainiert wie besessen, so wie sie alles nur auf diese Weise vermag.

Ihr erstes Erfolgserlebnis war die Gasse zwischen zwei Klinikgebäuden, die sie zuerst am Luftzug erkannte und dann hörte. Aarons Schnalzen prallte von den Hauswänden ab, schwirrte hin und her, zu ihr zurück, bis der Schall sich ein zweites Mal brach. Sie erforschte die Gasse und stieß gegen den Container, den sie geortet hatte. Ha!

Das Klicksonar käme ihr in Nikos Beisein albern vor. Soll er sie für Flipper halten?

Sie bleibt stehen. »Lass mich erst eine rauchen.« Niko ahnt sicher nicht, wie lange sie gebraucht hat, um mit der Flamme so

selbstverständlich die Zigarette zu treffen und dabei locker auszusehen.

Er fragt: »Wie ist es beim BKA?«

»Gut. Und bei dir?«

»Viel Papierkram.«

Klar. Darum sitzt auch die Makarov an deiner Hüfte. Für das Schmuckstück spricht ein gutes Argument: der extrem geringe Abzugswiderstand.

Er lässt seine Augen nicht von ihr. Sie wendet den Kopf in die andere Richtung. »Ich hol das Auto«, sagt er.

»Okay.«

Als sie sicher ist, dass er sie nicht mehr hören kann, schnalzt sie, ein Power-Klick mit offenen O-Lippen. Aaron lokalisiert einen Lichtmast. Oder zwei? Links eine massive Säule. Werbung? Belüftung? Rechts steht ein Bus, laufender Motor, johlende Schulklasse, Wortfetzen, skandinavische Sprache.

Das, was Niko Sehen nennt, ist auch nur ein Echo aus Licht. Darum sieht er den Lichtmast, die Säule, den Bus, die Schüler.

Jetzt ist sie also in Berlin. Woher weiß sie das? Weil der Pilot gesagt hat: »Wir beginnen den Landeanflug auf Schönefeld«? Weil einer aus einem vorbeifahrenden Auto pestet: »Leck mir am Schuh, ick krieg die Motten mit die Parkplätze«? Wiesbaden, das sind die stillen Flure im BKA, auf denen sie anfangs dachte: Bin ich hier allein? Frankfurter Grüne Soße in der Kantine, Kinderlachen auf dem Spielplatz hinter ihrem Haus, das Rattern der Nerobergbahn. Von den Städten, in die sie reist, bleiben die Texturen der Hände, die sie geschüttelt hat, die Gewürze im Essen, der Ruf eines Muezzin, der andere Klang der Polizeisirenen, ein Windstoß auf einem riesigen Platz. Das sind für sie London, Kairo, Paris. Und Berlin? Ein warmes, atmendes Fell, das sich an sie kuschelt, ein Aufschrei in der Nacht, aber auch manchmal fast glücklich gewesen zu sein.

Sie will sich an Nikos Gesicht erinnern. Schafft es nicht.

Er fasst sie am Arm. Ist plötzlich wieder da.

Stadtautobahn nach Norden. Aaron konzentriert sich auf das Geräusch der Scheibenwischer, die den Schnee wegschieben. Sie

versucht, ihren Herzschlag mit dem konstanten, gleichförmigen Intervall zu synchronisieren.

Ich bin dir für vieles dankbar, doch am meisten dafür, dass du in Barcelona nie allein an meinem Bett warst. Ich hätte das Schweigen zwischen uns nicht ertragen. Du hast mir mit keinem Wort einen Vorwurf gemacht. Aber ich werde mich für immer schämen, abgrundtief.

Bis zu meiner letzten Stunde.

Kein Angehöriger der Abteilung ließ je einen verwundeten Kameraden zurück.

Nur sie.

Mit einem Einzigen konnte sie darüber sprechen.

Ihr Vater war der Wichtigste, seit sie denken konnte. *Ist das nicht bei allen Mädchen so?* Später wurde er ihr Lehrmeister, dann ihr Ratgeber, Vertrauter. Lange Jahre sahen sie einander nur selten. Das genügte. Sie waren verbunden durch vieles, aber eins durch das Wissen, wie lang der Bruchteil einer Sekunde ist.

Jörg Aaron. GSG-9-Urgestein. 18. Oktober 1977, 23.45 Uhr, Baracke des Flughafens Mogadischu. Kanzler Schmidt hat das Go zur Stürmung der »Landshut« gegeben. Oberst Wegener steht vor der Truppe und fragt: »Wer geht zuerst rein?«

Zehn Mann treten einen Schritt vor.

Jörg Aaron noch einen.

Er ist es, der auf der rechten Tragfläche den Notausstieg aufstößt und die ersten beiden Terroristen erschießt.

Fünfzehn Jahre an vorderster Front. Später Kommandeur der GSG 9. Duzfreund von Jitzchak Rabin. Großes Bundesverdienstkreuz. Legende.

Auf jeder beruflichen Station sah sie die Blicke.

Das ist also die Tochter von Jörg Aaron.

Im Krankenhaus war er der Erste, der ihre Hand hielt. Sie fütterte, badete und in seinen Armen wiegte, wenn sie weinte. Der dafür sorgte, dass das Fenster im dritten Stock sich nicht mehr öffnen ließ.

»Ich bin fortgerannt. Ich habe Niko einfach seinem Schicksal überlassen.«

»Du hattest Angst, das ist normal.«

»Wie soll ich damit leben?«

»Denk nicht mehr daran.«

»Sag es.«

»Du lernst wieder Aufstehen und Einschlafen. Essen, Trinken, Atmen. Es wird viele Tage geben, gute Tage, an denen du es vergisst. Aber los wirst du es nie mehr.«

Ihn fragte sie: »Wie sehen meine Augen aus?« Weil sie wusste, er würde ihr die Wahrheit sagen, schonungslos.

»Perfekt und wunderschön.«

Der beste Satz aller Zeiten.

Nach einer Woche war sie vernehmungsfähig. Zwei Beamte der Internen saßen in Barcelona an ihrem Bett. Sie waren wie alle anderen, denen sie über die Jahre Rechenschaft ablegen musste. Buchhalter, in deren Protokollen es kein Adrenalin gibt, keine Todesangst, keinen Schmerz.

Ihr Vater bestand darauf, dabei zu sein. Sie wagten nicht, es ihm zu verweigern.

Er war Jörg Aaron.

Sie lasen ihr Nikos Aussage vor: »»Ich hatte eine Kugel in der Milz, eine in der Lunge. Jenny konnte mich nicht bewegen. Sie war unter Beschuss. Traf die richtige Entscheidung.««

»Frau Aaron, bestätigen Sie diese Darstellung?«

Die Frage war nicht kompliziert. Sie wollte auch darauf antworten. Nur wusste sie nicht, was.

»Frau Aaron?«

»Ja.«

Wie oft sie über dieses »Ja« nachgedacht hat. Irgendwann redete sie sich ein, es hätte »Ja – können Sie die Frage bitte wiederholen?« bedeutet und nicht: »Ja, so war es.« Aber das »Ja« blieb in den Akten als Zustimmung.

»Sie hatten es mit drei Gegnern zu tun. Zwei hatten Sie bereits ausgeschaltet. Ist das korrekt?«

»Ja.« So hatte man es ihr gesagt.

»Es war Ihnen gelungen, an eine Schusswaffe zu gelangen.«

»Ja.«

»Frau Aaron, Sie gehören zur Abteilung. Sie wurden im Combatschießen und in vier Nahkampftechniken ausgebildet, sind

außergewöhnlich stressresistent und haben sich in Extremsituationen ausgezeichnet. Sie konnten den dritten Mann nicht eliminieren?«

Sie hätte die Wahrheit sagen müssen: dass sie sich nicht erinnert. Sie weiß, dass sie noch einmal zu Jordi, Ruben und Josue zurückblickt, ehe die Hallentür sich schließt. Das nächste Bild ist, dass sie vor dem Lagerhaus liegt und sich nicht rühren kann. Dass sie den kleinen Finger krümmt. Es irgendwie zum Auto schafft. Dass die Seitenscheibe platzt. Dass sie über die Autobahn fliegt, neben sich, wo Niko sein müsste, nur Geld.

Dass sie den Audi im Rückspiegel sieht und weiß: vorbei.

Ein Blick, ein Schuss. Vorbei.

»Vom Lagerhaus bis zum Tunnel müssen Sie den Berechnungen zufolge vier Minuten gebraucht haben. Trifft das zu?«

Die Stimme ihres Vaters war wie ein Fingernagel auf einer Schiefertafel. »Denken Sie, meine Tochter hat auf eine Stoppuhr geschaut?«

»Es geht um Folgendes, Frau Aaron: Sie hätten das MEK und einen Notarzt anfordern müssen, spätestens im Auto. Warum haben Sie das nicht getan?«

Vier Minuten.

Sie rasten vorbei wie Sekunden und dauerten Jahrhunderte.

»Frau Aaron?«

Wieder sprang ihr Vater ihr bei. »Ich sage Ihnen was, Sie Komiker. Keiner von Ihnen ist je schwerverletzt mit Vollgas über eine dichtbefahrene Autobahn gerast und hatte einen Killer am Heck. Aus meiner bescheidenen Erfahrung kann ich Ihnen versichern: Dabei telefoniert es sich schlecht.«

Man bat Aaron zu unterschreiben.

Die Männer gingen. Die Hand ihres Vaters legte sich auf ihre. Sie fühlte sein Blut pochen. Sie sprachen nicht.

Aber er liebte sie.

Er hatte noch anderthalb Jahre bis zur Pensionierung und quittierte den Dienst, der alles für ihn war und doch nicht halb so viel wie seine Tochter. Er suchte für sie die Rehaklinik in Siegburg, nahe bei Sankt Augustin, wo ihr Elternhaus stand. Las ihr jeden

Morgen aus der Zeitung vor, bevor er mit ihr arbeitete. Gab kein Pardon, wenn sie an den einfachsten Dingen scheiterte. Übte mit ihr Einkaufen und am Gewicht der Gabel zu erkennen, ob sie ein Stück Fleisch oder eine Kartoffel aufgespießt hatte, half ihr, das Schminken neu zu lernen, trieb sie bei allem an: *Nochmal! Nochmal! Nochmal!*

Wie oft ihr Mobilitätstrainer mahnte: »Sie wollen zu viel, Perfektion erreichen nur Geburtsblinde.«

Immer sagte ihr Vater: »Meine Tochter kann das!«

Auch im Umgang mit dem verhassten Stock triezte er sie, leider mit überschaubarem Erfolg. Bis heute beherrscht Aaron ihn nur mäßig, weil ihr Widerwille, sofort als Blinde identifiziert zu werden, zu groß ist.

Er büffelte mit ihr Braille und war ihr Versuchsobjekt, dem sie erwartungsvoll ihr erstes selbstgebratenes Steak servierte. Da wusste sie noch nicht, wie man Salz und Pfeffer unterscheidet, dass Salz beim Schütteln ein Geräusch macht und Pfeffer nicht. Als ihr Vater hustend krächzte: »Sehr lecker!«, mussten sie lachen wie zwei Irre.

Vor allem aber lehrte er sie, was das Schwerste war: Hilfe anzunehmen, zu akzeptieren, dass sie ihr Leben lang auf andere angewiesen sein würde und sie das nicht als Last empfinden dürfe, sondern als Notwendigkeit.

An dem Tag, an dem sie zum ersten Mal wagte, die Rehaklinik allein zu verlassen, gab es nur ein Ziel: zu ihm. Die halbe Nacht hatte sie sich auf den Augenblick gefreut, in dem er die Tür öffnen und sie ihn überraschen würde. Aaron wusste, dass er zuhause sein würde, weil ein Freund ihn besuchen wollte. Sie war so stolz, als sie den richtigen Bus nahm und sich nach dem Aussteigen an den erlernten Leitlinien orientierte, sich wie in der Kindheit von Gerüchen und Lauten führen ließ und endlich wusste: Ich bin daheim.

Sie ertastete die Pforte, hörte Gemurmel. Wurde gebeten, zur Seite zu treten. Männer gingen mit einer Last vorbei. Die raue Stimme des Freundes ihres Vaters drang zu ihr: »Ich bin's, Butz.«

Er war umgefallen nach dem Satz: »Den Whiskey hat mir der Innenminister zu meinem Ausstand geschenkt.« Sie wird nie darüber hinwegkommen, dass sie sich nicht von ihm verabschieden und ihm sagen konnte, dass sie ohne ihn tot wäre.

Der Verkehr fließt zäher, sie nähern sich dem Dreieck Funkturm. Aaron merkt an Nikos Atem, dass er sie immer wieder anschaut. Sie richtet ihre Augen direkt auf seine. Er lenkt sich ab. Beschleunigen, bremsen, beschleunigen.

»Das mit deinem Vater tut mir leid.«

Sie nickt nur.

Niko diente unter ihm. Hatte sich nicht bewerben müssen, war von ihrem Vater unter tausend ausgewählt worden. Irgendwann ließ er Niko gehen, warum, behielt er für sich. Von keinem war er so enttäuscht wie von ihm, das spürte Aaron, wenn Nikos Name fiel. Dass sie beide ein Paar wurden, war für ihren Vater ein Schlag. Einmal fragte sie ihn, was damals zwischen ihnen vorgefallen war. Ihr Vater sagte nur: »Er ist ein Schiff, das seinen Eisberg sucht.«

Herzklopfen beendet die Erinnerung. Niko hat die Wischer ausgeschaltet. Er fährt vom Stadtring ab. »Die Vierte hat eine Abschrift der Akte in Braille für dich erstellen lassen.«

Mit der sie nichts anfangen kann. Aaron verflucht, dass sie sich letzten Freitag am Herd zwei Fingerkuppen verbrannt hat. Sie liest mit dem linken Zeigefinger, den wird sie noch mindestens eine Woche nicht gebrauchen können. »Du kennst die Fakten. Erzähl mir alles.«

Reinhold Boenisch, achtundfünfzig, lebenslänglich wegen vierfachen Mordes, seit sechzehn Jahren in Haft. Vorgestern ging eine Gefängnispsychologin kurz vor ihrem Feierabend in seine Zelle, weil er sie auf eine Tasse Tee eingeladen hatte.

Boenisch hat sie getötet und seitdem kein Wort gesprochen.

Außer diesem Satz: *Ich rede nur mit Frau Aaron.*

2

In der Schleuse der JVA Tegel muss Niko die Waffe abgeben. Überkorrekte Kontrolle trotz ihrer Ausweise. Papiere werden geprüft. Irgendwo Getuschel.

Zehn Dinge, die Aaron nicht gern hört:
das Klappern von schweren Schlüsseln
Krähen
Getuschel
»Sind Sie blind?«
Kreide auf einer Tafel
Automotoren bei Vollgas
überkochendes Wasser
»Ich mach hier nur meinen Job.«
Schlager
Lügen

»Was essen das?« Aaron weiß, dass der Beamte, der sich ihre Handtasche vornimmt, den Teleskop-Blindenstock meint, der für ein unkundiges Auge nicht als solcher erkennbar ist.

»Wonach sieht es denn aus?«

Der Mann entfernt sich nach hinten.

Ein Kollege von ihm meint: »Schlagstock. Bleibt hier.«

Sie streckt die Hand aus. »Darf ich?«

Aaron fährt den Stock mit einem schnellen Kick aus und vernimmt ein gemurmeltes »'tschuldigung«.

Beim Rausgehen fällt hinter ihnen sehr leise, für Niko sicher nicht wahrnehmbar: »Erinnert die dich an jemand?«

Eine Beamtin begleitet sie zum Psychologischen Dienst. Als Fallanalytikerin und Vernehmungsspezialistin ist Aaron beim BKA in

große Ermittlungskomplexe eingebunden, Organisierte Kriminalität, Terrorismus, wo die Opfer nur abstrakte Größen sind, Schattenwesen. Hier ist das anders. Sie will wissen, wer die ermordete Frau war, um zu verstehen, aus welchem Leben sie gerissen wurde.

Der Wind treibt den Schnee vor ihnen her. Aaron fühlt die Flocken auf ihrem Handgelenk, eilige, nasse Gäste, die nicht bleiben wollen. Sie war schon oft hier, stellt sich das weite, verlassen wirkende Gelände vor, weiß, dass jetzt alle Häftlinge arbeiten oder eingeschlossen sind. Der Dienst ist in dem Schulgebäude untergebracht, hinten am Sportplatz. Ihre Gedanken gleiten in die Vergangenheit, sie hört Rufe von wütenden Männern. »Spiel doch ab! Zu blöd zum Wichsen!«

Diesmal hat sie sich nicht bei Niko eingehängt, sondern lässt sich schulmäßig führen, Daumen und Zeigefinger an seinem Ellbogen, einen halben Schritt versetzt, ihre Hüfte hinter seiner, ohne Berührung, so dass ihr Mobilitätstrainer begeistert wäre.

Aber das tut sie bloß, um nicht erneut das Holster unter Nikos Jacke zu spüren und sich vorzukommen wie ein trockener Alkoholiker im Schnapsladen.

»Wie alt war Frau Breuer?«

Die Kollegin des Mordopfers hat viel geweint. Die Stimme ist rau, matt, leer. »Einunddreißig. Im Dezember hatte sie Geburtstag. Sie hat alle Kollegen ins Kino eingeladen.«

»Wie lange war sie in der JVA beschäftigt?«

»Drei Jahre. Wir haben zusammen studiert. Ich habe dann gleich hier angefangen, das ist ja was Sicheres. Melly wollte eine eigene Praxis. Lief aber nicht. Sie hat nebenbei gekellnert, das war doch nichts. Als die Stelle frei wurde, habe ich auf sie eingeredet, bis sie sich beworben hat.«

Tränen wollen hochsteigen, stecken aber im Hals fest.

»Hat sie die Arbeit gern gemacht?«

»Alles hier hat sie bedrückt. Sie wurde immer weniger. Ich habe gesagt: ›Das gibt sich, du gewöhnst dich dran.« Die Tränen schaffen es ein Stück höher, aber nicht bis in die Augen.

»Hatte sie Familie?«

»Eine Schwester in Norwegen, die will heute kommen. Ihre Eltern sind beide schon tot.«

»War sie verheiratet?«

»Nein. Sie war eine Zeit allein, weil sie ein paar schlechte Erfahrungen gemacht hat. Aber seit kurzem hatte sie einen Freund. So ein Schlaksiger, Hübscher. Melly war richtig verknallt. Wenn sie morgens reinkam, wurde die Tapete heller.«

»Wie sah sie aus.«

Keine Antwort.

»Haben Sie ein Foto für meinen Kollegen?«

Die Frau gibt sich einen Ruck. »Sie war groß, so eins achtzig, hatte schwarze, lockige Haare, Sommersprossen und Haut wie Porzellan. Melly war schön, etwas Besonderes. Trotz der schwarzen Haare eher kühl. Aber so war sie gar nicht.«

Aaron wird von einem Schwindel erfasst.

»Sie sehen ihr sehr ähnlich.«

»Wie oft war Boenisch hier?« sucht sie Halt in den Fakten.

»Jede Woche. Er hat kaum die Zähne auseinanderkriegt. Sie hat sich gewundert, wieso er überhaupt kommt.«

»War sie beunruhigt, als sie zu ihm ging?«

»Gar nicht. Sie hat sich richtig gefreut, dass er sie zum Tee –« Der Frau versagt die Stimme.

Aaron lässt ihr Zeit.

»Sie hat gemeint: ›Du, vielleicht taut er doch noch auf.«

»Ich hätte gern die Therapieprotokolle.«

»Die stelle ich Ihnen zusammen. Halbe Stunde?«

»Gut.«

Die Frau ergreift Aarons Hand. »Danke.«

»Wofür?«

»Die von der Mordkommission haben überhaupt nicht nach Melly gefragt. Die waren nicht mal hier.«

Auf dem freigeschaufelten Steinweg zu Haus 6 generieren ihre Absätze ein grobkörniges Bild. Aaron schnipst zusätzlich mit den Fingern, erkennt sogar den Zaun, der das Gebäude umgibt, könnte ihn, wäre sie ortsfremd, von einer Mauer unterscheiden.

Vier oder fünf Meter zum Eingang. Sie bleibt vor der Schwelle einen Tick eher stehen als Niko, was ihn bestimmt irritiert.

Drinne riecht es vertraut.

Schweiß, Desinfektionsmittel, schlechtes Essen.

Zehn Gerüche, die Aaron nicht mag:

Krankenhäuser

Fisch

das Parfüm Femme von Rochas

Raclette

Kaffee

U-Bahn-Luft

Gefängnisse

Chrysanthemen

Zigarettenrauch

Angst

Neubau. Sie werden einem Beamten übergeben, der sie in den zweiten Stock führt. Ein Wischmopp klatscht aufs Linoleum. Bis auf die Eingeschlossenen und die Hausarbeiter, die das Essen vorbereiten, putzen und sich um den Wäschetausch kümmern, sind am Vormittag keine Häftlinge hier.

»Wie hat Boenisch sich geführt?« fragt sie den Beamten.

»Unauffällig. In paar Wochen hätt er sich in Sicherungsverwahrung verabschiedet. Der Palast is vis-a-vis, allet todschick. Zwanzig Quadratmeter, Küche, jefliestet Bad, großer Garten. Irgendwann führen die Zimmerservice ein.«

Noch ein Geruch. »Hier wird gekifft«, sagt sie.

»Und jekokst, jedrückt, jesoffen. Sajen Se, wie wir dit abstellen sollen, dann machen wir dit sofort.«

Plötzlich spürt sie einen Blick in ihrem Rücken. Unwillkürlich dreht sie sich um. Immer derselbe dumme Reflex.

»Hier isset.« Aaron hört, dass er das Siegel mit einem Schlüssel aus seinem Bund aufreißt. »Sie kommen ja klar.« Im Abgang grummelt er: »In Vietnam essen sie Füße.« Seine Schritte entfernen sich wie die eines Mannes, der jeden einzelnen bis zum Tag seiner Pensionierung zählt.

»Ich will zuerst allein rein.« Sie betritt die Zelle und schließt die Tür. Der Geruch ist so unerschwinglich, dass sie eine Minute braucht, um ihn wahrzunehmen. Tee. Sie geht auf die Knie und tastet das Linoleum ab. Vor der Pritsche ist ein klebriger Fleck; ein getrocknetes Rinnsal verliert sich darunter.

Sie richtet sich auf. Aaron weiß, wie eine Zelle aussieht. Zehn Quadratmeter, Pritsche, Waschbecken, Kloschüssel, Schrank, Fernseher. Dennoch schnalzt sie, sehr leise, um in dem kleinen Raum kein Echo-Chaos zu verursachen. Ihre Lippen formen ein E, erzeugen einen schwachen Knall mit hoher Auflösung. Von der linken Wand prallt der Schall dumpf zurück. Sie schnalzt noch einmal. Halbhoch, über der Pritsche. Sie kniet sich auf die Matratze und ertastet das Bücherbord. Ihre Finger gleiten über die speckigen, zerfledderten Rücken von Paperbacks. Das vorletzte Buch ist gebunden, der Umschlag ohne Risse. Sie schnuppert am Papier. Leicht holzig, wie frisch gedruckt. Als sie das Buch zurückstellen will, bemerkt sie, dass die Seiten in der Mitte auseinanderklaffen.

Eine DVD oder CD liegt darin.

Sie öffnet die Tür. »Was hat er für Bücher?«

Niko nimmt sich das Bord vor. »*Mit dir an meiner Seite – Dein Atem auf meiner Seele – Das Glück meines Lebens – Kirschroter Sommer*. Soll ich weitermachen, oder ist dir schon schlecht?«

Aaron hält ihm das Buch hin, das sie rausgriff. »Und das?«

»... *denn zum Küssen sind sie da*. Noch eine Schmonzette.«

»Lies bitte den Klappentext vor.«

»Der schwarze Detective und Psychologe Alex Cross steht vor einer fast unlösbaren Aufgabe.« Niko stockt. »Auf dem Campus einer Universität in North Carolina werden attraktive junge Frauen von einem Psychopathen entführt und vergewaltigt.« Er atmet eine Nuance schneller. »Es geht um einen Serienmörder.«

»Klapp es auf. Was ist da drin?« fragt Aaron.

»Eine DVD. *Mr. Brooks*.«

»Kennst du den Film?«

»Nein.«

»Aber ich. Er handelt ebenfalls von einem Serienkiller. Mr. Brooks wird von dem Fotografen Smith heimlich bei seinen Taten beobachtet. Smith geht jedoch nicht zur Polizei. Stattdessen erpresst

er Mr. Brooks, um ihn auf seinen nächtlichen Touren begleiten zu dürfen.«

Niko senkt seinen Atem ab.

»Ist hier drin ein DVD-Player?«

»Ja.«

»Sind die Wände dekoriert? Fotos, Poster, Postkarten?«

Sein Schweigen ist so tief, dass man einen Stein hineinwerfen könnte und ihn nie wiedersehen würde.

Als es unerträglich wird, sagt er: »Nur eine Zeichnung.«

»Was zeigt sie?«

Nikos erneutes Schweigen drückt sie gegen eine Wand, die sie selbst errichtet hat. Es dauert endlos, bis sie seine Stimme hört. »Sie ist aus einem Zeitungsartikel, von einem Gerichtszeichner. Damals im Prozess. Du sitzt im Zeugenstand.«

Die Wand, gemauert aus sechzehn Jahren, stürzt ein. Aaron wird auf einen Stuhl im Landgericht Moabit geschleudert. Sie sucht Halt an der Lehne, während sie auf die Fragen von Boenischs Verteidiger antwortet. Seine Strategie zielt auf verminderte Zurechnungsfähigkeit ab; so will er erreichen, dass sein Mandant in die Psychiatrie eingewiesen wird. Die ganze Zeit starrt Boenisch Aaron an. Eine Fliege krabbelt über seinen Unterarm. Er bemerkt es nicht. Ihr Blick flieht zu dem Gerichtszeichner. Der Kohlestift kratzt auf dem Block.

»Jenny?« Niko holt sie zurück.

»Du hast gesagt, er hat die Frau mit einer Tüte erstickt. Was war das für eine Tüte?«

»Wie meinst du das?«

»Durchsichtig oder bedruckt?«

Er wischt über sein Tablet. »Ist nicht vermerkt.«

»Ruf die KT an.«

Niko telefoniert mit der Kriminaltechnik. »C&A. Mit Reklame bedruckt.«

»Sie durfte ohne Aufsicht in die Zelle?« fragt Aaron.

»Natürlich. Sie hatte ja Schlüssel zu jedem Haus.«

»Wurde sie gesehen, als sie unten reinging?«

»Moment.« Er wischt. »Im Wachraum waren zwei Schließer. Sie hat begrüßt, war gut gelaunt. Keinem ist aufgefallen, dass sie nicht

wieder rauskam.«

»Um wie viel Uhr?«

»Halb vier. Die Freizeit begann gerade. Du weißt, was dann hier los ist. Hühnerhaufen. Die Schließer haben Stress.«

»So früh hatte sie schon Feierabend?«

»Sie wollte Überstunden abbummeln.«

»Boenisch soll sie also zwischen halb und Viertel vor vier ermordet haben. Und dann?«

»Er ist in seiner Zelle geblieben, hat keinen interessiert. Um halb zehn hat er sich einschließen lassen. Einer von der Spätschicht hat flüchtig bei ihm reingeschaut, aber es ist ihm nichts aufgefallen. Vermutlich hatte er die Leiche unter der Pritsche deponiert.«

Aaron betritt ihre innere Kammer. Sie ist jetzt am einsamsten Ort der Welt. Hierhin zieht sie sich zurück, wenn sie alles aus großer Distanz und darum ganz klar sehen will. Von weit weg hört sie ihre Stimme: »Das war's bis morgens?«

»Nicht ganz. Nachts um halb zwei gab es einen Vorfall. Boenisch betätigte den Notruf in der Zelle. Ein Schließer hat nach ihm geguckt. Boenisch hat über starke Kopfschmerzen geklagt und Aspirin gekriegt.«

Das hat ihm sicher besondere Freude gemacht. Zu wissen, was unter seiner Pritsche liegt, während man sich um ihn kümmert und ihm Beachtung schenkt.

»Um sechs war Lebendkontrolle. Da hat er in Löffelstellung neben ihr gelegen.«

»Wie viele Teetassen waren benutzt?«

Niko wischt. »Zwei.«

»Milch, Zucker?«

Kein Wischen. Die Frage würde außer ihr niemand stellen.

»Warum ist das wichtig?«

»Wurde sie vergewaltigt?«

»Nein.«

»Welche Verletzungen hatte sie?«

»Kehlkopfbruch.«

»Kampfspuren?«

»Gehst du mal einen Schritt zur Seite?«

Tut sie.

»Schwarze Schlieren an der Wand. Gegenüber der Pritsche.«
 »In welcher Höhe?«
 »Circa ein halber Meter.«
 Aaron verlässt die innere Kammer. »Was denkst du?«
 »Boenisch hat ihren Kehlkopf zertrümmert, damit sie nicht
 schreien konnte, und ihr die Tüte über den Kopf gezogen. Sie hat sich
 gewehrt und Abrieb von den Schuhen hinterlassen.«
 »Weshalb wurde sie in der Schleuse nicht vermisst? Sie musste
 doch ausstempeln.«
 »Dort wurde ein Ausstand gefeiert.«
Darum die penible Kontrolle.
 »Die haben jetzt jede Menge Ärger.«

Sie geht mit Niko hinunter zum Wachraum. Verbrannter Toast, Kaffee, der seit Stunden in der Kanne vor sich hin bittert.

»Ich würde gern mit den beiden Kollegen sprechen, die Frau Breuer vorgestern reinkommen sahen.«

»Schilling ist krankgemeldet.«

»Und der andere?«

»Fortbildung.«

Aaron liest die Gedanken: *Du willst uns nur was anhängen.*

Der Beamte, der sie zu der Zelle gebracht hat, riecht nach Zigarettenrauch und sehnsuchtsvollen Blicken auf die Uhr. »Sind Sie nu schlauer?«

»Seit wann hat Boenisch einen DVD-Player in seiner Zelle?«

»Weeß ick. Wird 'n Antrag gestellt ha'm. Ick sach ja: der reinste Luxus hier.«

»War er die letzten Tage verändert?«

»Hab nich mit ihm jekuschelt.«

Niko fährt den Mann scharf an: »Sie finden es wohl witzig, dass er die ganze Nacht neben einer Leiche gelegen hat?«

»Ick find hier schon ewig nüscht mehr witzig.«

»Zu welchen Häftlingen hat er näheren Kontakt?« fragt sie.

»Bukowski.«

Niko hätte dieselben Fragen gestellt, wenn es sein Fall wäre. Aber die Abteilung wurde lediglich um Amtshilfe ersucht.

Wahrscheinlich wollen die von der Vierten Mordkommission sich nicht mit einer Blinden rumschlagen. »Die war doch mal bei euch. Spielt ihr das Kindermädchen?«

Er blafft den Beamten an: »Geht's genauer? Weswegen sitzt der, seit wann, wo arbeitet er?«

»Bewaffneter Raubüberfall. Vier Jahre. Autowerkstatt.«

»Bringen Sie uns hin.«

Schweres Stahltor auf Rollen. Kreischende Flex. Ein Schweißgerät zieht eine Punktnaht, Patsch-Patsch-Patsch, es riecht nach abgebrannten Wunderkerzen. Aaron schützt die Flamme ihres Feuerzeugs vor dem Wind. Vom U-Bahnhof Holzhauser weht eine Ansage über die Mauer. »Zurückbleiben!«

Bukowski wird rausgeholt. »Tachchen. Ham'se ma eene?«

Das schleimige Brodeln in seiner Stimme ist eine einzige Ermahnung, mit dem Rauchen aufzuhören. Großer Resonanzkörper. Aaron sieht Muskeln, Tätowierungen, Stiernacken. Sie hält Bukowski die Schachtel hin, gibt ihm Feuer, nimmt Handwaschpaste wahr.

Ich wette, du kommst nicht drauf, dass ich blind bin.

Niko fragt: »Wie gut kennen Sie Reinhold Boenisch?«

»Jeht so.«

Der Vollzugsbeamte raucht mit: »Quatsch keen Scheiß. Du hängst doch dauernd mit dem rum.«

»Er hat Familienanschluss jesucht. Wollt ick nich so sein, wa.«

»Jaja, bist 'n juter Mensch.«

»Sa ick ooch imma.«

»Ist Ihnen in letzter Zeit etwas Ungewöhnliches an ihm aufgefallen?« fragt Aaron. »Hat er sich zurückgezogen, war irgendwie durcheinander?«

»Isser imma. Er sacht, in seinem Kopp is Party.«

»Wussten Sie, dass er zu der Psychologin ging?«

»Jeh'n wer alle hin. Ha'mse die ma jeseh'n? Echtet Jeschoss. Sorry. Muss ick Ihnen ja nich sa'n, wa.«

Aaron weiß, dass er bis zum Scheitel grinsen würde, wenn die Ohren nicht wären. Sie tritt ihre Zigarette aus. Eine Woche geübt. »Herr Bukowski, einer wie Sie hat keinen wie Boenisch zum Kumpel. Er ist ein Riesenkerl, aber wehren kann er sich nicht. Frauenmörder

stehen hier in der Hackordnung ganz unten. Er braucht einen Schläger, der ihn beschützt, und das sind Sie. Dafür gibt er Ihnen was von seinem Lohn ab. Können wir uns darauf einigen?«

Bukowski zieht Rotz hoch.

Niko sagt: »Ihre Geschäftsbeziehung ist ein Auslaufmodell, Boenisch wird auf jeden Fall verlegt.« Seine Stimme ist selbstbewusst, verbindlich. Aaron kennt diesen Tonfall, mit dem er auch damals in Neapel beim ersten Kontakt ganz cool festgestellt hat: »Zehn Millionen sind kein Problem.«

»Und?«

»Abends Glotze, solange Sie wollen.«

Bukowski denkt nach.

»Haben Sie draußen eine Freundin?« fragt Aaron.

»Warum?«

»Eine Stunde mit ihr, ungestört.« Sie spürt die Gier, schon wieder eine zu rauchen.

»Kann ick noch ne Fluppe ha'm?«

Aaron gibt Bukowski ihre letzte. Sie sieht vor sich, wie er die Zigarette zwischen Daumen und Zeigefinger hin und her rollt, gerissen einen Kringel pafft.

»Sonntag quatscht er mir an. Ob ick ihm ma richtig die Rippen poliere. Dachte, er will mir verarschen. War aber ernst jemeint. Hab ick ihm paar verpasst. Der hat doch ne Schacke.«

3

Der Gang ist endlos. Sie merkt, wie ihre Schritte immer langsamer werden. Niko bleibt vor einer Tür stehen. »Du musst das nicht machen.«

»Doch.«

Im Kontaktraum hört sie sofort das aufgeregte Scharren von Badelatschen. Ein Beamter knurrt: »Mach keen Terz.«

Sie streckt die Hand aus. Bei einer Begrüßung ist Aaron stets die Schnellere, um nicht nach der Hand des anderen suchen zu müssen. Boenisch jedoch würde sie niemals berühren, wenn es nicht notwendig wäre; bereits der Gedanke verursacht bei ihr einen Brechreiz. Aber Aaron will seine Hand lesen.

Er umfasst die ihre mit beiden gefesselten Metzgerpranken. Sie sind feucht und zittrig, verraten seine Vorfreude.

Wie sieht er aus, sechzehn Jahre später?

Seine Stimme hat den flehenden Unterton, den sie kennt und nie vergessen hat. »Es tut mir so leid, dass Sie blind sind. Sehr, sehr leid.«

Hier, ich schenke dir eine Erektion.

»Ich will mit Herrn Boenisch allein reden.«

Niko schnaubt: »Kommt nicht infrage.«

Aaron zieht ihn einige Schritte weg. Ihre Absätze lassen sie wissen, dass bis zur Wand noch ein Meter Luft ist. Sie flüstert: »Fessle ihn ans Heizungsrohr.«

»Vergiss es.«

»Er sagt kein Wort, wenn du dabei bist.«

Niko streift Aarons Hand unwillig ab, grübelt, tut es.

Stühlerücken, Metall auf Metall, Schritte, Türenschnellen.

Die Kugel trat links in ihren Hinterkopf ein und durchschlug beide Hemisphären des Hirncortexes. Aber der Sehnerv blieb unverletzt.

Aaron besitzt einen ganz klaren Blick. Sie orientiert sich an Atem und Stimme und hat gelernt, ihre Augen zehn Grad über die Mundposition des Gegenübers zu richten, so dass dieser den Eindruck hat, angeschaut zu werden.

Nur in Vernehmungen tut Aaron das nicht. Der Sehende erzählt dem Blinden Dinge, die er sonst niemandem anvertrauen würde. Weil der andere doch nicht bemerkt, wie man rot wird, die Hände knetet, ins Leere starrt, um Worte ringt. Denkt er. Es ist wie bei einer Beichte. Der Sehende glaubt sich sicher hinter dem schwarzen Vorhang, der den Blinden von ihm trennt, und ist dabei selbst der Blinde.

Aaron blickt an Boenisch vorbei. Er soll sich ihr überlegen fühlen. Sie legt ihr Handy auf den Tisch und startet die Aufnahme. Sein Atem fliegt. Er kann es kaum erwarten, dass sie die erste Frage stellt.

»Sind Sie mit dem Essen hier zufrieden?«

Boenisch schleudert einen Schwall saure Luft heraus, so enttäuscht, so enttäuscht, dass es kein perfekter erster Satz ist.

Darum ist er genau richtig.

»Ja.«

»Sie arbeiten in der Wäscherei. Kommen Sie mit den Kollegen zurecht?«

»Geht.« Er könnte weinen, weil sie alles kaputtmacht.

»Werden Sie gut behandelt?«

Boenisch stöhnt auf.

»Was ist?«

»Ein Schließer hat mich geschlagen. Meine Rippen sind grün und blau. Wollen Sie mal fühlen?«

»Das müssen wir anzeigen. Machen wir später.«

Aaron fährt die nächsten Minuten stoisch fort: Wie oft seine Tante ihn besucht, ob er lieber im Gemeinschaftsraum fernsieht oder allein, wann er abends das Licht löscht, wie der Empfang seines Transistorradios ist, die Qualität seiner Matratze. Lauter Themen, die sie brennend interessieren.

Der Roman war nur die Verpackung. Es geht um den Film.

Boenisch ist kurz vorm Durchdrehen. Sie fragt: »Wie gefällt Ihnen Mr. Brooks?«

Endlich!

Er schnappt glücklich nach Luft, und Aaron ist wieder in dem heißen August vor sechzehn Jahren, als sie während des Studiums an der Polizeihochschule für ein sechsmonatiges Praktikum zur Berliner Mordkommission VI ging und der SoKo zugeteilt wurde, die man gerade gebildet hatte.

Zwei Rechtsanwältinnen einer Charlottenburger Kanzlei mit über hundert Partnern waren im Abstand von nur einer Woche spurlos verschwunden. Beide hatten bis spätabends gearbeitet; der Nachtportier des Bürohochhauses war der Letzte, der sie lebend gesehen hatte. Natürlich zog man einen Zusammenhang mit einem Mandat der Kanzlei in Betracht. Doch die war auf trockenes Steuerrecht spezialisiert, und die Frauen waren nie mit demselben Verfahren befasst gewesen.

Privat pflegten sie anscheinend keinen Umgang.

Keine Lösegeldforderungen. Nicht die geringste Spur.

Auf Aaron wurde der Kontakt zu den Angehörigen abgewälzt, die täglich verzweifelter wurden. Sie sah es ihren Kollegen nach; es war schlimm, immer dieselben Sätze herunterzubeten: *Geben Sie die Hoffnung nicht auf. Wir tun alles Menschenmögliche. Wenn Sie möchten, erhalten Sie natürlich therapeutische Hilfe.*

Bald ließen die Gesichter der Ehemänner und Kinder sie nicht mehr ruhen. Die Akten wuchsen auf zwei Regalmeter an. An die hundert Personen aus dem Umfeld wurden befragt. Verwandte, Freunde, Kollegen, Nachbarn, Personal und Kunden eines Fitnesscenters. Man erwog sogar, dass die beiden Frauen ein heimliches lesbisches Verhältnis haben könnten und abgetaucht waren.

Aaron las alles, bis sie jeden Satz auswendig konnte.

Der Nachtportier war dreimal einvernommen worden:

Frau Dr. Marx fuhr also gegen dreiundzwanzig Uhr mit dem Lift direkt in die Tiefgarage?

Ja. So um elf rum. Ich wollt nach oben, meinen Rundgang machen, da war sie im Fahrstuhl, wie die Tür aufging. Ich hab gesagt: Fahren Sie ruhig runter, Frau Doktor, ich hab ja Zeit.

Beim nächsten Mal:

Ich weiß, dass es Punkt elf war, weil ich auf die Uhr geguckt hab: Das muss ja eine ganz wichtige Sache sein, wenn sie so lang im Büro hockt, hab ich gedacht. Sie hat den falschen Knopf gedrückt und ist bei mir in der Lobby gelandet. Ich hab nen schönen Feierabend gewünscht. Geredet hat sie nicht mit mir.

Und dann:

Muss fünf vor oder fünf nach gewesen sein. Sie wollt nochmal kurz hoch, weil sie was vergessen hatte. Unterlagen bestimmt. Irgendwie war sie durch den Wind.

Wie meinen Sie das?

Komisch halt. Kurz angebunden.

Die Befragungen waren von verschiedenen Beamten durchgeführt und nicht in derselben Akte abgeheftet worden, darum waren die Widersprüche niemandem aufgefallen. Wie spät war es genau gewesen? Sprach die Frau mit ihm oder nicht? Hatte sie sich im Stockwerk geirrt oder hielt der Fahrstuhl in der Lobby, weil der Portier den Knopf gedrückt hatte? Wollte sie nach unten oder nach oben? Falls Letzteres zutraf: Wieso war er nicht mit hochgefahren, wenn doch seine Runde anstand? War er vielleicht eingeschlafen und wusste überhaupt nicht, wann die Frau das Haus verlassen hatte? Aber warum hätte er sich dann in Widersprüche verstricken müssen? Es hätte genügt zu behaupten, im Gebäude unterwegs gewesen zu sein und keinen Schimmer zu haben, wann sie heimfuhr.

Reinhold Boenisch war dieser Nachtportier.

Er will sich vorbeugen. Aaron hört, dass die Handschellen am Heizungsrohr rucken. Sie zwingt sich, Boenisch etwas Gutes zu tun und mit dem Stuhl einen halben Meter vorzurutschen.

Er atmet dankbar aus. »Ich schäme mich, dass ich den Film geguckt hab. Das hätt ich nicht tun dürfen. Er hat mich so aufgeregt.« Seine Stimme bebt. »Kennen Sie den?«

»Ja.«

Sein Atem ist die reine Verzückung.

»Seit wann haben Sie ihn – und woher?«

»Nicht lang. War ein Tipp von jemand«, weicht er aus.

Ein wichtiger Satz, sie lauscht dem Echo seiner Bedeutung.

»Von wem?«

»Irgendjemand.«

»Einem, den Sie mögen?«

»Weiß nicht.«

Sicher nicht Bukowski. Die Idee, als Hülle für Mr. Brooks einen Psychothriller zu wählen, der sich hinter einem kitschigen Titel versteckt, damit er unter Boenischs anderen Büchern nicht auffiel und durch die Zensur ging, ist zu intelligent für ihn.

»Ich hätt den Film nicht gucken dürfen.«

Erneut scheuern die Handschellen. Aaron schenkt Boenisch noch zehn Zentimeter.

»Ich bin so froh, dass Sie damals gekommen sind. So froh. Sie haben mich gerettet. Sie waren mein –« Er weint, kann nicht weiterreden, klatscht mit den Latschen auf und ab und kriegt die Worte nicht heraus, die seinen Mund verstopfen.

Es kostet sie eine solche Überwindung, die Hand auszustrecken und Boenisch an der Schulter zu streicheln, dass sie einen Krampf im Arm bekommt. Er reckt ihr die Schulter begierig entgegen. »Mein Engel. Danke, dass Sie bei mir geklingelt haben.«

Gestern war sie wegen einer gemeinsamen Ermittlung des BKA und der französischen Antiterrorereinheit RAID in Paris. Als sie zwischen zwei Besprechungen Nikos Stimme auf ihrer Mailbox hörte, zum ersten Mal seit fünf Jahren, schnürte es ihr die Kehle zu. In den folgenden Stunden ging es um einen in Wuppertal verhafteten Al-Qaida-Schläfer, bei dem Pläne für Anschläge in Frankreich gefunden worden waren. Sie funktionierte irgendwie. Dann ging sie raus, rauchte und vernahm das Summen des riesigen, atmenden Gebäudes. *Ich tu das nicht. Dazu kann mich keiner zwingen.* Doch plötzlich musste sie an das Leichtathletiktraining an der Schule denken, wo sie beim Stabhochsprung die Matte verfehlt und sich den Ellbogen gebrochen hatte. Als alles verheilt war, ging sie zum Sportplatz. Sie wusste, dass sie ewig Angst vor dieser beschissenen Latte haben würde, wenn sie nicht wenigstens noch ein Mal sprang. Danach war es gut.

Also rief Aaron in Wiesbaden an und bat ihre Sekretärin, sie der Abteilung für morgen zu avisieren und für sie die Frühmaschine von Orly zu buchen. Im Internet rief sie den Berliner Wetterbericht für

den 3. August vor sechzehn Jahren auf. Darum weiß sie, dass es an jenem Abend endlich geregnet hatte.

Boenisch wohnte in seinem Elternhaus in Spandau, oben am Wald. Sicher hingen die Bäume auf dem Grundstück voll Nässe. Es muss nach Erde gerochen haben, Blättern, Staub.

Doch daran erinnert sie sich nicht.

Nur, dass sie im Dunkeln an der Gartenpforte läutete.

Es dauerte, bis Boenisch öffnete. Aber er habe doch schon alles erzählt. – Natürlich, wenn er helfen könne. Er bat sie rein, entschuldigte sich umständlich, dass er nicht schneller an der Tür gewesen sei, weil er Fernsehen geguckt habe und den Ton immer so laut stellen müsse wegen seiner schlechten Ohren, er habe ja bloß ein Trommelfell, das andere sei geplatzt, als er klein gewesen war und er vom Vater mal wieder Senge mit dem Gürtel gekriegt habe.

Er zitterte plötzlich und tat Aaron leid. Seine Katze buckelte an ihrem Bein, aber schnurrte nicht. Sie hatte ein schwarz- und ein weißumrandetes Auge, ihr Schwanz war geknickt.

»Ach, hab ja noch gar nicht gefragt: Wollen Sie was trinken?«

»Ein Glas Wasser wäre nett.«

Er ging in die Küche. Die Katze maunzte. Aaron achtete nicht darauf. Sie legte eine Hand auf den Fernseher.

Kalt.

Zu spät sah sie, dass Boenisch in der Küchentür stand.

»Hab keins mit Sprudel mehr. Geht's auch vom Kran?«

Seine Stirn schwamm in Schweiß.

Aaron sagte hastig, dass sie einen wichtigen Termin verbaselt habe und dummerweise schon wieder losmüsse; es eile nicht, man könne ein andermal reden.

Boenisch sah traurig aus. »Schade.«

Als sie an ihm vorbei wollte, packte er sie wie eine Maus. Er war unglaublich stark. Er schmiss Aaron auf den Steinboden, kniete sich auf sie, nahm ihr das Handy und die Uhr weg, riss sie hoch, schleifte sie zur Kellertür, stieß sie die stockfinstere Treppe hinunter und schloss ab.

Aaron hat so vieles vergessen. Aber nicht diesen Gestank. Sie musste sich sofort übergeben. Sie weiß nicht, wann sie wieder atmen

konnte. Ihr linkes Schlüsselbein brannte. Sie fühlte den Knochen rausstehen. Die ganze Seite war taub.

Würgend tastete sie sich voran. Fand etwas Pelziges, ein Tier, Hund, steif, wie ausgestopft. Kurz hatte sie die Hoffnung, dass der Gestank daher kam. Und berührte eine Sekunde später die erste Leiche, die Haut an den nackten Beinen teigig, widerwärtig weich.

Aaron schrie und schrie, bis ihr Körper nur noch ein entsetzlicher Schmerz war und sie ihn gleichzeitig nicht mehr spürte. Hundert Jahre lag sie wimmernd da, wollte sich aus dieser Hölle in die Arme ihres Vaters wegträumen und konnte es nicht.

Konnte es nicht.

Dann und wann flüsterte ein Flugzeug über dem Haus. Irgendwo dort war die Welt. Waren Menschen. War das Kino, in dem sie sich an diesem Abend *American Beauty* ansehen wollte.

Abermals hundert Jahre vergingen, bis die Kellertür aufgeschlossen wurde. Boenisch kam durchs Dunkel. Er leuchtete ihr mit einer Taschenlampe ins Gesicht, so dass sie seins nicht sah.

Schluchzte: »Was soll ich mit Ihnen machen?«

Sie wollte um ihr Leben betteln und kriegte kein Wort raus.

Er ging und schloss wieder ab.

Sie wusste, dass sie aus diesem Verlies nie mehr rauskommen würde, wenn sie keinen Weg fand, die Zentrifuge auszuschalten, die ihr Herz unablässig gegen die Rippen schleuderte.

Über ihr legte Boenisch eine Platte auf. Roy Orbison: »Pretty Woman«. Sie knackte, leierte.

Papa, was soll ich tun?

Wo bist du? Du musst mit dem arbeiten, was du hast.

Aaron dachte: Das schaffe ich nicht. Doch sie begann zu tasten.

Pretty Woman, walking down the street.

Pretty Woman, the kind I like to meet.

Die zweite Leiche. Der klaffende Schrund im Hals, Gewebe, das sich anfühlte wie trockener Kuchen.

Weiter. Weiter. Und dann durchströmte sie ein Glücksgefühl. Ein Nagel. Lang und rostig. Aaron umschloss ihn mit der Faust, kroch zurück, orientierte sich an der ersten Leiche und dem Hund, fand die Treppe, zog die Schuhe aus, schlich hoch.

Pretty Woman, won't you pardon me?

Pretty Woman, I couldn't help but see.
Endlich kniete sie vor der Tür.
Papa, ich sehe nichts.
Nicht sehen, wissen.
Der Nagel ist zu groß, ich kriege die Tür nicht auf.
Nicht die Angst lähmt dich. Angst ist gut, sie hält dich wach. Aber du
musst verdammt nochmal deinen Atem kontrollieren! Ich habe dir doch
gezeigt, wie!

Sie streifte zitternd das T-Shirt hoch, legte die Hand auf die Nabelhöhle, atmete tief dagegen, konzentrierte sich beim Ausatmen darauf, dass ihr Bauch sich zur Wirbelsäule wölbte.

Der Trommelschlag ihres Herzens wurde leiser.

Wie unsagbar froh sie darüber war.

Aaron betastete das Mauerwerk. Sie fand eine Fuge zwischen zwei Steinen und schob den Nagel hinein. Trat mit dem nackten Fuß darauf, bog den Nagel, ignorierte den Schmerz.

Bitte brich nicht! Bitte brich nicht! Bitte brich nicht!

Tat er nicht.

Sie führte den Nagel ins Schloss. Hakelte, bis es aufging.

Schob den Nagel wieder in die Wand, bog ihn gerade.

Bitte brich nicht! Bitte brich nicht! Bitte brich nicht!

Er hielt.

Ein winziger Spalt genügte, um Boenisch zu sehen. Er stapfte auf und ab, jeder Schritt ein Schluchzen, drehte ihr den Rücken zu. Die Katze saß auf dem Sofa und starrte Aaron an.

Sie hatte nur diese eine Chance. Drückte die Tür vollends auf. Spannte die Muskeln.

In diesem Moment schaltete Boenisch die Musik aus.

Ihr Puls schnellte auf über zweihundert.

Boenisch griff zum Telefon.

Zu viel Adrenalin. Sie war wie erfroren.

Als er vier Ziffern getippt hatte, wollte er sich mit dem Apparat in der Hand umdrehen. Die Katze sprang an ihm vorbei aufs Fensterbrett und fegte fauchend einen Blumentopf runter. In der Sekunde, die er abgelenkt war, rang Aaron das Adrenalin nieder und warf ihre letzte Kraft in fünf Schritte, die der Steinboden verschluckte. Sie rammte Boenisch den Nagel in den Nacken, trieb

ihn rein bis zum Anschlag. Er gab ein dumpfes Gurgeln von sich. Seine Hände wirbelten ins Leere wie Dreschflegel. Sie zog den Nagel wieder raus und sprang zurück. Blut spritzte in ihr Gesicht. Boenisch fiel lautlos um. Auf seinem Hemd war ein Soßenfleck. Die Augen blickten flehend. Aaron spürte ein wahnsinniges Verlangen, ihn verbluten zu lassen wie ein abgestochenes Schwein.

Sie setzte sich aufs Sofa. Schaute Boenisch beim Sterben zu.

Die Katze kümmerte sich nicht um ihn. Trippelte zu Aaron und sprang auf ihren Schoß. Schnurrte. Das weiße Auge war zu, es sah aus, als zwinkerte sie mit dem schwarzen. Aaron streichelte ihren mageren Buckel.

Plötzlich sah sie ihren Vater neben sich sitzen, wie am Tag der bestandenen Aufnahmeprüfung für die Polizeihochschule, bei der Rast auf einer Bank nach einem langen Spaziergang.

Wo? Im Wald? Im Park? Am Rhein? War ich aufgeregt? Hat er gezeigt, wie stolz er auf mich war? Und meine Mutter? Hat sie mir vorgespielt, dass sie sich für mich freut?

Sie erinnerte sich an seine Worte. »Vor dem Abflug nach Mogadischu habe ich Wegener was unterschlagen, sonst hätte ich den Einsatz nicht mitmachen dürfen. Jürgen Schumann, der Flugkapitän der ›Landshut‹, war früher Starfighterpilot gewesen, am Fliegerhorst Büchel stationiert; zur gleichen Zeit, als ich dort in der Luftlandebrigade gedient habe. Richtig feiner Kerl, zehn Jahre älter, hat mich unter die Fittiche genommen und mir mal sehr geholfen, als ich ein Problem mit einem Vorgesetzten hatte. In Mogadischu war das Erste, was ich nach der Landung hörte: »Die Schweine haben den Piloten erschossen!« Spätestens jetzt hätte ich es sagen müssen; ohne emotionale Distanz geht in dem Job nichts. Hielt's Maul. Drei Terroristen haben wir erledigt, zwei davon ich, nur Souhaila Andrawes hat überlebt. Sie lag vor der Bugtoilette, schwer verwundet, weggetreten. Die anderen haben die Geiseln rausgeschafft. Ich hätt's tun können. Kugel zwischen die Augen. Ende. Dachte dran. Aber bloß eine Sekunde. Als die Andrawes rausgetragen wurde, hat sie für die Kameras das Victory-Zeichen gemacht. Trotzdem war es richtig. Vergiss das nie.«

Aaron forderte Unterstützung und einen Krankenwagen an. Bis zum Eintreffen streichelte sie die Katze. Man sagte ihr, dass sie acht

Stunden in dem Keller gewesen war. Hätte es zwei Tage oder zwei Wochen geheißsen, hätte sie es auch geglaubt.

Die Sirene beendet die Mittagspause in Tegel.

»Was gefällt Ihnen besonders an *Mr. Brooks*?« fragt sie.

Boenisch antwortet nicht.

»Sie dürfen es mir ruhig sagen, wir können doch beide Geheimnisse bewahren.«

Flugzeuglärm schwillt an, die Maschine ist direkt über ihnen, im Landeanflug auf Tegel; das Tosen der Turbinen verschluckt Boenischs Antwort.

»Ich habe Sie nicht verstanden.«

»Die Hauptfigur«, wiederholt Boenisch.

»Mr. Brooks, der geachtete Bürger, der Nacht für Nacht loszieht, wahllos Menschen tötet und niemals gefasst wird?«

»Der ist nicht die Hauptfigur.«

»Ach so?«

»Sie wissen, wer die Hauptfigur ist!«

»Wer denn?«

»Smith!«

»Der Mann, der Mr. Brooks erpresst, damit er ihn beim Morden begleiten darf? Einer, der selbst nicht fähig wäre zu töten? Wie passt das zu Ihnen? Seit wann wollen Sie bloß zusehen?«

»Smith hätte das gekonnt! Mr. Brooks fährt mit ihm auf den Friedhof, damit Smith ihn erschießt. Er drückt ab! Drückt ab!«

»Mr. Brooks hatte den Schlagbolzen unbrauchbar gemacht.«

»Aber das weiß Smith nicht! Er hat abgedrückt!«

»Und? Dem ist längst klar, dass Mr. Brooks sich nicht einfach erschießen lassen würde. Für Mr. Brooks ist das ein Spiel. Smith ist ein jämmerlicher Feigling.«

Boenisch heult auf. Aaron ruft: »Niko?« Er kommt rein. »Herr Boenisch und ich machen eine Pause.«

»Nein, ich brauch keine Pause!«

Doch, denkt sie, als sie mit Niko rausgeht. Boenisch soll sich wieder richtig aufladen.

So gierig nach ihr werden wie zu Beginn.

Vor Haus 6 atmet Aaron tief ein. Sie wünschte, sie hätte Bukowski nicht ihre letzte Zigarette gegeben. »Holst du die Therapieprotokolle beim Psychologischen Dienst? Ich warte hier.«

Sie fühlt, dass Niko sich entfernt. Seine Schritte hört sie nicht, obwohl sie auf dem Schnee knirschen müssten.

Zehn Dinge, die Aaron gern hört:
Janis Joplin
Kinderglucksen
das Meer bei einsetzender Ebbe
einen Bleistift auf Papier
Regen auf einem Blechdach
Harleys
Spatzen im Frühling
das Klacken ihres Dupont-Feuerzeugs
Buchseiten beim Umblättern
Schnurren

Unbewusst wendet sie das Gesicht in Richtung Jungfernheide, den Wald ganz in der Nähe. Sie ist weit fort von allen Straßen, spürt federndes Moos unter den Schuhen, Äste, die ihren Nacken streifen, vernimmt das Rascheln kleiner Vögel und überlegt, wann sie zuletzt dort war.

Als man sie damals aus Boenischs Haus trug, fragte sie nach der Katze. Von der Klinik fuhr sie direkt nach Spandau und redete mit Boenischs Nachbarn. Sie klebte Zettel mit ihrer Telefonnummer an Lichtmasten und Bäume im Viertel. Keiner hatte die Katze gesehen. Nie rief jemand an.

Aber dann, Monate später, wachte sie in ihrer Wohnung auf, und etwas zwickte sie in den großen Zeh.

Marlowe.

Der schwarze, dicke, satte Kater, der über Nacht in ihr Leben getänzelt war, als ob er gewusst hätte, dass er für jemand anderen einspringen musste.

Aaron erinnert sich nicht mehr, wo er plötzlich herkam. Ihre liebste Vorstellung ist, dass er auf ihrem Autodach mitfuhr, als sie in einem Schokoladenladen Katzensungen gekauft hatte.

Sie weiß nicht, wie alt er war. Aber dass sie sofort zusammengehörten. Er ließ keinen Zweifel daran, dass er sie ausgesucht hatte. Wenn sie ins Bett ging, legte er sich in ihre Armkuhle und schnurrte sie in den Schlaf, weil er wusste, dass sie Angst vor ihren Träumen hatte. Er knabberte jeden Morgen pünktlich zur Weckzeit an Aarons großem Zeh und ging erst an sein Futter, wenn auch sie frühstückte. Schmuste mit ihr, wenn sie's brauchte, und ließ sie in Ruhe, wenn sie sich auf einen Gedanken konzentrieren musste. Er war beschäftigt mit Katzenangelegenheiten und sehr ernst und ihr bester Freund.

Danke, dass ich das noch haben darf.

Es blieb ihr verborgen, wie Marlowe seine Tage verbrachte. Aber wenn sie aus dem Auto stieg, saß er immer kugelrund am Fenster und erwartete sie, ohne dass sie das Gefühl hatte, er sei einsam gewesen. Aaron setzte sich mit ihm aufs Sofa, und sie spielten das Augenspiel, bei dem es galt, die Augen zu schließen und blinzeln zu erraten, wer zuerst wieder guckt.

Später, als sie der Abteilung angehörte, war sie viele Abende bei Sandra und Pavlik, und Marlowe wusste schon vorher, wo es hingehen würde. Er mochte die beiden und ihre Kinder, saß erwartungsvoll an der Tür, kam natürlich mit, vergnügt auf der Hutablage, und tat bei den Zwillingen sogar so, als ob er sich für einen Ball oder ein Spielzeugauto interessierte, weil er ihnen damit eine Freude machte.

Aber Niko mochte er nicht. War er eifersüchtig?

Oft musste sie ihn verlassen, manchmal für Wochen, und gab ihn dann zu einer alten Dame im Haus, die allein war und sich über Marlowes Gesellschaft freute. Wenn Aaron zurückkam, sprang er auf ihren Arm, stupste sie kurz an, um Hallo zu sagen, und war nicht beleidigt, denn er wusste, dass es gewichtige Gründe für ihr Fortbleiben gegeben haben musste.

Eines Morgens verschlief sie, weil Marlowe sie nicht geweckt hatte. Er war sehr schwach und atmete leise. In großer Angst fuhr sie mit ihm zum Arzt. Es war ein Tumor. Er würde nicht mehr lange leben, aber Schmerzen habe er noch keine, hieß es.

Aaron sollte am folgenden Tag auf einen Einsatz im Ausland. Sie wollte ihren Jahresurlaub nehmen. Ihr Chef war krank, sein Vertreter

stellte sich stur. Aaron erklärte, dass sie den Dienst quittieren würde. Sie bekam den Urlaub. Viele Stunden wiegte sie Marlowe in ihren Armen und sagte ihm, was er für sie war. Sie wusste, dass er sie verstand und genauso fühlte. Als sie an einem anderen Morgen aufwachte, lag er in seiner Kuhle und war eingeschlafen, friedlich, während er ihre Träume bewacht hatte wie immer. Sie begrub ihn unter einer Birke im Wald von Jungfernheide und ging viele Male an sein Grab und sprach mit ihm, bis sie nach Barcelona flog.

Ob sie Niko bitten kann, nachher mit ihr dorthin zu fahren? Nein, Niko würde es nicht verstehen.

Er kam so lautlos, wie er verschwunden war. Sie schreckt zusammen, als er sagt: »Ich habe die Protokolle.«

Zwei Minuten später sitzt sie Boenisch wieder gegenüber. Sie spürt seine Ungeduld. Aber erst muss sie in die Nacht zurückkehren, in der sie ihn leben ließ und es in seinem Haus von Polizeibeamten wimmelte.

4

Weshalb wollte einer wie Boenisch telefonieren, wenn er zwei ausgeblutete Frauenleichen im Keller hatte, dazu ein drittes Opfer, verletzt, wehrlos, auf das er sich freuen konnte?

Und mit wem?

Die vier gewählten Ziffern bildeten die Vorwahl von Kassel. Dort gab es einen Anschluss, den er zuvor schon einige Male angerufen hatte. Er gehörte einem Mann namens Helmut Runge. Frühmorgens holten Polizisten ihn aus dem Bett. Runge war Handelsvertreter für Fliesen, zweiundfünfzig, verheiratet, dreizehnjährige Tochter, ein Sohn kurz vor dem Abitur. Ein Leben so interessant wie Staub auf einem Schrank. Er sagte, dass er Boenisch vor einigen Jahren in einer Spandauer Kneipe kennengelernt habe, als er in Berlin auf Verkaufstour gewesen sei. Man habe sich hin und wieder getroffen, Kino, Billard, auch Saufen. Boenisch sei eine arme Sau, habe keinen zum Reden. Manchmal rufe er an und nerve. Aber zwei tote Frauen – Runge trank um sechs einen Schnaps.

Das Bemerkenswerteste, was die Durchsuchung seines Hauses zum Vorschein brachte, war eine Sammlung von Kinderüberraschungseiern im Hobbyraum. Für die Tage, an denen die Frauen verschwunden waren, hatte Runge Alibis: Am ersten war er auf einem Vertreterseminar in Bielefeld gewesen, am zweiten, bis nach Mitternacht, auf einer Geburtstagsfeier in Peine. Dreißig Zeugen, zum Beispiel seine Frau.

Damit war für alle klar: Boenisch ist ein Einzeltäter.

Stunde um Stunde stand Aaron hinter dem venezianischen Spiegel und sah bei den Vernehmungen zu. Boenischs Augen waren ein Wasserfall. Immer wieder schlug er den Kopf auf den Tisch. »Hab's gemacht! Hab's gemacht! Hab's gemacht!«

Man zeigte ihm Fotos von verschwundenen Frauen, ungeklärte Fälle der letzten Jahre. Boenisch gestand die Morde an zwei Joggerinnen und führte die Polizisten zu der Stelle im Spandauer Forst, wo er die Leichenteile vergraben hatte. An seiner Täterschaft bestand kein Zweifel.

Doch Aaron ließ der Napf mit verschimmelten Essensresten in Boenischs Keller nicht ruhen. Die Frauen waren nicht sofort nach ihrer Entführung getötet worden, und in den darauffolgenden Tagen hätte Helmut Runge durchaus in Berlin sein können. Er war auf Tour in Sachsen-Anhalt gewesen – »die ordern Fliesen wie die Geisteskranken.« Das waren gerade mal hundertzwanzig Kilometer.

Keiner wollte das hören. Sie sei verletzt, traumatisiert, solle sich erholen, vergessen. Sechs Wochen musste sie einen Schulterverband tragen, so lange wurde sie vom Praktikum befreit.

Ihr Vater kam nach Berlin. Er fragte das Richtige: War die Schallplatte zerkratzt? Wie viele Stufen hatte die Treppe? Was war das für ein Nagel?

Bei ihm konnte sie endlich weinen.

Wünsche ich mir das nur?

Habe ich je geweint, bevor ich in Barcelona aufgewacht bin?

Aber auch er sagte: Du musst das vergessen.

Niemals.

Aaron fand auf der Website von Runges Arbeitgeber einen Bericht über ein Vertreterseminar. Runge hatte die zweithöchsten Geschäftsabschlüsse der Regionaldirektion Nord. Er hielt einen Pokal hoch. Sie vergrößerte das Foto. Seine Fingernägel waren gelb, ungepflegt, fast wie Klauen. Warum sah das sonst keiner? Unentwegt dachte Aaron daran, wie Boenisch sie mit der Taschenlampe angestrahlt und geschluchzt hatte: »Was soll ich mit Ihnen machen?«

Warum wollte er ausgerechnet Runge anrufen?

»Ich musst mit jemand über irgendwas quatschen, mich ablenken, damit ich die im Keller nicht zu schnell totmach.«

Aaron besorgte sich einen halben Meter Fachliteratur. Die ersten Sätze stammten von Charles Manson: »Wenn auf dem Gesicht dieser Erde je ein Teufel existierte, bin ich es. Er holte sich meinen Kopf zu jeder Zeit, wann immer er wollte.«

Das Böse ist ein moralischer Parameter, kein Algorithmus. Dennoch gibt es bei allen Serienmördern, mit Ausnahme von Snipern, Übereinstimmungen, die gültig sind wie mathematische Axiome.

Der »Schlächter« passt die Morde der Situation an, improvisiert, geht wahllos und spontan vor.

Dagegen Boenisch: »Ich hab lang überlegt: Welche? Und genau da kriegt ich von Frau Marx Pralinen geschenkt, weil ich ihren Wagen durch die Waschanlage gefahren hab. Da wusst ich: die! Und die Lamprecht war immer hochnäsig, zack, zack, bei der musste man springen. Die hat mich richtig gejuckt.«

Der Schlächter ist unfähig, Gefühle für andere Menschen zu entwickeln, und sieht sie nur als Gegenstand. Einen Stuhl zu verrücken bedeutet dasselbe wie quälen, töten, zerstückeln, die Leichenteile irgendwann wie Müll wegwerfen.

Traf das auf Boenisch zu?

Alle in seinem Bürohaus hatten ausgesagt, dass er keinen Geburtstag vergaß, jedem ein Lächeln schenkte, Aspirin und Pflaster für Notfälle in der Schublade bereithielt, Krankenbesuche machte. Die Nachbarn kannten ihn hilfsbereit. An Halloween klingelten die Kinder gern bei ihm, weil er oscarreif so tun konnte, als ob er sich erschreckte; von ihm bekamen sie mit Abstand die meisten Süßigkeiten. Wenn er in harten Wintern nach der Nachtschicht heimkam, schippte er in der ganzen Straße Schnee und streute den Bürgersteig.

Typ Nummer zwei ist der »Planer«, eine viel rarerer Spezies. Der nette Kerl, den alle mögen. Er hat einen festen Job, ein geregeltes Leben.

Wie Boenisch.

Der Planer wählt den Tatort umsichtig aus. Alles soll perfekt sein; ein ruhiger, sicherer Platz, an dem man entspannen kann, um jeden Moment zu genießen.

Wie Boenischs Keller.

Er wechselt nie sein Schema. Die kleinste Veränderung würde alles zerstören.

Beide Male den späten Feierabend abgepasst, die Frauen in der Tiefgarage mit Chloroform betäubt, ihnen erst nach der tagelangen

Mastphase, in der die Vorfreude die Phantasie mästet, bis sie fett ist wie Stopfleber, die Kehlen durchgeschnitten.

Beide nicht vergewaltigt, jedenfalls nicht penetriert. Mit den Joggerinnen wollte er es genauso gemacht haben. Chloroform, Keller, warten, Kehlen, verwesen lassen.

Aber hatte Boenisch Fotos von den Leichen gemacht? Nein. Hatte er oben einen Fetisch aufbewahrt, ein Kleidungs- oder Schmuckstück, mit dem er jederzeit spielen konnte? Nein. War er um die Häuser der Familien geschlichen, um einen Blick auf ihr Leid zu erhaschen, sich daran zusätzlich aufzugeilen?

»Auf dem Weg zur Arbeit muss ich sonst bei der Lamprecht vorbei, da hab ich dann einen Umweg gemacht.«

Zu viele Neins.

Boenisch hatte zweifelsohne Tötungsphantasien, nekrophile Obsessionen. Aber Aaron glaubte, dass er nur morden wollte – und nicht konnte. Er hatte die Frauen mit Bedacht ausgesucht und in seinen Keller gesperrt; sie arbeiteten in seinem Bürohaus, das machte das Vorspiel riskant, noch erregender. Getötet hatte sie ein anderer, der, mit dem er eine Art Symbiose eingegangen war, wie ein Putzerfisch und eine Muräne. Boenisch hatte zusehen und die Leichen behalten dürfen.

Der Keller war sein Paradies.

Selbst aus seiner Verhaftung zog er einen Lustgewinn. Er befriedigte sich mit seinen Geständnissen, fand es wundervoll, dass man ihn für den Täter hielt und in ihm den Mann sah, der er so gern gewesen wäre. Ein Extrakick wäre Mitleid gewesen. Er versuchte alles, aber niemand schenkte es ihm.

Nur Aaron, jetzt. »Ich weiß, es ist sehr schwer für Sie. War die Pause lang genug, oder sollen wir noch ein bisschen warten?«

Er sagt hastig: »Nein, geht schon.« Sie hört, dass er die gefesselten Hände knetet. »Wie blind sind Sie? So richtig?«

»Warum Melanie Breuer?«

»Sie hat mich an jemand erinnert.«

Jetzt hoffst du, dass ich frage: an wen?

Du würdest es mir so gern erzählen, so gern.

»Wie haben Sie sich gefühlt, wenn Sie zu ihr gingen?«

Boenischs Atem kratzt enttäuscht am Rachen.

»Haben Sie in den Therapiestunden alles durchgespielt?«

»Da war immer der Druck in meinem Kopf. Sie hätten das merken müssen. Die war doch vom Fach.«

»Was passierte, als sie in Ihre Zelle kam?«

»Sie hat sich meine Bücher angeguckt. Aber nicht das eine. Das hab ich weggepackt.«

»Und dann?«

»Wir haben Tee getrunken. So nebeneinander, ist ja kaum Platz. Sie hat kein Parfüm gehabt, aber gut gerochen. Genauso, wie ich's mir vorgestellt hab. Sie ist an meinen Arm gekommen. Meine Hände haben gebrannt.«

»Wie hat sie ihren Tee gemocht? Mit oder ohne Zucker?«

Aaron weiß, dass Boenisch keinen Zucker mag. Ihm fehlt ein Eiweißmolekül, Anomalie, marginaler Eintrag in seiner medizinischen Akte.

»Ohne.«

Sie will ihn reizen. »Ich habe mich erkundigt, Frau Breuer hat Tee nur mit Zucker getrunken. Warum lügen Sie?«

Er zerrt so stark an den Handschellen, dass sie ihren Stuhl einen halben Meter zurückschiebt.

»Vielleicht war die Pause doch nicht lang genug.«

Er bettelt: »Nein, bitte! Es tut mir leid!«

Pretty Woman, won't you pardon me?

In der vierten Woche ihrer Freistellung vom Praktikum war ihr Schlüsselbein so weit wiederhergestellt, dass sie nach Kassel fahren konnte. Die beiden Morde waren frisch, Helmut Runge musste sich noch in der Abkühlungsphase befinden. In nächster Zeit wäre ein neues Opfer unwahrscheinlich, aber vielleicht würde er einen Fehler machen, Aaron zu dem Versteck führen, in dem er seine Fetische verwahrte.

Sie stellte sich darauf ein, ihm mit ihrem klapprigen Käfer auf einer Vertretertour folgen zu müssen. Unnötig. Runge hatte Urlaub und verbrachte ihn mit der Familie im Schrebergarten. Aaron nahm sich ein Zimmer in der Pension mit der dicken Wirtin, die ihr stets

neugierig nachschaute, wenn sie mit der Kamera aus dem Haus ging. In Kassel gibt es keine Touristen.

Einmal starrte Aaron zurück, und die Frau grummelte: »Die Katze durfte auch nach dem König gucken.«

Runge tischlerte ein Vogelhäuschen, grillte Nackensteaks mit anderen Kleingärtnern, fuhr Kanu mit dem Sohn, machte mit Frau und Kindern einen Ausflug in den Heidepark Soltau, lag in der Hängematte, löste Kreuzworträtsel, las Konsalik.

Wie sah das Vogelhäuschen aus? In welcher Farbe hat er es angemalt? War es ein Kanu oder doch ein Schlauchboot? Was ging in mir vor, als ich endlos auf der Waldlichtung lag und Runge mit dem Teleobjektiv beobachtete? War ich wütend, weil er sich so normal verhielt? Habe ich gehofft, dass ich mich irre?

Ihre Mutter rief an. Besorgnis klang durch. Dabei wusste sie nichts von Boenischs Keller. Ihr Vater meinte, es sei besser. Sie hatte einen Sportunfall erfunden, dumm, aber bald auskuriert.

Die Mutter fragte: »Willst du nicht zu uns kommen? Du hast doch noch Freunde hier, die freuen sich bestimmt.«

»Ach, Mama, ich muss viel für die Hochschule büffeln. Und in zwei Wochen geht ja auch das Praktikum weiter.«

Dabei ließ sie Runge keine Sekunde aus den Augen.

»Pass auf dich auf, Kind«, sagte die Mutter traurig.

»Klar.« Sie stellte den Sucher schärfer. Runge ließ sich von seiner Frau den Rücken mit Sonnencreme einschmieren. Sie nahm etwas zu viel und machte einen Satz rückwärts, weil er unwirsch nach ihr schlug.

Eines Morgens saß die dicke Pensionswirtin hinter dem Tresen und weinte. Aaron wollte zuerst so tun, als bemerkte sie es nicht, dachte, es wäre der Frau sicher nicht recht, dass ein wildfremder Mensch sich in ihr Leben einmischt, hörte aber, schon in der Tür, ein Aufschluchzen und fragte: »Was haben Sie denn?«

Sie tranken einen Kaffee. Die Frau war froh, mit jemandem reden zu können. Ihre Tochter hatte das Studium abgebrochen, Erdkunde und Physik, dabei würden Lehrer doch gesucht. Der Exmann der dicken Wirtin sei schuld. Er besaß eine Bar in Hannover und hatte der Tochter eingeredet, bei ihm als Geschäftsführerin anzufangen, da

könne sie viel mehr verdienen. Sie sei schon immer ein Papakind gewesen, wenn er eine Eisdiele in Grönland hätte, würde sie auch dorthin mitkommen.

Aaron merkte, wie gut es ihr tat, jemandem zuzuhören. Das war doch einer der Gründe, weshalb sie Polizistin werden wollte: zuzuhören, um ein Schicksal zu begreifen, denn nur dann kann man gerecht handeln. Da ahnte sie noch nicht, dass sie eine ganz andere Art von Polizistin werden und ihrem Vater auf das dünne Eis folgen würde, unter dem man bei jedem Schritt die Gesichter der Toten sieht.

Jetzt nahm sie am Kummer der Frau teil, die nicht mehr wusste, was sie tun sollte, sah, dass ihr Kind ins Unheil rannte, so wie sie damals auch, als sie diesen Mann geheiratet hatte. Sie konnte sich gar nicht mehr erinnern, was sie einmal an ihm fand. Kopfschüttelnd seufzte sie: »Das Unglück hat breite Füße.«

Während Aaron sich bemühte, die richtigen Worte zu wählen, dazu riet, ein Gespräch zu dritt zu führen, musste sie an ihre eigene Mutter denken. Sie würde mit Freundinnen ganz ähnlich sprechen, ihnen sagen, wie verzagt sie sei, dass Jenny des Vaters wegen Polizistin werden wolle, zu jung, um zu verstehen, was das für ihre Mutter bedeutete. Sie habe doch bloß Jenny und ihren Mann. Jetzt müsse sie um beide Angst haben.

Die dicke Wirtin drückte dankbar ihre Hand. »Das hat mir sehr geholfen.« Der Frau war ein wenig leichter ums Herz und ihr ein wenig schwerer.

Als sei es erst gestern gewesen. Ich weiß sogar noch, dass ihre Strumpfhose am rechten Bein eine Laufmasche hatte.

Einen Tag bevor Aaron wieder zum Praktikum zurückmusste, stürzte Runge Tochter auf einem steinigen Weg vom Rad. Sie humpelte weinend in den Schrebergarten, die Knie voller Blut. Ihre Mutter schlug die Hände überm Kopf zusammen und versorgte drinnen die Wunden. Runge stieg nicht einmal aus der Hängematte. Er legte sein Buch weg und döste.

Aaron rief bei der Mordkommission an und fragte, ob sie eine Woche länger wegbleiben könne. Sicher. Sie solle sich alle Zeit nehmen.

Die nächsten zwei Tage nichts. Aber in den beiden folgenden tat Runge etwas Seltsames. Er fuhr nach Kassel zum Bahnhof. Dort saß er stundenlang in der Halle. Keine Zeitung, kein Buch, niemand, den er abholen wollte. Er war in sich versunken und rührte sich nicht. Wie ein Salamander auf kaltem Stein.

Am zweiten Tag wartete Aaron, bis er den Bahnhof verließ, und stolperte mit einem aufgeklappten Stadtplan in ihn rein. »Entschuldigung, können Sie mir helfen? Ich suche das Brüder-Grimm-Museum.«

Er kannte sie nicht, hatte sie nie gesehen. Seine Augen waren von Teer verdreckte Kiesel, die Stimme dünn und nichtssagend. Die gelbe Hornklaue fuhr über den Stadtplan. »Sie sind genau hier. Geradeaus, an der Kreuzung rechts, die zweite links, dann gehen Sie direkt darauf zu.«

»Sehr nett, danke. Ich habe mich verlaufen. So ist das, wenn man keinen hat, der einen rumführen kann.«

Du bist der böse Wolf.

Aber glaub mir, ich bin nicht Rotkäppchen.

Wenn Runge jetzt angeboten hätte, ihr ein bisschen was zu zeigen, vielleicht ein Abstecher raus zur Wilhelmshöhe, eine kleine Fahrt, die sich lohnte, weil man einen herrlichen Blick hatte, wäre sie zu ihm ins Auto gestiegen und hätte ihn, sobald er offenbarte, was er war, ohne zu zögern mit der Starfire in ihrer Handtasche erschossen. Doch er wünschte ihr mit seinem Vertreterlächeln einen guten Tag.

Sie kehrte zur Mordkommission zurück. Dass sie, eine zwanzigjährige Praktikantin, als Einzige die Widersprüche in Boenischs Aussagen entdeckt hatte, trug ihr Respekt ein. Gleichwohl wurden auch Köpfe geschüttelt, dass sie so leichtsinnig gewesen war, allein nach Spandau zu fahren. Eine erfahrene Kollegin sah, wie verstört sie war, und kümmerte sich um sie. Aaron war dicht davor, sich ihr anzuvertrauen.

Tat es nicht.

Eine Woche vor Weihnachten bekam sie Urlaub. Sie folgte Runge in den Bremer Raum. Er machte seine Runde, scherzte mit den Kunden, guckte abends Fernsehen in seinem billigen Hotel, machte früh das Licht aus, aß jeden Mittag ein Fischbrötchen, nahm immer die Zwiebeln runter, kaufte Weihnachtsgeschenke für seine Lieben.

In jedem Geschäft fragte Aaron nach: Perlenkette, neunhundertachtzig DM; Backstreet-Boys-Konzertkarte für die Tochter, einundvierzig DM; Aktentasche für den Sohn, der eine Banklehre begann, wie Runge dem Verkäufer leutselig erzählt hatte, hundertneunzehn DM.

Am dritten Abend fuhr er zu einer Gaststätte in Delmenhorst. Aber er stieg nicht aus. Er saß im Auto und schaute durchs helle Fenster mit dem aufgeklebten Schriftzug »Zum krummen Eck«. Aaron parkte auf der anderen Straßenseite und sah die Kellnerin, die mit Gästen scherzte.

Sie überprüfte das Magazin der Starfire.

Runge wartete, bis die Gaststätte schloss. Die Kellnerin trat aufs Trottoir. Sie war eine jener Frauen, deren Träume von einem nie geführten Leben wie eine dicke Schminke sind. Sie stieg in Runges Auto. Sie küssten sich, wirkten vertraut. Er gab ihr eine hübsch verpackte Schatulle. Sie warf sich ihm an den Hals und knutschte ihn ab. Er legte ihr die Perlenkette um.

Aaron war wie erstarrt. Sie folgte Runge und der Frau zu einem Mietshaus in einer schäbigen Gegend. Als im ersten Stock die Vorhänge zugezogen wurden und das Licht ausging, schlug ihr Herz wie in Boenischs Keller. Was sollte sie tun? Die Frau warnen? Und dann? Sie würde ihr kaum glauben, Runge alles erzählen. Sicher war sie nicht in unmittelbarer Gefahr, sonst hätte er ihr nicht die teure Kette gekauft. Würde er einem möglichen Opfer ein solches Geschenk machen? Er musste die Frau schon länger kennen, sie zu töten hätte nicht in sein Schema gepasst. Mit diesen Gedanken, die wie die Kugeln eines Newton-Pendels gegeneinanderschlugen, dämmerte Aaron weg.

Im ersten dreckigen Morgenlicht schreckte sie hoch.

Aaron hatte übersehen, dass sie auf einem Behindertenparkplatz stand. Zwei Polizisten, denen langweilig war, klopfen ans Fenster. Sie baten um ihren Behindertenausweis. Aaron fragte benommen, ob sie nichts Besseres zu tun hätten. Schon musste sie aussteigen und sich belehren lassen.

Auf der anderen Straßenseite ging die Tür auf. Die Kellnerin verabschiedete Runge im Bademantel. Sie trug noch immer die

Halskette. Als er zu seinem Auto ging, sah er Aaron mit den beiden Polizisten. Er blieb stehen, erkannte sie.

Runge zeigte keine Regung.

Beim Einsteigen fiel ihm der Schlüssel runter.

Heiligabend verbrachte sie bei den Eltern. Die Geschenke waren ausgepackt, ihre Mutter bereitete in der Küche das Essen zu, allein, weil Aaron zum Kochen absolut ungeeignet ist.

Ihr Vater murmelte: »Komm, wir gehen mal ums Haus.«

Menschenleere Straße, erste Silvesterknaller. Stille, kalte, ruhelose Nacht. Aaron wusste, dass ihr Vater sie durchschaut hatte, und redete sich alles von der Seele. Das Täterprofil, ihre »Auszeit vom Praktikum«, den Moment, als Runge seelenruhig in der Matte liegen geblieben war. Seine Geliebte in Delmenhorst. Nur vom Brüder-Grimm-Museum und der geladenen Starfire in ihrer Handtasche sagte sie nichts.

»Er hat also was mit der Kellnerin. Kommt vor.«

»Und seine Reaktion auf die Verletzung seiner Tochter?«

»War vielleicht nicht sein Tag.«

»Das Mädchen hat stark geblutet.«

»Kann sein, dass seine Alte ihm auf den Keks ging.«

»Der sieht seine Frau gar nicht.«

»Ich kenne ein paar von der Sechsten Mord. Gute Leute.«

Sie blieb wütend stehen. »Wir können auch Weihnachtslieder singen.«

Ihr Vater legte beruhigend seinen Arm um sie, sie liefen weiter.

»Als du klein warst, hat in dem Haus dort drüben ein Ehepaar gewohnt; er war Elektrikermeister, wirst dich nicht mehr an die erinnern. Sie kamen mal zum Essen. Zwischen denen war Stunk, ich musste ihm dauernd Schnaps nachschenken. Dann haben die Frauen im Garten gequatscht, über Klamotten wahrscheinlich, und er hat sich bei mir ausgekotzt. Die hatten einen Pudel.«

Wovon redete er?

»Er hat geblafft: »Grauenhafte Töle. Jeden Morgen war ein gelber Fleck auf dem Teppich in meinem Arbeitszimmer. Meine Frau war zwei Wochen in Kur, ich hab den Köter im Wald ausgesetzt. Freitag ist sie heimgekommen, ich hab gesagt, er wär weggelaufen. Sie ist

durchgedreht und hat überall Zettel angenagelt. Gestern hat das Drecksvieh tatsächlich zurückgefunden, aber nur fast. Ist um die Ecke von nem Laster überfahren worden. Seitdem hat meine Frau kein Wort mehr mit mir geredet. Heut Morgen hat sich rausgestellt, dass der Fleck im Arbeitszimmer von nem defekten Heizungsrohr stammt. Ich bin so was von am Arsch.««

Erneut blieben sie stehen.

»Der nächstliegende Gedanke ist meistens der richtige: dass Runge harmlos ist. Du musst ihn und Boenisch für immer wegschließen. Wenn du das nicht schaffst, gehst du kaputt.«

Sie wusste, dass ihr Vater recht hatte.

Im Februar fand der Prozess gegen Boenisch statt. Die besondere Schwere der Schuld wurde festgestellt. Er erhielt lebenslänglich mit anschließender Sicherungsverwahrung. Bei der Urteilsverkündung hatte er einen Heulkampf.

Sechzehn Jahre später weint er wieder. Aaron hört ihn die gleichen dicken, gierigen Tränen wie damals herauspressen.

»Warum haben Sie die Frau mit der Tüte erstickt? Sie hätten sie erdrosseln können, wäre das nicht erregender gewesen?«

»Sie wollt wissen, ob ich die Arbeit wechseln will«, schnieft er in einem Schluckauf von Schluchzern. »Hat geredet, geredet, geredet. Hab sie still gemacht. Ist so schön, wenn sie still sind. Wie in einem Segelflugzeug, wo man nur den Wind hört.«

»Die Tüte war undurchsichtig. Dabei lieben Sie es doch, die Angst in den Gesichtern der Frauen zu sehen. Was gibt Ihnen ein Todeskampf, den Sie gar nicht richtig mitkriegen?«

Er denkt nach. Hasst die Frage. Würgt an seinen Tränen wie an einem zu großen Brocken Fleisch. »Ich hatte nur die Tüte.«

»In der Kleiderausgabe gibt es jede Menge durchsichtige.«

Er versucht, noch leidender zu klingen, sie so vielleicht von der verdammten Tüte abzubringen. »Ich hab mich vor mir selber geekelt.«

Wenn Melly morgens reinkam, wurde die Tapete heller.

Aaron steckt ihr Handy ein und steht auf. »Nein, haben Sie nicht. Sie sind ein Feigling, der sich von einem wie Bukowski die Rippen polieren lässt, damit er flennen und sich bedauern lassen kann, einer,

der einen Steifen kriegt, wenn man ihn für einen Mörder hält. Sie sind nicht Mr. Brooks. Sie sind Smith. Ein Hosenpisser. Und wir beide sind jetzt fertig.«

Boenisch brüllt wie ein Tier: »Ich bring dich um, Schlampe! Mach dich tot! Reiß dir die blinden Augen raus! Fotze!«

Aaron hat Angst, dass er das Heizungsrohr aus der Verankerung bricht. Die Tür fliegt auf. Niko. Er führt Aaron hinaus.

»Ich hätt dich damals abgestochen! Dein Blut gesoffen!«

Zuletzt hört sie den Beamten: »Erzähl's deinem Frisör.«

Sie kann es kaum erwarten, sich die Hände zu waschen.

Schnee knackt unter den Schuhen wie Krokant. Niko stellt keine Fragen. Obwohl er gut darin wäre. Aaron ist auch gut darin.

In ihrem ersten Leben waren es andere Fragen. Wie ein Kontakt hergestellt wird. Welche Legende man wählt. Wie viel Manpower man braucht. Welche Waffen.

Immer halfen die Antworten, sich auf die Fakten zu konzentrieren. Die beste Position. Die perfekte Sekunde. Die sicherste Lüge. Aaron wünschte, solche Antworten gäbe es auch jetzt.

»Tag.« Der Mann, den sie passieren, ist kein Häftling. Sie registriert eine Spur sauberen Schweiß und Sonnenmilch. Solarium.

Zehn Gerüche, die Aaron mag:

frisch geteerte Straßen

Kartoffelfeuer

Lederfett

ein Wald nach dem Regen

Pfefferminztee in Marrakesch

ihre Haut

Currywurst

Sägespäne

L'Eau d'Issey von Miyake

heiße Maronen

Die Gefängnisverwaltung ist in der Teilanstalt II. Aaron fühlt das sternenförmige wilhelminische Monstrum vor sich aufragen, die »Spinne«, in der bereits Döblin seinen Bieberkopf sitzen ließ, die

einschüchternde Wucht. Roter Backstein, Einschusslöcher vom Krieg, im Innern die mehrgeschossigen Zellenstraßen; auf Höhe der ersten Ebene das Metallnetz, das Selbstmorde verhindern soll.

Direktor Hans-Peter Maske ist ihr unbekannt. »Frau Aaron – Herr Kvist, nehmen Sie Platz.«

Er bemüht sich um einen routinierten Ton, doch sie hört die Anspannung heraus. Niko führt sie zur Besprechungsecke. Sie ertastet die Sessellehne.

»Möchten Sie etwas trinken?«

»Danke, nein.«

Maske schenkt sich Kaffee ein. Es riecht harzig, bitter. Chrysanthemen. Als Aaron den Kopf nach links dreht, wird der Geruch stärker.

Schreibtisch.

»Gibt es etwas zu feiern?«

»Eine Beförderung. Ich übernehme im März die Leitung der Abteilung Justizvollzug im Senat.«

»Glückwunsch.«

»Danke.«

Sie mag seine Stimme nicht. Es ist etwas Falsches daran, wie an einem Lächeln bei einer Beleidigung oder einem blasierten Mund, der schlechte Zähne verbirgt.

Er reißt ein Plastikschälchen Kaffeesahne auf. »Wir sind natürlich alle sehr betroffen. Furchtbar.«

»Sie haben sich gewiss ein Bild gemacht«, sagt Aaron.

Kräftige Obertöne drängen in Maskes Worte und verleihen ihnen unvermittelt einen aggressiven Klang. »Das war ja keine Hochreckübung.«

»So?«

»Man wird Boenisch in die geschlossene Psychiatrie überstellen. Wo er, meiner bescheidenen Meinung nach, seit sechzehn Jahren sein sollte.«

Aaron nimmt wahr, dass Maske sich bei seiner Antwort nicht ihr, sondern Niko zugewandt hat. Das kennt sie aus vielen Gesprächen. Manche Menschen sehen sie nicht an, weil Aaron sie nicht sieht. Bei

anderen ist es Gedankenlosigkeit. Es gab auch welche, die ahnten, dass sie es merkt, und es gezielt einsetzten, um sie zu verletzen.

»Reinhold Boenisch besitzt einen Roman über einen Serienmörder und einen Kinofilm mit dem gleichen Thema. Ich gehe davon aus, dass beides nicht aus dem Bestand Ihrer Bibliothek stammt. Wie konnte so etwas durch die Postkontrolle? Das ist keinem Schließer aufgefallen?«

»Wäre es zu viel verlangt, diesen Terminus für unsere Vollzugsbediensteten zu vermeiden? Er ist diskriminierend.«

»Und wäre es zu viel verlangt, mich anzusehen, wenn Sie mit mir sprechen?«

Er pustet in die Tasse und schlürft Kaffee. Sie stellt sich vor, dass er den Rand ableckt, wenn er allein ist. »Den Postweg werden wir nachverfolgen.«

Rauer Stoff scheuert. Jeans. Neben Aaron schlägt Niko die Beine übereinander. »Herr Maske, haben nicht alle gedacht: Boenisch kommt eh nie mehr raus?« fragt er. »Juckt doch nicht, was der guckt oder liest?«

»Ich kann unmöglich sagen, was sechshundertfünfundfünfzig Beamte denken.«

»Für die es Vorschriften gibt. In anderen Behörden, dem Finanzamt zum Beispiel, ist das Pillepalle. Aber hier nicht. Ich weiß nicht, wie der Justizsenat das findet.«

Aaron unterdrückt ein Lächeln. Typen wie Maske sind für ihn ein rotes Tuch. Er sollte Niko nicht noch mehr reizen.

»Mit Polemik kommen Sie bei mir nicht weit.«

»Ja? Den Eindruck habe ich gar nicht.«

Maske stellt die Tasse geräuschvoll ab.

»Ups, gekleckert«, gönnt Niko sich einen Nachschlag.

»Wäre es möglich, dass kurz nach Beginn der Freistunden noch ein Mann in der Zelle war und sie dann unbemerkt verlassen hat?« Aarons Frage ist rhetorisch. Alle Häftlinge warten auf den Moment, wenn die Station geöffnet wird. Sie machen Geschäfte, rennen zum Hanteltraining oder zum Hofgang, flitzen rum, lassen Dampf ab, legen sich in dem Gewusel mit den Beamten an. Keiner achtet auf den anderen.

Maskes Stimme wird eine Nuance höher. »Moment. Sie wollen andeuten, dass es einen zweiten Täter gibt?«

»Nein. Ich will sagen, dass Boenisch gar nicht der Täter ist.«

»Ich bitte Sie. Das ist doch absurd.«

»Warum?«

»Haben Sie einen Zeugen?«

Ihr reicht es. »Herr Maske, wenn Sie abends nachhause kommen und die Straßen sind trocken, aber morgens sehen Sie aus dem Fenster und es liegt dick Schnee, dann wissen Sie, dass es geschneit hat. Brauchen Sie dafür einen Zeugen?«

»Zur bewussten Zeit waren sechzig Häftlinge auf der Etage. Vielleicht sollten Sie die alle befragen«, entgegnet er.

Natürlich kennt Maske die Regeln, nach denen Macht und Ohnmacht unter den Häftlingen verteilt sind. Ganz gleich, wer Melanie Breuer ermordet hat, es ist ein Mann, vor dem man Angst haben muss. Falls es einen Zeugen gibt, wird er seinen Mund halten.

Aaron steht auf: »Ich will eine Liste sämtlicher Gefangener in Haus 6. Haftgründe, Gruppenverhalten, psychologische Beurteilungen. Bis morgen, wenn Sie so freundlich wären.«

Maskes Stimme schraubt sich schmalbrüstig hoch. »Besitzt Frau Aaron irgendeine Ermittlungsbefugnis?«

Niko steht ebenfalls auf. »Nein. Aber ich werde mit den Kollegen von der Vierten Mord sprechen, die den Fall bearbeiten. Die melden sich bei Ihnen.«

»Sie denken wohl, weil Sie von der Abteilung sind, können Sie sich alles erlauben?«

Aaron bleibt an der Tür stehen. »Ich frage mich, ob der Film und der Roman überhaupt durch die Zensur mussten. Boenisch könnte beides ebenso gut von einem Beamten haben. Ich hätte also gern auch die Namen derjenigen, die mit ihm Umgang hatten. Oder noch besser: die Personalakten.«

Es wäre wirklich nett, jetzt Maskes Gesicht zu sehen. Aber genauso nett ist es, sich seinen Abend auszumalen.

Aaron tastet sich behutsam die Treppe runter, seifige Stufen vom reingeschleppten Schnee. Sie treten in die kalte Sonne. Sie will sich einen blauen Himmel vorstellen und weiß nicht mehr, wie Blau aussieht.

Mit einundzwanzig beendete sie das Studium als Jahrgangsbeste und hatte vierzehn Stellenangebote. Sie entschied sich für das Berliner LKA. Ihre besonderen Fähigkeiten wurden schnell erkannt. Nur vier Jahre später musste Aaron in Moskau mit Nikulins Killer um ihr Leben kämpfen.

Im selben Winter hatte Helmut Runge einen schweren Autounfall. Er wurde wiederbelebt, starb aber im Krankenhaus. In seinem Kofferraum fand man die Leiche einer Frau aus Wolfsburg, die seit zwei Wochen vermisst wurde. Runge hatte einen Schlüssel zum Schließfach Nummer drei des Kasseler Bahnhofs bei sich. Darin war ein Koffer mit den Fetischen.

Schmuck. Schlüpfen. Haare. Zehennägel. Zähne.

Die Perlenkette, sein Weihnachtsgeschenk für die Kellnerin aus Delmenhorst, war ebenfalls darunter – er hatte sie an ihrem vierzigsten Geburtstag ermordet. Es waren insgesamt dreizehn Morde gewesen, der erste zehn Jahre zuvor, die letzten drei nach Boenischs Verurteilung. Auch die Joggerinnen, zu deren vergrabenen Leichenteilen dieser die Polizisten geführt hatte, zählten dazu. Aber es gab keine Fetische, die zu den Frauen in Boenischs Keller gehörten.

Man vermutete, dass die beiden Männer sich im Internet kennengelernt hatten, damals noch ein rechtsfreier Raum, in dem man weitgehend unbeobachtet war. Beweise dafür gab es keine. Boenisch blieb dabei, die Frauen allein getötet zu haben.

5

Die Fahrt auf der Stadtautobahn vergeht ohne einen Blick von Niko, jedenfalls keinen, für den ihre Sinne scharf genug wären. Und noch immer ohne eine einzige Frage.

Danke.

Das Hauptquartier ist in der Budapester Straße, mitten in der Westcity. Die Abteilung gehört nicht zum Landeskriminalamt oder dem BKA, ist auf keinem Organigramm zu finden.

Niemand kann sich dort bewerben. Man wird berufen.

Nach der Verhaftung von Ilja Nikulin klingelte ihr Telefon. Rasch wurde Aaron klar, dass der Mann, der sie zu einem Gespräch ins Bundesinnenministerium gebeten hatte, ihren Werdegang seit der Polizeihochschule kannte. Jede Ermittlung, Beurteilung, Auszeichnung.

Ihr späterer Chef sagte: »Wir wollen Sie.«

»Wer ist ›Wir‹?«

»Wir gehen dorthin, wo der Einsatz anderer Kräfte nicht zielführend wäre.«

Zeugenschutz, mit dem man nicht einmal das BKA betraut.

Geiselnbefreiungen, bei denen ein SEK in voller Montur zu auffällig und zu langsam wäre. Wo der Körper die Waffe ist.

Übergabe von Lösegeld bei Entführungen.

Verdeckte Ermittlungen unter höchstem Risiko.

Geheime Operationen für Europol.

Terrorabwehr durch Infiltration.

Präzisionsarbeit.

»Natürlich erhalten Sie Bedenkzeit.«

Brauchte sie nicht.

Aaron vermisst wenig davon. Die Kameradschaft, ja, den Zusammenhalt zwischen ihnen, der aber bloß so eng war, weil es

sonst niemanden gab, der sie verstand. Sie waren füreinander da. Als nach drei Jahren eine zweite Frau zu ihnen kam, verbrachte Aaron viel Zeit mit ihr, wollte ihr helfen, sich in etwas einzufinden, auf das dich keiner vorbereiten kann. Sie sprach lange mit der Frau, als diese ihren ersten Menschen getötet hatte, und wusste, dass es keine Worte gab, es leichter zu machen.

Sie wurde immer weniger. Du gewöhnst dich dran.

Die Kollegin blieb nur ein Jahr und ließ sich dann versetzen.

Das Adrenalin fehlt Aaron nicht. Die Waffen, gut. Aber es ist ein Trost, dass sie nie wieder einem Menschen das Leben wird nehmen müssen.

Nur dem einen noch. Du oder er.

Niko fährt am Kaiserdamm raus. Sie erkennt es daran, dass es sanft bergauf geht. Eigentlich ein Umweg. Wenn sie Besuch am Flughafen Tegel abholte, fuhr sie jedoch dieselbe Strecke, wegen des Panoramas.

Oft war es nicht. Einmal im Jahr ihre Mutter. Worüber sollte Aaron mit ihr reden, wenn so vieles tabu war? Sie hatten einander lieb. Aber in einer Stunde war alles erzählt. Nach den paar Tagen trennten sie sich immer erleichtert. Dennoch blieb Aaron mit einem wehen Gefühl am Flughafen zurück.

Dann und wann kamen die beiden Schulfreunde zu Besuch, die ihr geblieben waren. Sie dachten, sie arbeite im Raubdezernat. Der alten Geschichten wurde sie nie überdrüssig. In *Die Grasharfe* von Capote gibt es zwei Sätze, die von Aaron erzählen: »Ich war elf, und später wurde ich sechzehn. Verdienste erwarb ich mir keine, aber das waren die wunderbaren Jahre.«

Am meisten freute sie sich über Mary-Sue, die gleichaltrige Tochter der Gastfamilie, bei der Aaron für ein halbes Jahr in Arizona gelebt hatte, in Cayenne, der einzigen Stadt im Umkreis von siebenzig Meilen. Dort gab es nur eine Farbe, aber zig Namen dafür: Krebschwanzrot, Kontrabassrot, Basketballrot, Clownsnasenrot, Schlauchbootgummirot, Korallenschlangenrot, Zungenrot. Pulveriges, dreckiges, flirrendes, magisches Rot.

Es gab sogar *inner-pussy-red* und *outer-pussy-red*, und das war für ein siebenjähriges Landei aus dem Rheinland wirklich ein Schock. Aaron muss lächeln, als sie sich daran erinnert.

Blau ist weg, aber Rot ist noch da.

In Cayenne hat sie sich zum ersten Mal richtig verknallt, natürlich in den Quarterback des High-School-Teams. Haben sie hinter dem Schuppen von Mr. Paynes Drugstore rumgekutscht? Oder in seinem Zimmer, wenn seine Eltern fort waren? Oder in der Wüste, in die sie mit dem Pick-up seines Vaters fuhren? Irgendwo. Schief sie mit ihm? War er der Erste? Oder doch Tim aus der Parallelklasse in Sankt Augustin? Waren die beiden Jungs sich ähnlich? Sicher. Aaron mochte schon immer solche, die keine Angeber sind, obwohl sie es sich erlauben könnten. Die was Rotziges haben und trotzdem Manieren, ihre Muskeln wegspielen und Max Frisch lesen.

Mit Mary-Sue aus Cayenne fuhr sie auch über den Kaiserdamm ins Zentrum; das machte besonderen Spaß, als Mary-Sue zum ersten Mal hier war. Wow! Speers »Germania«, aber Berlins schönste Achse. Weiter Blick über den Tiergarten bis zum Fernsehturm, dazwischen die Siegestsäule mit der »Goldelse«, die gewiss in der frostigen Sonne funkelt.

Wie deutlich ich das noch sehe.

»Sightseeing-Tour?« wendet sie sich Niko zu.

»Der Himmel ist total dicht.«

Und für die Lüge danke ich dir auch.

Aarons Lieblingsbuch von Frisch ist *Mein Name sei Gantenbein*, immer gewesen. Ein Mann behauptet, blind zu sein, weil er glaubt, sein Leben anders nicht ertragen zu können. Als Blinder muss er über niemanden richten, auch nicht über sich selbst. Das ist seine Befreiung. Er lässt den anderen Menschen ihre Geheimnisse, denn sie waren es, die ihn quälten, die Unmöglichkeit, darüber hinwegzusehen. So kann er glücklich sein.

Von ihr erwartet man hingegen, dass sie sieht, was den Sehenden verborgen bleibt, die Wahrheit erspürt, wie nur sie es vermag. Man will, dass sie richtet. Eine Befreiung ist es nicht für sie, sondern ein einsames Gefängnis. Aber eins hat sie mit Gantenbein gemein: Jene, die etwas zu verbergen haben, fürchten sie, wenn sie erkennen, dass sie gar nicht blind ist.

Vielleicht werden sich auch für Aaron irgendwann Gantenbeins letzte Worte erfüllen. Sie versucht, sich zu erinnern, wann sie zuletzt so empfunden hat: »Leben gefällt mir.«

Tiefgarage, Diesel, Reifengummi. Das Haus hat zwanzig Etagen, aber nur vier sind von der Abteilung angemietet. Die übrigen teilen sich Makler, Kanzleien, Agenturen. Keiner ihrer Mitarbeiter ahnt, was sich auf diesen vier Etagen verbirgt. Von der Tiefgarage aus, die exklusiv der Abteilung zur Verfügung steht, erreicht man sie mit einem separaten Lift. Auf dem Wegweiser in der Lobby steht: *Institut für Gesellschaftsanalyse*. Will man von dort zur Abteilung, muss man neben einer Stahltür einen Zifferncode eingeben, um zu dem Lift zu gelangen.

Er stoppt im Zweiten. »Geh bitte schon vor«, sagt sie. »Ich komme nach.« Keine Fragen. Sie fährt zwei Stockwerke weiter. Filzboden, die Pumps sind nutzlos. Aaron schnipst mit den Fingern, aber der Schall ist zu diffus. Sie klackert mit dem Stock an Türen lang, findet die richtige und öffnet sie spaltbreit.

Alle Trainingshallen riechen gleich.

Ehrgeiz. Wut. Frust. Demut.

Diese riecht noch nach etwas anderem: ihrer Erinnerung an Boenischs Keller. *Angst ist gut, sie hält dich wach*. Sie fing mit achtzehn an, Karate zu lernen, doch erst durch Boenisch begann sie richtig.

Ein weiterer Geruch: Besessenheit. Ihr totaler Wille, jeden Gegner ausschalten, jede Situation kontrollieren zu können.

Aaron hört schnelle Kommandos: »*Chinkuchi!*« Gelenkstabilisation. »*Kaishu!*« Offene Hand. »*Haishu!*« Geschlossene Hand. »*Yaze Neko!*« Zuschlagen, Ausweichen. »*Chikara!*« Mut.

An den strengen Korrekturen des Meisters erkennt sie, dass die Kata der Vorbereitung auf den zweiten Dan dient. Sie selbst besitzt den schwarzen Gürtel im *Gōjū-Ryū*, dem effektivsten der vier japanischen Stile. Aaron hat den fünften Dan erreicht. Bis zur jeweils nächsten Stufe dauert es so viele Jahre, wie der Dan hoch ist; für den neunten müsste sie so alt werden wie ihr Vater. Den zehnten hat niemand, denn es würde heißen, dass man keine Fortschritte mehr machen kann.

Oder wie ihr Vater sagte: »Wenn einer den zehnten Dan erreicht hat, ist er entweder schon geistig tot oder ein kompletter Idiot.«

Die meisten Olympioniken haben den dritten Dan. Die Prüfung für den Fünften bestand sie vor einem Jahr blind.

Nicht sehen, wissen.

Viermal pro Woche trainiert sie in Wiesbaden auf dem Neroberg; keiner der Jungs vom BKA kämpft gern gegen sie. Zwar dominiert das Sehen von allen Sinnen das Denken am meisten, doch der Cortex, die hochtourige Verarbeitungsmaschine, hat sich auf neue Aufgaben fokussiert und Aarons Wahrnehmungsvermögen ein Update geschenkt. Körperwärme, Atem, Luftzug, Vibration des Bodens, Instinkt.

Untrügliche Parameter.

Das größte Problem war das verlorene Körpergefühl. Schon ein sehender Mensch kann mit geschlossenen Augen kaum länger als zehn Sekunden auf einem Bein stehen, denn es fehlt der Fixpunkt. Viele Blinde bewegen sich auch darum unsicher, weil sie nicht wissen, dass es die Mühe lohnt, den Gleichgewichtssinn zu trainieren. Nach unzähligen Stunden merkte Aaron, dass ihre Balance, die sie zuvor für perfekt gehalten hatte, auf einem neuen Level war.

Sie könnte auf einer Zehenspitze tanzen.

Fauststoß zum Solarplexus. Block. Spagat. Hüfte überdrehen. Umgekehrter Halbmondttritt. Überkreuzstellung. Außenhandkante. Doppelschlag. Kranich. Innenhandkante. Tiger.

Der Bushidō sagt: Alles ist vorgezeichnet und hat seine Richtigkeit. Jener Krieger, der das verinnerlicht, befreit sich. Selbst vom Begehren, um jeden Preis zu leben.

Auch vorgestern Abend powerte sie sich auf dem Neroberg aus. Um zehn trank sie Bier in der Männerumkleide. Sie duscht zuhause, und den Jungs guckt sie nichts ab. Da schmiegte Boenisch sich in Löffelstellung an die Leiche und war glücklich.

Aaron wird beobachtet. Sie fühlt, dass es Niko ist, bevor er sie an sich zieht. Sie will sich wehren, aber auch, und wenn es nur für eine Umarmung ist, sich selbst belügen.

Es geht nicht.

Aaron brach die siebte Tugend des Bushidō: *Chū*.

Pflicht und Loyalität.

Jetzt ist sie ein blinder Samurai, hat ihre Strafe empfangen.

Sie löst sich von Niko. »Lass uns runterfahren.«

Im zweiten Stock wird Aaron von Geräuschen überflutet. Telefone, unzählige Schritte, das Mahlwerk einer Espressomaschine, Staubsauger. Sie schätzt Räume, die sie kartographieren kann, die klare Definition aller Töne: das Knarzen von altem Parkett, das Quietschen einer Tür im Wind, das Zittern von Wasser in einem Glas, den ruhigen Herzschlag beim Nachdenken.

Aber Ulf Pavlik erkennt sie. Nicht an der Stimme, am Gang. Als er Anfang vierzig war, verlor er bei einem Motorradunfall den linken Unterschenkel. Mit seiner Karbonprothese fuhr er weiter am Limit.

Ob er die MV Agusta noch hat?

Er macht es ihr einfach, gibt ihr einen Knuff. »Siehst gut aus.«

Sie grinst. »Du auch.«

Zwei Stimmen, bei denen was klingelt. Fricke und Krupp?

»Hey, Aaron, hast du zugenommen?«

»Um die Augen rum.«

Das Lachen, das auf die Schrecksekunde folgt, verrät ihr, dass Niko ihnen verschwiegen, was damals genau passiert ist. Den Bericht der Internen bekamen sie nie zu lesen. Für diese Männer war Aaron eine Maschine und Barcelona einfach Pech, Kismet.

Aber sie weiß es.

Die sechste Tugend: *Meiyo*. Ehre.

Verloren.

Fricke tippt sie an. »Wir müssen, sehen wir uns heut Abend?«

»Hab ziemlich viel Arbeit.«

»Pavlik hat Geburtstag.«

Verdammt, vergessen.

»Er wird fünfzig. Wir haben zusammengelegt und schenken ihm einen Rollator.«

»Ihr Narren«, versetzt Pavlik. »Ich brauche keine Gehhilfe, sondern einen Rollstuhl.«

Sie streckt eine Hand nach ihm aus. »Komm mal her, alter Mann.« Sie drückt ihn; der Latissimus strafft wie ein Trampolin, die Oberarme und Schultern aus Eisen; so muss es bei einem Präzisionsschützen sein, um den Rückstoß zu absorbieren. Kein Gramm Fett, austrainiert. Sie weiß in diesem Moment, dass er auch viel an sie gedacht hat, und flüstert: »Hab dich lieb.«

»Nachher. Dachterrasse«, flüstert er zurück.

Pavlik geht mit den anderen, und erst jetzt merkt sie, dass auch Niko fort ist. Das gehört zu den Dingen, die sie am meisten hasst: dass Menschen von einer Sekunde auf die andere verschwunden sind, wie nie dagewesen.

Unsicher steht sie da, weiß nicht, was sie tun soll, hat durch Pavliks Umarmung die Orientierung verloren und überlegt, ob der Lift rechts oder links von ihr ist. Sie tastet nach der Wand. Führt mit der Hand daran entlang. Berührt polierten Stein.

Die Ehrentafel für die getöteten Männer.

Aarons Finger gleiten über die Gravur, sie liest die Namen. Siebzehn. Bei vierten verweilt sie für Herzschräge, sie hat sie gekannt. Drei sind dazugekommen, Fremde.

Wie aus dem Nichts ist Niko zurück. »Jenny – meine Chefin – Inan Demirci.«

»Guten Tag, Frau Aaron.« Die Stimme sitzt im Rachen, ist minimal verspannt, dabei sehr kontrolliert.

Aaron streckt die Hand aus. Demircis Finger sind schlank und kräftig. »Angenehm.«

»Ich schlage vor, wir gehen in mein Büro.«

Niko fasst Aaron am Arm, doch Demirci sagt: »Danke, Herr Kvist, Ihre Anwesenheit ist nicht erforderlich.«

6

Der Raum ist kühl.

Sie denkt auch gern nach.

Aaron kennt das Büro, das ihr früherer Chef so funktional eingerichtet hatte, dass man ein Urteil ganz sachlich und ruhig entgegennahm.

Deine Entscheidung war richtig – Notwehr – Die Interne entlastet dich – Deine vorläufige Suspendierung ist aufgehoben.

Sie weiß, dass Demirci der Abteilung seit gerade einem Monat vorsteht. Sie ist erst siebenundvierzig, sehr jung für diese exponierte Position. Zuvor leitete sie die Dortmunder Mordkommission. Die erste Türkin, die erste Frau überhaupt, die es so weit geschafft hat.

Darum der verspannte Oberton. Du musst besser und härter sein als jeder andere. Und hier sowieso.

Der Besprechungstisch befindet sich an der alten Stelle. Bloß ist er für Aaron nicht mehr von Stühlen umrahmt. Vielmehr stehen sie jetzt vor dem Tisch, weil sie sich angewöhnt hat, die Gegenstände in der Reihenfolge ihrer Berührung zu ordnen.

»Möchten Sie einen Kaffee?«

»Danke, gern. Schwarz, ohne Zucker. Aber mit Löffel, bitte.«

Falls Demirci verwundert ist, lässt sie sich nichts anmerken. Sie schenkt Aaron und sich ein. Sehr dezentes Parfüm, Aigner No. 2. Vermutlich trägt sie keinen Schmuck, ist kaum geschminkt. Aaron rührt den Kaffee um und klopft den Löffel an der Tasse ab. Klarer Schall, alles wie früher. Fast. Sie klopft noch einmal, scheinbar abwesend, und empfängt einen zweiten, dunkleren Rückhall von der Stirnwand.

Plötzlich denkt sie: Dort steht jemand.

»Ihnen ist bekannt, dass die Vierte Mord uns Ihretwegen hinzugezogen hat. Ist es Ihnen recht, dass ich von dem Gespräch eine

Aufzeichnung für die Kollegen mache?«

»Natürlich.«

»Sechster Januar. Tötung der Melanie Breuer, Psychologin in der JVA Tegel. Der Beschuldigte Reinhold Boenisch wurde von KHK Jenny Aaron vernommen. Frau Aaron, hat der Boenisch Ihnen gegenüber ausgesagt?«

»Ja.«

»Hat er ein Geständnis für die Tat abgelegt?«

»Ja.«

»Was hat er als Motiv genannt?«

»Das spielt keine Rolle. Er war es nicht.«

Unten fährt ein Laster vorbei. Das hochfrequente Sirren der Fensterscheiben ist fünf Sekunden lang das einzige Geräusch.

»Was bringt Sie zu dieser Einschätzung?«

»Boenischs Trieb-Blockade. Er ist nicht fähig zu morden. Das kann er nur in Gedanken.«

»Der Mann verbüßt eine lebenslange Haftstrafe wegen vierfachen Mordes.«

»Ich bin sicher, Sie haben meine Prozessaussage gelesen.«

Für dich ist das doch nur Pipikram.

»Frau Aaron, das muss für Sie damals eine überaus dramatische, auch traumatisierende Situation gewesen sein, aber ich bin davon ausgegangen, dass Sie mit dem Abstand so vieler Jahre –«

»Darf ich die Fakten vortragen?«

Genervtes Durchatmen. »Bitte.«

»Erstens: Boenisch ließ sich vor drei Tagen von einem Mitgefangenen verprügeln, um bei der Vernehmung mein Mitleid zu erregen.«

»Hat Boenisch das zugegeben?«

»Nein. Aber der Häftling, den er dafür bezahlt hat.«

»An dessen Stelle hätte ich das auch ausgesagt.«

»Zweitens: Boenisch ist im Besitz eines Films. Er handelt von einem Serienkiller, der nie gefasst wird. In der Phantasie nimmt Boenisch die Identität einer Nebenfigur an. Er projiziert Eigenschaften des Mörders in sie, die sie im Film gar nicht hat.«

»Kenne ich diesen Film?«

»Mr. Brooks.«

Demirci notiert etwas auf einem Tablet.

Zehnfingersystem, dreihundert Anschläge pro Minute, vermutlich blind. Perfektionistin.

»Drittens: Er wollte nicht verraten, wer ihm den Film gab.«

»Was beweist das?«

»Viertens: Boenisch konnte es kaum erwarten, mit mir über *Mr. Brooks* zu reden. Die Vorstellung, dass ich ihn für den Täter halte, hat ihm sichtlich Lust bereitet.«

»Viele Mörder genießen ihr Geständnis.«

»Fünftens: Er hat das Opfer in seine Zelle eingeladen. Seinem attestierten Persönlichkeitsprofil nach wäre das bereits in Tötungsabsicht erfolgt. Entsprechend wäre er seit vierundzwanzig Stunden in der Erregungsphase gewesen und in dem Moment explodiert, als Melanie durch die Tür kam. Boenisch hat hingegen erst einmal Tee mit ihr getrunken.«

»*Melanie*. Es fehlt Ihnen an Distanz.«

»Sind Sie der Ansicht, dass wir es mit Sachen zu tun haben und nicht mit Menschen?«

»Wollen Sie mich belehren?«

»Sie mich?«

Steifes Papier raschelt. »Er muss die Einladung nicht zwingend in Tötungsabsicht ausgesprochen haben. Möglicherweise hat die Situation ihn überfordert. Ich habe den Bericht der KT. Mein Eindruck ist, dass man sorgfältig gearbeitet hat.«

Die von der Mordkommission haben überhaupt nicht nach Melly gefragt. Die waren nicht mal hier.

»Sechstens: Die Plastiktüte, mit der er die Frau erstickt haben soll, entspricht nicht seinem unterstellten Tatschema.«

»Er hat improvisiert.«

»Siebtens: Er hasst es zu improvisieren. Achtens: Er hat das ›Klinefelder-Syndrom‹, eine Keimdrüsenunterfunktion, die in seiner Pubertät zu auffälligem Wachstum geführt hat. Er ist zwei Meter groß und besitzt außergewöhnliche Körperkraft. Melanie hat sich heftig gewehrt. Boenisch hätte sie jedoch sofort fixiert, so dass sie sich keinen Millimeter hätte rühren können.«

»Ich habe das Gefühl, dass Sie auf eine Pointe hinarbeiten.«

»Derjenige, der ihm *Mr. Brooks* besorgt hat, ist der eigentliche Täter. Boenisch durfte das Opfer aussuchen und dabei sein. Eine Win-win-Situation.«

Aaron trinkt einen Schluck Kaffee.

Ekelt sich.

Trinkt noch einen.

Hat sie sich ein Foto von Melanie Breuer angeschaut? Nein, das würde sie ansprechen.

Demirci räuspert sich. »Ich habe natürlich von Ihnen gehört. Sie wurden mit fünfundzwanzig zur Abteilung berufen. So jung wie niemand vor oder nach Ihnen. Als erste Frau. Nun sind Sie die einzige blinde Fallanalytikerin und Vernehmungsspezialistin Deutschlands. Auf Fürsprache des BKA-Präsidenten hat man eine dienstrechtliche Ausnahme für Sie geschaffen. Sie haben meinen Respekt.«

»Neuntens: Boenisch hat die Kontrolle verloren, als ich sein Selbstbild zertrümmert habe.«

»Kontrollverlust bei einem Triebtäter. Beim besten Willen: Das ist kein Argument.«

»Zehntens: Er wusste bereits, dass ich blind bin. Woher?«

Demirci wählt ihre Worte gut: »Herr Kvist ließ mich wissen, dass Sie die Vernehmung allein durchgeführt haben. So fähig Sie sind – denken Sie wirklich, dass Sie jeden Aspekt einer Persönlichkeit durchdringen können?«

Darauf habe ich gewartet. Und wie elegant du das »blind« umschiffst hast.

Auch im BKA gab man ihr nur ihres Namens wegen eine Chance. Keiner konnte sich vorstellen, dass sie die Tests bestehen würde. Tatsächlich versagte sie, als man ihr Vernehmungsprotokolle in Braille zu lesen gab und sie aufforderte, die Bruchstellen zu benennen, an denen der Verdächtige sich verriet.

Sie bat darum, bei Vernehmungen zuhören zu dürfen. Dreimal stand sie hinter dem venezianischen Spiegel. Dreimal traf sie mit ihrer Analyse ins Schwarze und gab den entscheidenden Hinweis.

Zwischen Worte tasten.

Das Verborgene erfühlen.

Dem Schall von Lügen lauschen.

Wenn sie sich in Wiesbaden jetzt an einem die Zähne ausbeißen, sagen sie: *Abwarten, bis Aaron ihn gesehen hat.*

Sie steht auf. »Ich bleibe, solange es nötig ist. Herr Kvist wird mir das Material für die weitere Untersuchung beschaffen.«

Demirci stoppt das Aufnahmegerät. »Sie haben Ihr Handy ausgeschaltet, darum konnte das BKA Sie nicht erreichen. Man erwartet Sie schnellstmöglich in Wiesbaden.«

Hat sie das erfunden? Nein, es stimmt. Wir sind unter Druck.

Aaron deutet mit dem Kinn zu der Stelle an der Wand, von der sie den dunklen Rückhall empfangen hat.

»Was ist das?«

Demirci ist kurz sprachlos. »Eine osmanische Rüstung aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Ein Geschenk.«

»Gut, wenn man eine Rüstung hat.«

»Eine Metapher?«

»Eine Erfahrung.«

Aaron steigt in den Lift und drückt auf zwanzigste Etage. Der Geruch von Rouladen und verkochten Kartoffeln hängt in der Kabine. Die Tür fährt auf, der Wind zerzt an ihrem Mantel. Vorsichtige Schritte, bis sie am Rand der Dachterrasse an die Brüstung stößt.

Sie weiß, dass sie Richtung Westen blickt, in die Sonne, fühlt die Gier nach Licht, und sei es nur die Vorstellung davon. Aaron imaginiert die Welt, bis sie ihr vollkommen wirklich erscheint, eine Fata Morgana, so hyperreal wie ein Wachtraum.

Sie sieht den Bahnhof Zoo, dessen grauer Stahl mit einer tiefen Wolke verschmilzt, die sich vor die Sonne schiebt. Eine Fledermaus lässt sich vom Dach fallen, umkurvt das violette Mosaik der Neuen Gedächtniskirche, das für einen Wimpernschlag kitschig in einem Lichtstrahl funkelt, der die Wolke durchbricht, weicht dem Strahl pfeilschnell aus, sucht die Wolke, findet sie über dem Bikinihaus wieder, stößt zum Pavianfelsen im Zoo hinab und weiß traumwandlerisch, wo die Höhle ist, in der sie ausharren muss, weil es für die Jagd zu früh ist. Die Paviane kümmern sich nicht um den vertrauten Gast und recken ihre knallroten Ärsche einer Schulklasse entgegen, die Selfies macht. Aaron ist sich absolut sicher, dass es die Kinder sind, die heute Morgen am Flughafen in den Bus stiegen.

Obwohl es erst halb vier ist, gehen auf dem Tauentzien und dem Ku'damm schon die Weihnachtslichterketten an, die bis Anfang Februar hängen bleiben werden, Glühwürmchen im Frost, von keinem beachtet, außer von einem kleinen Mädchen mit schwarzen Locken wie Wolle, das noch nie in einer so großen Stadt war, eine Tüte heiße Maronen an sich drückt, die andere Hand in der ihres Vaters weiß und glücklich ist.

Die Nacht ist wie ein Fensterladen, der zuknallt. Die Weihnachtslichter stechen grell in die Schwärze, die das Mädchen und die Stadt verschluckt, werden schwächer, schwächer, bis sie nur noch winzige glimmende Punkte auf einem Radar sind. Dann ist es stockfinster. Kopfschmerzen fressen sich in Aarons Augen. Irgendwo ein stotternder Anlasser, abgesoffener Motor, Hupkonzert, Flugzeug.

Zuhause hat sie ein Bild des Malers Eşref Armağan. Auch wenn er von Geburt an blind ist, malt er Landschaften in wunderschönen Farben. Endlose Brücken über einsame Buchten, in denen Segelboote tanzen. Leuchttürme auf Klippen, von Albatrossen umkreist. Magische Stillleben, Obstschalen mit Birnen, Himbeeren, Honigmelonen, die zum Reinbeißen saftig sind. Man hielt Armağan für einen Scharlatan, bis an der Harvard Medical School Tests mit ihm durchgeführt wurden. Er saß in einem lichtlosen Bunker, beobachtet von Kameras, malte und ließ alle Zweifler verstummen.

Als man seine visuellen Hirnaktivitäten maß, stellte sich heraus, dass sie denen eines sehenden Menschen entsprechen.

Aaron liebt Armağans Bilder, schon immer. Nach dem Tod ihres Vaters erwarb sie eins. Es kostete dreißigtausend Euro, sie hat es aus ihrem Erbe bezahlt. Der Galerist war überrascht, dass eine Blinde ein Bild eines Blinden erwarb, und bot an, ihr wenigstens zu beschreiben, was man darauf sah. Doch das wollte sie nicht. Sie fasste die Leinwand an, spürte das raue Relief der Farben unter ihren Fingern, denn Eşref Armağan hatte dieses Bild mit den seinen gemalt, und wusste: meins.

Es hängt in ihrem Schlafzimmer. Aaron betrachtet es oft und sieht eine Frau, die auf einem schwindelerregend hohen Seil zwischen den Türmen von Notre Dame steht, ohne Angst, weil ihr nichts etwas anhaben kann, nicht einmal der Tod.

Ein Jahr nach Barcelona sollte in Dresden die Wohnung eines Messis zwangsgeräumt werden. Zwischen Müllbergen brannte ein Feuer, und von den »Traumtänzern« blieb bloß ein verkohltes Fitzelchen Himmel. Es war nicht das einzige Gemälde, das er gestohlen hatte, aber das einzige, das er vernichtete.

Er sagte: »Wenn ich es nicht mehr sehen darf, darf es keiner.«

Schritte. Pavlik. Aaron dreht sich um. »Hast du eine Zigarette? Meine sind alle.«

Etwas prallt gegen ihre rechte Hand, fällt in den Schnee.

»Mist«, brummt Pavlik, »ich habe mit Büker um fünfzig Lappen gewettet, dass du's kannst.« Er hebt die Schachtel Filterlose auf, drückt sie ihr in die Hand, gibt ihr Feuer, raucht auch.

»Was macht die Agusta?« fragt sie.

»Hab jetzt ne Hayabusa. Giftgrün, deine Farbe.«

»Wieviel PS?«

»Knapp zweihundert.«

»Cool.«

Die Kopfschmerzen werden stärker. Aaron spürt, dass Pavlik Worte abwägt und verwirft. Was er ihr sagen will, muss bedeutsam sein, denn er ist ein Mann, der sich darauf versteht, etwas auf den Punkt zu bringen. In Barcelona fragte er nur, wann sie wieder anfängt.

Sie schnippt den Zigarettstummel weg. »Okay, was ist?«

Pavlik schaut an ihr vorbei, atmet flach. »Sascha Holm ist vor einem Monat nach Tegel verlegt worden.«

Sie hat in ihrem Leben zwei wirklich schlimme Sätze gehört.

Ich bin's, Butz. Und: Eine Operation macht keinen Sinn.

Dies war der dritte.

Sascha Holm ist Jetonauge, der Bruder jenes Mannes, der sich in Barcelona Egger nannte. Später, als ihr Vater dachte, er könne mit ihr darüber sprechen, erfuhr Aaron, dass einer der drei Katalanen, tödlich verletzt, noch ein Notsignal hatte absetzen können. Ruben. Während sie für immer in den Tunnel an der Plaça de les Drassanes eintauchte, traf das MEK beim Lagerhaus ein. Man tat, was Aaron unterlassen hatte. Niko wurde von einem Notarzt reanimiert, gerettet.

Auch Jetonaugé kam durch. Seine DNA konnte vier ungeklärten Morden zugeordnet werden: ein Passant bei einem Banküberfall in Augsburg, zwei Beamte der Police routière bei einer Straßenkontrolle an der Côte d'Azur. Und eine Portugiesin, deren einziges Vergehen darin bestanden hatte, dass sie Jetonaugé nach einem Jahr verlassen wollte.

Er wurde in Barcelona zu achtundvierzig Jahren Haft verurteilt und kam ins berüchtigte Gefängnis La Modelo.

Zu seinem Bruder fand sich nichts. Nur seinen Namen weiß man: Ludger Holm. Es steht außer Frage, dass er für eine Reihe anderer Verbrechen verantwortlich sein muss, ohne dass man ein einziges benennen könnte. Nicht mal Fingerabdrücke existieren von ihm. Aber ein Mann, der einem Verdeckten Ermittler ein gestohlenes Bild anbietet, das er nie besaß, der weiß, dass er in Barcelona auf fünf Elitopolizisten treffen wird, die ein MEK im Schlepptau haben, muss kaltblütig sein wie kein Zweiter.

Sie denkt an den Moment, als sie in Tegel einen Blick im Rücken gespürt hatte. War es der von Jetonaugé gewesen? Hat er sich an ihr ergötzt? Sich auf sie gefreut?

Aaron fasst sich. »Warum?«

»Er hat seit einem Jahr eine Brieffreundin in Berlin. Sie war zweimal in Barcelona. Sascha hat dort einen Antrag auf Verlegung gestellt, Tegel war einverstanden.«

»Wer ist diese Frau?«

»Blumenhändlerin. Hat einen Laden in Rudow.«

»Ich will mit ihr reden.«

»Ich weiß.«

Stadtautobahn, halbe Stunde nach Südosten. Pavlik ist kein großer Redner. Er legt sich alles gern zurecht, um es in Ruhe zu betrachten, formt die Sätze nicht beim Sprechen, sondern hat die Worte in Gedanken längst wohlgeordnet. Jetzt, im Auto, sagt er gar nichts. Er wartet auf die Frage, die ihr Angst macht. Darin liegt bereits die Antwort. Aber sie kann es ihm nicht ersparen und sich auch nicht.

»Weiß Niko davon?«

Pavlik bleibt stumm.

»Also ja.«

»Er wollte dich nicht beunruhigen.«

»Ich bin schon groß.«

»Ja. Allein, dass du bei Boenisch warst. Solltest die Jungs hören. Alle denken, dass du den verflucht größten Arsch in der Hose hast, den sie jemals gesehen haben.«

»Schönen Dank auch.«

Er ist mit mir nach Tegel gefahren und hat kein Wort gesagt.

Ihre Hand streift das Kunstleder des Sitzes, gesellt sich sofort zu der anderen im Schoß.

Zehn Dinge, die Aaron nicht gern anfasst:

schweißige Hände

Kaffeebohnen

Kunstleder

rostiges Metall

Schallplatten

Tablettenschachteln

Nylon

ihren Stock

Zigaretenschachteln

Fenstergriffe

Rechts hört sie eine S-Bahn. Das Rattern reißt ab. Pavlik schaltet die Scheibenwischer aus. Sie sind in einem Tunnel.

Innsbrucker Platz.

Um die Ecke hat sie gewohnt. Sie hatte sich so eingerichtet, dass alles ihr war. Doch nur ein einziges Möbelstück nahm sie nach Wiesbaden mit: das alte, rissige Ledersofa vom Trödel am Mauerpark, das seine Macken hat, aber ist, was es ist.

Auch der kleine Junge aus der Wohnung nebenan mochte das Sofa. Seine Eltern stritten viel. Er kletterte dann immer über den Balkon und stieg durch Aarons Fenster. Sie lasen zusammen Comics und spielten Superman und Superwoman, und sie dachte oft, wie schön es doch wäre, auch so einen kleinen Jungen zu haben. Einmal war sie unachtsam und reinigte ihre Browning, als er ins Zimmer sprang. Er war sehr erschrocken. Sie sagte, dass es eine Schreckschusspistole sei, ließ ihn aber feierlich schwören, es keinem

zu erzählen. Das war ihre größte Angst: Dass einer aus ihrem wirklichen Leben kommen und jemandem etwas tun könnte, den sie gern hatte.

Zwei Minuten hat Pavlik kein Wort gesprochen. Aaron kann zwischen hundert Arten von Schweigen unterscheiden.

Und dieses kennt sie genau.

»Was für ein Wagen? Seit wann?«

»Blauer Phaeton. Seit dem Innsbrucker.«

Sie spürt, dass Pavlik Gas wegnimmt, das Standardmanöver: langsamer fahren, das nachfolgende Auto damit zum Überholen auffordern, sehen, ob der Verfolger sich zurückfallen lässt, um Abstand zu halten.

»Und?«

»Er bleibt dran.«

»Willst du ihn dir anschauen?«

»Ja. Halt dich fest.«

Vollbremsung. Sie wird in den Gurt gepresst. Aaron weiß, dass der Phaeton ausscheren muss, um eine Kollision zu verhindern. Pavlik gibt Vollgas. Jetzt jagt er den anderen.

»Konntest du sein Gesicht sehen?«

»Nein. Getönte Scheiben. Ich gucke mal, was er draufhat.« Er zeigt, warum er der beste Fahrer der Abteilung ist. Sie wird nach links geschleudert, rechts, durchgeschüttelt, klammert sich an die Schlaufe. Pavlik fängt das Auto ab. »Beeindruckend.«

»Was?«

»Er ist mit Zweihundertzwanzig an der Buschkrugallee raus, ohne die Mittellinie zu kratzen.«

»Du hast ihn verloren?«

»Wir haben das Kennzeichen.«

Das ihnen nichts nützen wird. Sie weiß es, er weiß es auch.

Als sie den kleinen Blumenladen in Rudow betreten, kitzelt ihre Nase. Sie hat viele Topfblumen zuhause. Ihre Zugehfrau meinte beim ersten Mal unsicher, dass Aaron sie bestimmt nach dem Duft aussucht oder solche wählt, die sich besonders schön anfassen, doch Aaron lächelte und sagte: »Nein, ich mag bloß Blumen.« Vor allem weiße Orchideen, und die duften kein bisschen.

Sie hört eine Stimme. Jung, müde. Die Worte verschleppt, aus dunklen Gedanken gerissen.

»Guten Tag. Kann ich helfen?«

»Sind Sie Eva Askamp?«

»Ja?«

Aaron weiß, dass Pavlik seinen Ausweis zeigt. »Wir möchten über Sascha Holm mit Ihnen reden.«

Die Stimme der Frau blockiert. »Warum?«

Sicher musste sie sich schon oft erklären: vor einer Kommission, dem Gefängnisdirektor in Tegel, Vollzugsbeamten, Freunden, ihrer Familie.

Dennoch wirft unser Besuch sie aus der Bahn.

»Wie haben Sie Sascha kennengelernt?«

»Über seine Annonce in der Gefängniszeitung.«

»Sie lesen spanische Gefängniszeitungen?«

»Es war eine von hier.«

»Was hat er denn geschrieben«, fragt Pavlik. »Lyrik?«

»Dass er sich sehr über jemand freuen würde, der ihn versteht und sieht, dass er ganz anders ist.«

»Rührend.«

Aaron wirft Pavlik zu: »Ist Frau Askamp hübsch?«

»Ja, doch.« Sein Handy klingelt; er geht raus.

»Sie könnten eine normale Beziehung haben, Zukunftspläne, ein Liebesleben«, sagt Aaron. »Stattdessen suchen Sie sich einen mehrfachen Mörder aus? Einen, der für niemand was empfindet, außer vielleicht für seinen noch schlimmeren Bruder?«

»So ist er nicht. Man hat ihm viel Unrecht getan.« Sie redet langsam, wie Aaron es von Melancholikern oder psychisch labilen Menschen kennt. Alles an dieser Stimme ist passiv, schwach.

Als sie vor zwei Jahren beim BKA anfang, begann sie, sich intensiv mit Kriminalpsychologie zu befassen. Sie weiß, wie erschreckend ähnlich die Biografien von Frauen sind, die sich in Mörder verlieben. Die Mutter wehrlos, der Vater brutal. Unbewusst suchen sie Männer, die genauso sind wie er, sie ausnutzen und wie Dreck behandeln. Bis sie in einem verurteilten Verbrecher den Traumprinzen sehen. Er sitzt im Gefängnis, sie sind vor ihm sicher. Sie kontrollieren ihn und flüchten sich in die Phantasie einer Liebe. Diese Frauen wollen so

verzweifelt glauben, endlich ihr Glück gefunden zu haben, dass sie die Lüge für die Wahrheit halten.

Eva Askamp müsste den Mann ganz anders verteidigen.

»Welches Unrecht denn?« fragt Aaron.

»Alles.«

Keine Überzeugung in der Stimme. Auswendig gelernt.

»Wo ist Sascha aufgewachsen?«

Keine Antwort.

»Leben seine Eltern noch?«

Nichts.

Pavlik kommt zurück. »Ich mach's ganz einfach: Wie heißt sein Bruder?«

Die Frau stößt etwas um. Vase. Sie bückt sich, um die Scherben einzusammeln, Zeit zu gewinnen.

Aaron nimmt einen neuen Duft wahr. Bewegt den Kopf in die Richtung. Kamelie. Sie sieht, wie sie Holm in Barcelona die Hand gibt. Er beugt sich zu ihr. Sie riecht die Blüte in seinem Knopfloch. Warm, wattig, wie Gesichtspuder.

»Dort steht eine Kamelie«, sagt sie zu Pavlik. »Ist sie weiß?«

»Ich habe keine Ahnung, wie Kamelien aussehen.«

»Frau Askamp?«

»Ja, weiß.«

»Ich möchte sie kaufen.«

»Die ist schon verkauft.«

Schnelle Kinderschritte. »Mama, wann gehen wir heim?«

»Gleich.«

Der Junge schmolzt nach hinten weg.

Aaron fragt: »Waren Sie verheiratet?«

»Ja.«

»Getrennt oder verwitwet.«

»Mein Mann ist vor zwei Jahren gestorben.«

»Den Laden haben Sie gemeinsam geführt?«

»Und?«

Aaron wendet sich Pavlik zu: »Gute Gegend dafür?«

»Glaub ich nicht. An der Ecke ist ein Discounter, da kann sie nicht mithalten.«

»Geldsorgen?« fragt Aaron.

Sie hört, dass die Frau weinen möchte. »Ich wüsste nicht, was Sie das angeht.« Tonscherben kullern in eine Tonne.

»Ich wette darauf, dass bei Ihnen zuhause ein gerahmtes Foto Ihres Mannes auf dem Nachttisch steht.«

Die Stimme bröckelt, verliert das letzte Fundament. »Verlassen Sie meinen Laden.«

Tür auf, Schneeluft. Aaron dreht sich nochmal um. »Sie haben einen großen Fehler gemacht. Fahren Sie mit Ihrem Sohn weg und sagen Sie niemandem, wo Sie sind.«

7

Zwei Filterlose am Auto. Eine Schneeschippe kratzt Morsezeichen, zwei kurz, zwei lang, zwei kurz. Aarons Gedanken schliddern wie auf einer Rutschbahn.

Pavlik bricht das Schweigen: »Ludger Holm.«

»Ja. Er hat die Frau dafür bezahlt, dass sie die Brieffreundin seines Bruders spielt. Um ihn nach Berlin zu kriegen.«

»Wegen Boenisch.«

»Natürlich.«

»Wie soll Holm von dir und Boenisch erfahren haben?«

»Stand damals in jeder Zeitung.«

»Du weißt, was das heißt«, sagt Pavlik mit einer Stimme, die wie Streusalz unter Stiefeln klingt.

»Sascha hat Melanie Breuer in Boenischs Zelle ermordet. Er ist der Mann, der ihm *Mr. Brooks* beschafft hat.«

»Wen?«

»Unwichtig. Boenisch war perfekt, um mich herzulocken.«

Ich rede nur mit Frau Aaron.

»Die Frau, die du in Barcelona getötet hast –«

»Nina Deraux.«

»– sie war Saschas Geliebte.«

»Und im dritten Monat schwanger. Aber der Plan ist von seinem Bruder. Sascha ist nicht intelligent genug dafür.«

Durchdrehende Reifen an einer Ampel. Sie lehnt ihren Kopf an Pavliks. Spürt seine Ruhe. Wie könnte er irgendetwas dem Zufall überlassen, nicht alles bedenken? »Du müsstest jetzt sagen: ›Ich setze dich in den nächsten Flieger.««

»Ja.«

»Aber das willst du nicht.«

»Nein.«

»Wie viele Männer habt ihr abgestellt?«
»Zwei haben ihren Laden im Auge. Andere Straßenseite, erster Stock. Zwei observieren ihre Wohnung.«
»Wie viele klemmen an mir dran?«
»Auch zwei. Sie haben am Flughafen gewartet, sind dir und Kvist nach Tegel gefolgt und von dort zur Abteilung.«
»Und uns hierher.«
»Dreißig Meter links, Volvo.«
»Deshalb hast du vorhin telefoniert.«
»Sie haben den Phaeton noch ein paar Minuten verfolgt, aber er hat sie abgehängt.«

Aaron sagt: »Ich bin ein Köder.«

»Ist das ein Problem für dich?« fragt Pavlik.

»Nein.«

»Dachte ich mir.«

»Wird Eva Askamps Telefon abgehört?«

Pavlik zögert zwei Sekunden, ehe er murmelt: »Geht nicht. Kein richterlicher Beschluss.«

Aaron hält kurz die Luft an.

Für einen Beschluss muss man den Dienstweg gehen.

Sie sagt: »Demirci weiß es nicht.«

»Nein.«

»Warum?«

»Ich habe es versucht. Konnte sie nicht überzeugen.«

Die Bedeutung dessen lässt Aaron frösteln. Pavlik handelt auf eigene Faust. Die Männer folgen ihm, das haben sie immer getan. Er riskiert seinen Job, um sie zu beschützen.

Er legt den Arm um sie. Vieles eint sie in diesem Moment; auch das, was sie nicht aussprachen, seit sie sich wiedersahen.

Niemand wird dir etwas tun, solange ich da bin.

Du und Sandra seid die wichtigsten Menschen für mich.

Wir haben dich beide sehr vermisst.

»Ist Niko eingeweiht?«

»Nein. Wenn Demirci es rausfindet, schmeißt sie mich raus. Die Jungs können sich darauf berufen, dass ich behauptet hätte, in Demircis Auftrag zu handeln. Kvist würde sie das niemals abnehmen. Ich bringe dich zum Hotel.«

»Können wir erst nach Jungfernheide fahren? Muss jemanden besuchen.«

»Hier ist es«, sagt Pavlik.

An einem Grab zu stehen, das man nicht sieht, sich nur vorstellt, ist nichts. Aaron könnte in der Atacamawüste sein, am toten Meer, dort an Marlowe denken und wäre ihm nicht ferner oder näher. So fern und nah wie ihrem Vater und ihrer Mutter auf dem Friedhof in Sankt Augustin. Nach einer Schweigeminute will sie zurück zum Auto.

Auf dem Waldweg umfasst Pavlik ihre Taille. »Wenn ich geraucht habe, hat er mich so vorwurfsvoll angeguckt. Dann hat mir die Zigarette nicht mehr geschmeckt.«

»Hmm, kenne ich.«

»Ich war mal ziemlich mies drauf«, erinnert er sich. »Die Sache mit dem Tschetschenen, weißt ja. Du warst mit Marlowe bei uns. Ich habe auf der Hollywoodschaukel gesessen und die ganze Welt gehasst und am meisten mich selbst. Er ist auf meinen Schoß gesprungen. Keine Ahnung, warum, aber an den Tschetschenen habe ich nicht mehr gedacht.«

»Ja, so war er.«

Pavlik strauchelt, hält sich an Aaron fest.

»Was ist, alter Mann?«

»Du hast gut reden. Hier ist es stockfinster.«

»Willkommen im Club.«

Sie fahren zur Leipziger Straße. Pavlik ließ ein Zimmer im Hotel Jupiter für sie buchen. Der Betonriegel war schon zu DDR-Zeiten ein Hotel, damals hieß es Puschkin. Man hat es nach der Wende renoviert und die Fassade erneuert, aber es blieb ein Monument sozialistischer Hässlichkeit. Die Abteilung nutzt das Haus gelegentlich, um Kronzeugen für einige Tage unterzubringen. Es gibt bloß einen Lift, weshalb die Zimmer sich gut sichern lassen.

Als Pavlik aussteigen will, hält sie ihn fest. »Sagst du mir, wie du aussiehst?« Sie spürt, dass er erschrickt, und bewerkstelligt ein Lächeln. »Ich meine, fünf Jahre später.«

»Immer noch eins fünfundachtzig. Paar graue Haare mehr, hinten werden sie weniger, juckt mich nicht. Die Nase hat mir letztes Jahr

ein Albaner gebrochen, ich sehe aus wie ein Boxer. Sandra nölt, dass ich sie richten lassen soll, aber scheiß drauf, einen hässlichen Mann kann nichts entstehen.«

Plötzlich fällt Aaron ein, dass sie mal aus Jux Fotos von Pavlik und Woody Harrelson an seinen Spind gepappt und draufgekritzelt haben: *Bei der Geburt getrennt*. Diese Erinnerung bewirkt ein jähes Glücksgefühl. Sie lächelt. »Ist wohl nichts mehr mit Woody?«

»Doch, passt. Nur die blauen Augen kriege ich nicht hin. Du weißt ja: Die Farbe von meinen ist irgendwas zwischen Straßenkötter und Schlammcatcher.«

Sie lachen kurz. Aaron steckt die unverhoffte Erinnerung wie ein Bonbon in ihre Tasche.

In der Hotellobby übergibt Pavlik sie an zwei Männer der Abteilung. Aaron kennt sie nicht, aber das ist nicht verwunderlich. Die Wenigsten stehen es lange durch; wenn einer drei Jahre dabei ist, gilt er bereits als Veteran. Aaron gehörte sechs Jahre dazu. Wahrscheinlich hätte auch sie sich irgendwann versetzen lassen, weil sie am Ende gewesen wäre, ausgebrannt.

Diese Lüge fällt leicht.

Wenn sie ehrlich ist, wollte sie nie etwas anderes. Pavlik ist genauso. Der Älteste in der Abteilung, ewig dabei. Wie lange kann er sich noch so fit halten, wie es nötig ist, um unter den Besten bestehen zu können? Und Sandra? Sie weiß, was von ihrem Mann verlangt wird, ihre schlaflosen Nächte werden nicht weniger. Eines Morgens wird sie ihn zärtlich umarmen und flüstern: »Genug.« Was dann? Schreibtischjob? Pavlik?

Die beiden Männer in der Lobby instruiert er ohne ein überflüssiges Wort. Sie heißen Kleff und Rogge. Ruhig und sachlich erfragen sie das Nötige. Aaron stellt sich keine Gesichter zu den Stimmen vor. Das hat sie am Anfang gemacht, aber es kostete sie auf Dauer zu viel Kraft. Auch findet sie es bei Menschen, die sie neu kennenlernt, nicht mehr wichtig.

Vierzehnter Stock. Sie geleiten sie zu ihrem Zimmer. Pavlik hat dafür gesorgt, dass sie das hinterste auf dem Flur bekommt; es ist am leichtesten zu bewachen. Endloser Teppichboden, flauschig. Sie zählt die Schritte, wünschte, sie wüsste bereits, wie viele es sind, wo der

Flur abzweigt, die Richtung sich ändert, dann müsste sie sich nicht bei dem Größeren, Rogge, einhängen.

Ihr Mobilitätstrainer wollte ihr das Schrittezählen unbedingt abgewöhnen. »Stellen Sie sich eine Treppe mit vielen Stufen vor, die Sie häufig nehmen müssen, zum Beispiel an Ihrem Arbeitsplatz. Sagen wir: siebzig. Leicht zu merken, kein Problem. Eine Weile geht es gut, Sie fühlen sich sicher. Eines Tages sind Sie auf der Treppe, und Ihr Handy klingelt. Oder ein Kollege spricht Sie an. Oder ein Gedanke lenkt Sie für eine Sekunde ab. Bei welcher Zahl waren Sie? Siebenunddreißig? Zwei Stufen vor dem Treppenabsatz? Bestimmt? Im nächsten Moment stürzen Sie schon. Überzeugt Sie nicht? Dann nehmen wir Ihr Büro. Sagen wir, Sie wissen, dass es von dort genau zwanzig Schritte zur Toilette sind. Funktioniert tadellos, bis Sie irgendwann in der Putzkammer oder der Herrentoilette stehen.«

Nicht einer der Blinden, die Aaron kennt, zählt seine Schritte. Nur sie. Man hatte sie bei der Abteilung konditioniert, mehrere Dinge, selbst in höchstem Tempo, gleichzeitig zu tun und auf jedes vollkommen fokussiert zu sein. Ein Dossier memorieren, während sie in ein Gespräch vertieft ist; zwei Probleme analysieren und parallel ihren Atem kontrollieren; die Umgebung lesen, Geräusche und Gerüche archivieren und sich dennoch auf ihren Körper konzentrieren.

Sie bat Ihren Trainer, mit ihr durch ein Gebäude zu gehen, das sie bereits kartographiert hatte, und ihr dabei Rechenaufgaben zu stellen.

Sie vertat sich um keinen einzigen Schritt.

Nein, die Zahl der Schritte zu wissen ist ein Glück. Zwölf von ihrem Büro im BKA zum Vernehmungsraum VIa. Neunzehn in der Kantine zur Essensausgabe. Vom Bett fünf Schritte zu ihrem Bild. Dreißig Schritte geradeaus, sechsundfünfzig nach links von der Bushaltestelle am Wiesbadener Marktplatz bis zur Caligari Filmbühne, wo sie sich in der Spätvorstellung Filme ansieht, die sie schon kennt. Siebzehn vom Hauptweg des Friedhofs zum Grab des Vaters. Von dort sechs zum Grab der Mutter, die ihn verließ, weil Aaron seinetwegen zur Polizei gegangen war. Leichte und schwere Schritte.

Die von Kleff und Rogge sind federnd, geschmeidig. Aber wie gut sind die beiden wirklich? Aaron will es austesten.

Sie greift mit ihrer freien Hand nach dem Knipser, den sie stets dabei hat. Ähnlich wie ein Blechfrosch erzeugt er ein lautes Knacken, ihr Echolot an Orten mit wattigen Tönen, einer Schneelandschaft etwa. Jetzt, in der Handtasche, klingt es wie ein Schuss mit Schalldämpfer.

Rogge verschiebt seine Hüfte blitzschnell nach rechts und packt Aaron über Kreuz zum Arm an der Taille. Er wirbelt sie um hundertachtzig Grad herum, bis sie frontal vor ihm ist, und lässt sich auf sie fallen. Das ›Kaperski-Manöver‹. In der halben Sekunde, die er dafür braucht, hört sie das Ratschen, mit dem Kleff seine Waffe in der Drehung aus dem Holster reißt, sich hinkniet und sie in Anschlag bringt.

Aaron kann kaum atmen, weil hundert Kilo auf ihr liegen. »Okay. Tut mir leid«, kriegt sie raus.

Rogge hilft ihr hoch. »Tu das nie wieder.«

Kleff öffnet die Zimmertür mit der Karte. Sie gehen rein.

»Hallo, Kvist.«

»Hallo, Kleff. Hallo, Rogge.«

Er klingt nicht überrascht. Natürlich. In Schönefeld brauchte er höchstens fünf Minuten, um die Beschattung zu bemerken.

Die beiden Männer lassen sie mit Niko allein.

»Was willst du hier?«

»Dein Koffer war noch im Auto.«

Er kommt auf sie zu. Aaron kann nicht ausweichen. Müsste Niko beiseiteschieben, weiß nicht, welche Möbel im Weg sind, will nicht wie eine Blinde vor ihm herumstolpern.

»Ich habe lange überlegt, ob ich es dir sagen soll. Aber es muss Zufall sein. Es gibt keinen Zusammenhang zwischen Boenisch und Sascha Holm.«

»Beide in Haus 6! Nur Zufall?« schmeißt sie ihm vor die Füße.

»Alle Langzeitgefangenen sitzen in 5 oder 6.«

»Aber die haben keine erfundene Brieffreundin!«

Er fasst sie an. »Jenny, du bildest dir was ein.«

Sie stößt ihn von sich weg und schreit ihn an: »Was gibt dir das Recht, mich wie ein Kind zu behandeln?«

»Überleg doch. Das ist verrückt.« Wieder berührt er sie.

»Scher dich weg, und komm mir nie mehr unter die Augen!«

Und weiß: Es war umgekehrt. *Sie* hat sich weggeschert. *Ihre* Strafe ist, dass er ihr nie mehr unter die Augen kommt.

Seine Stimme lässt sie mit dem Schmerz zurück, den sie verdient.
»Wenn es das für dich leichter macht.«

Die Tür fällt ins Schloss. Ihr Herz schlägt, als sei es nicht in ihrer Brust, sondern meterweit weg, ein immer schneller werdendes Metronom, das sie aus dem Fenster schmeißen will, damit es still ist.

Er denkt es seit fünf Jahren.

Dass ich ihn liegengelassen habe wie eine Tüte Abfall.

Sie kämpft sich ins Bad, stellt sich unter die eiskalte Dusche, bis ihre Haut so taub ist, dass sie das Wasser nicht mehr spürt.

Die fünfte Tugend: *Shin*. Wahrheit und Wahrhaftigkeit.

Niko sagen, dass sie ihn liebt.

Zu spät.

Nass und zähneklappernd setzt sie sich aufs Bett. Sie stößt die Kopfhörer ins Handy und wählt die App, die sie für ihr Tagebuch benutzt. Die Computerstimme liest vor:

»23. April. Was passierte mit mir in der Sekunde, als ich im Krankenhaus die Augen öffnete?«

Springen.

»26. Juni. Welches Kleid mochte Niko so an mir?«

Springen.

»11. Juli. Habe ich im Hotel Aralsk in Moskau die Hand der Frau gehalten? War sie kalt? Sagte sie noch etwas? Hatte sie Eltern, Geschwister, einen Mann, Kinder?«

Springen.

»13. Juli. Warum hat man mich nach Moskau geschickt? Ich wurde auf Ilja Nikulin angesetzt. Aber warum ich? Ich war erst fünfundzwanzig, noch nicht bei der Abteilung. Warum hat man mir diese Mission anvertraut?«

»1. August. Wo war der Lieblingsplatz meiner Katze? Das Sofa? Nein, Marlowe war nicht meine Katze. Er hat sich um mich

gekümmert. Schlieft er in meinem rechten oder linken Arm? Mochte er Leberwurst?»

Springen.

»15. September. Weinte meine Mutter, als sie ging? Ich auch?»

Springen.

»8. Oktober. Regnete es am Todestag meines Vaters? Wie roch sein Lieblingshemd, als ich mein Gesicht darin vergrub? Habe ich das überhaupt, oder war es in einem Traum?»

Springen.

»9. Oktober. Die Farbe meines ersten Autos war Blau.«

Springen.

»3. November: Welche Farbe hatte mein erstes Auto?»

Springen.

»2. Dezember. Noch einmal zu Barcelona. Die wichtigsten Fragen: Wie lange war ich in dem Lagerhaus? Was ist in dieser Zeit passiert? In welchem Zustand war Niko? Hat er mich berührt? Ich ihn? Gab es Worte? Welche? Warum habe ich nicht versucht, Holm auszuschalten? Warum bin ich geflohen und habe Niko zurückgelassen? Warum habe ich nicht das MEK gerufen, keinen Krankenwagen angefordert?»

Aaron dreht das Radio voll auf, den Fernseher, ignoriert das Hämmern an der Wand, will sich zudröhnen, auflösen.

Die Müdigkeit trifft sie wie ein Schlag auf die Zwölf. Ihren Augen fehlt der Tag-Nacht-Rhythmus. Manchen Blinden macht das nichts aus, aber sie hat ständig einen Jetlag. Anfangs war sie siebzig Stunden am Stück wach und schlief danach zwanzig.

Gestern Nacht: keine Sekunde.

Sie durchwühlt ihre Handtasche, findet nicht sofort das Röhrchen mit dem Aufputschmittel, das sie hasst, wird panisch, hat es, verliert es zitternd, kriecht auf dem Teppich herum, tastet nach den Pillen, fühlt zwei, will sie schlucken, hat keine Spucke.

8

Er steht im Dunkeln und sieht über die Straße zu dem Hotelzimmer. Sein Oberkörper ist nackt, jeder Muskel tätowiert, und jedes Tattoo erinnert an einen Schmerz. Ein Jahr oder zwei hat er in Sofia verbracht und für den Bozhkov-Clan drei oder vier Morde erledigt, die ihn keine Mühe kosteten. Das Geld war angenehm und reichte für einige Jahre auf den Antillen in dem Haus am Meer, das ihm nichts bedeutete, so wie ihm nichts etwas bedeutet, das er nicht unter der Haut trägt. Er kam zurück nach Europa, als er befand, dass sein Bruder lange genug für seinen Fehler gebüßt hatte. Als Aarons Zeit in der Vorhölle sich dem Ende zuneigte. Er hat in seinem Leben vierzig oder fünfzig oder sechzig getötet, den Mann und die Frau mitgerechnet, die bei der Tür liegen, weil er Aaron sehen wollte, heute Abend. Hätte sie ein Hotelzimmer auf einer anderen Etage, wäre es eine andere Wohnung gewesen. Sie hat die Vorhänge zugezogen, doch die Nachtsichtbrille empfängt ihre Wärmesignatur. Sie sitzt auf dem Bett und vergräbt ihr Gesicht in den Händen und glaubt zu wissen, was Verlust ist. Er könnte sie jetzt töten, so wie er sie jederzeit hätte töten können. In Wiesbaden folgte er drei Monate lang jedem ihrer Schritte. Im Kino saß er in der Nachtvorstellung direkt neben ihr, hätte nur die Hand ausstrecken müssen. Sie sah sich *Taxi Driver* an. Natürlich. Travis Bickle kehrt aus Vietnam heim, und die Schlaflosigkeit und die Einsamkeit hämmern wie Bohrer in seinem Kopf. Was wäre gewesen, wenn Bickle die kleine Prostituierte nie getroffen hätte? Wäre er dann kein Ein-Mann-Schlachthaus geworden? Wie romantisch. Es ging ihm nicht darum, das Mädchen zu retten. Sie war austauschbar. Er suchte nur einen Vorwand zum Töten, hätte andere Ziele gefunden. Aber dann wäre er nicht als Held gefeiert worden. Ist es das, was Aaron fasziniert, das absurde Happy End? Nein. Es ist das Amok-Thema. Die Samurai

wussten: Nur wer in einem hoffnungslosen, verzweifelten Zustand ist, weit jenseits der Vernunft, kann Großes vollbringen. Die wahre Bedeutung von Amok ist verschüttet unter den Leichenbergen von Blacksburg, Littleton, Erfurt, Utøya. In Wirklichkeit meint es, dass ein zum Äußersten entschlossener Krieger eine verlorene Schlacht durch eine einzige todesverachtende Aktion zu wenden versucht. Das wäre eines Samurai würdig und Aarons Heilung. Danach sehnt sie sich. Ihrem zerschmetterten Leben Sinn zu geben, indem sie sich opfert. Gewiss erzählt sie ihrem Vater davon, an seinem Grab in Sankt Augustin. Würde er es verstehen? Kaum. Jörg Aaron hat ein Risiko stets kalt berechnet; er war ein Mathematiker des Tötens. Ihm fehlte ein Motor wie Boenischs Keller, das unterschied ihn von seiner Tochter. Wie fände er es, dass sie in jedes Training geht wie in eine Totenmesse? Aaron trainiert für ihn, den Mann, der nur die Hand ausstrecken müsste. Sie weiß es, er weiß es. Dass ihr in Barcelona die Flucht gelang, war beeindruckend. Im Tunnel war er im Vorteil; sie ist Linkshänderin, musste jedoch mit rechts schießen, ihrer verwundeten Seite, weshalb sie niemals so schnell sein konnte wie er. Dennoch entschied nur ein Wimpernschlag. Sie hatte ihre Chance, jetzt ist sie kein Gegner mehr. Fünf Jahre ließ er Platz für das letzte Tattoo. Er fühlt es über seinem Herzen. Aaron wird es auch fühlen. Er wird ihr Opfer annehmen.

9

Gegen acht wird sie von Kleff und Rogge zum Schießkino gebracht, wo Pavlik Geburtstag feiert. Auf der Fahrt wechseln die beiden nur wenige Worte, aber Aaron hört heraus, wie sehr sie sich freuen, dass sie sich entschlossen hat hinzugehen.

Jungsabende sind das Schönste.

»Wie kommt er mit Demirci klar?« fragt sie.

Rogge lacht. »Die Frau ist steifer als ne zwei Tage alte Leiche. Aber Pavlik knackt sie schon noch.«

»Neulich hat er 'n Goldfischglas angeschleppt und lässig mitten auf den Besprechungstisch gestellt«, steigt Kleff ein. »Da war ne Krabbe drin. Richtig fettes Gerät, er wollte sehen, wie Demirci reagiert. Die hat's fertiggekriegt und nix gesagt.«

»Aber allein ihr Gesicht!« gluckst Rogge. »Pavlik meint, demnächst stellt er nen ausgestopften Fuchs auf den Tisch.«

Aaron lacht mit. Typisch Pavlik.

Sie kann die Männer verstehen. Sie wollen wissen, für wen sie alles riskieren. Wer sie führen will, muss dazugehören. So wie ihr früherer Chef. Irish Pub, Grillabende bei ihm zuhause, die ganze Truppe abgefüllt bis Oberkante. Zu jedem ging er, knuffte. *Ohne dich wär alles Scheiße – Nette Freundin haste, wie läuft's denn? – Nimm dir 'n paar Tage außer der Reihe – Aaron, du musst mehr essen. Und schlaf dich mal aus.*

Er duzte sie, sie duzten ihn. Ehe er die Abteilung übernahm, war er SEK-Kommandeur gewesen und davor Verdeckter Ermittler beim BKA. Es gab keine Situation, die er nicht selbst erlebt hatte. Er verlangte nie etwas Unmögliches von ihnen.

Nur das *fast* Unmögliche.

Wenn es einen erwischte, ging ihr Chef zu den Angehörigen und sprach sehr lange mit ihnen. Er nahm nicht bloß Anteil an ihrer

Trauer, er trauerte selbst. Ließ sie weinen und weinte mit. In der Abteilung rief er alle zusammen, bis auf jene, die auf Einsätzen waren, und sagte, dass er den Laden für eine Woche dichtmache. Ein Kamerad sei tot. Sie sollten innehalten. Und wenn der Minister in der Woche nach der Abteilung verlange, könne er ihn am Arsch lecken.

Er selbst hielt die Stellung und verlor kein Wort darüber.

In Barcelona saß er zweimal an ihrem Bett. Gleich am ersten Tag und eine Woche später, nachdem er den Bericht der Internen gelesen hatte, noch einmal. Er hatte Schnaps dabei, den sie aus Zahnputzbechern tranken, und knurrte, dass er den Wisch in den Mülleimer geschmissen habe. In vielem erinnert er sie an ihren Vater.

Zum Abschied küsste er sie auf die Stirn. »Weißt du, was ich an dir immer am meisten bewundert habe? Dass du den Unterschied zwischen Richtig und Falsch kennst. Du bist Polizistin, warst nie was anderes und wirst nie was anderes sein.«

Das hat sie damals nicht annehmen können, später schon.

Er genießt jetzt den Ruhestand in Schweden und hat endlich Zeit für sein Hobby, Hochseeangeln. Als Aaron gerade erst beim BKA angefangen hatte, bekam sie einen Brief von ihm. In Braille. Sie las ihn fünfmal. Inan Demirci wird noch viel lernen müssen.

Im Schießkino Partymusik, Gedränge. In der Luft hängt der beste Geruch der Welt, den Aaron nicht mehr erträgt, Schüsse aus frisch mit Ballistol gereinigten Waffen.

Hier haben sie gesoffen, gefeiert, getrauert.

Pavlik drückt sie an sich.

»Ich habe gar kein Geschenk für dich«, sagt sie verlegen.

»Doch. Und so hübsch verpackt. Bist mein Ehrengast.« Er raunt: »Hast ja im Hotel eine tolle Nummer abgezogen.«

»Der hat mir zwei Rippen geprellt.«

»Geschieht dir recht.« Pavlik wird weggerissen, ruft: »Muss mich kümmern, bis gleich!«

»Kommen Sie, setzen Sie sich zu mir.« Demirci. »Ich mache das schon.« Sie meint Kleff und Rogge. Aaron fühlt sich überrumpelt, hat keine Lust auf Demirci.

Die vierte Tugend des Bushidō: *Rei*. Höflichkeit.

Demirci führt Aaron zu einem Tisch in einer leidlich ruhigen Ecke.
»Möchten Sie was essen?«

»Was gibt's denn?«

»Nudelsalat und Bratwurst, Nudelsalat und Buletten, Nudelsalat und Nackensteak.«

»Mit Bratwurst. Und ein Bier.«

Aaron hört das Lachen, das sie unter einer Million erkennt. Warm, tief aus dem Bauch, cool. Er ist ganz in der Nähe.

Sie spachtelt mit Heißhunger. Blinde lieben es zu essen, alles schmeckt intensiver. Aber nur großartig oder grauenhaft, nichts dazwischen. Sie bittet Demirci um einen Nachschlag. Der Nudelsalat ist von Sandra, schmeckt nach Zwiebelschnippeln, Musik aus dem Kofferradio in der Küche, Weißweinschorle, bisschen ratschen, E-Bay-Modenschau, Rumgickeln.

Die Bratwürste isst sie mit den Fingern.

Zehn Dinge, die Aaron gern anfasst:

Schnee

Tannenzapfen

eiskalte Bierflaschen

feuchte Blumenerde

warmes Fell

Bratwürste

kleine Hände

Perlmutterknöpfe

Waffen

ihr Bild

Sie schiebt ihren Teller weg, puhlt eine Marlboro aus der Packung, lässt ihr Dupont aufschnappen und merkt, dass Pavliks Chefin ihren Stuhl verschiebt.

»Eigentlich ist Rauchen hier verboten«, sagt Demirci.

»Wann haben Sie sich's abgewöhnt?«

»Ist das so offensichtlich?«

»Sonst wären Sie ein Stück weggerückt und nicht näher.«

»Geben Sie mir eine?«

Als Demirci den ersten Zug nimmt, weiß Aaron, was sie fühlt. Das pure Glück, mit dem sich die Lunge füllt, die Enttäuschung, es wieder nicht geschafft zu haben, die Gier, diese Zigarette aufzurauchen bis auf den Filter.

Alle paar Minuten kommt einer, tippt Aaron an, streichelt ihren Arm. *Ich bin's, Dobeck – Hi, Krupp hier – Krampe – Nowak – Fricke – Schön, dass du da bist! Hab dich vermisst! Siehst super aus! Hammerkleid!*

Butz bleibt etwas länger. Steht einfach neben ihr, die Hand sachte auf ihrer Schulter, nur damit sie weiß, dass er da ist. Was sie verbindet, bedarf keiner Worte. Ehe er geht, küsst er sie auf die Stirn.

Demirci spricht keiner an.

Die dritte Tugend: *Omoiyari*. Mitgefühl.

»Sie fragen sich, weshalb Pavlik Sie eingeladen hat. Falls Sie denken, weil ich seine Chefin bin, liegen Sie falsch.«

»Sind Sie sicher, dass Sie blind sind?«

»Er kümmert sich. Es wird Zeit, dass Sie mit den Jungs warmwerden. Demnächst setzt sich einer zu uns, weil Pavlik längst gesehen hat, dass ich die Einzige bin, die mit Ihnen quatscht. Sprechen Sie dann nicht über die Arbeit. Sagen Sie was Nettes. Vielleicht: ›Ich habe zwanzig Euro gewettet, dass Sie gleich beim Schießen unter den ersten fünf sind.‹ Und reden Sie die Jungs nicht mit *Herr* an. Der Nachname reicht.«

»Warum?«

»Weil sie's so brauchen.«

Fünf Zigarettenzüge Schweigen. Dann sagt Demirci: »Ich bin Ihrem Vater mal begegnet.«

»Ja?«

»Ich komme aus einer Kleinstadt, Babenhausen, werden Sie nicht kennen. Mein Vater war ein einfacher Änderungsschneider, er hat jeden Pfennig für meine Ausbildung gespart. Als er die deutsche Staatsbürgerschaft bekam, war das für ihn eine große Sache. Jürgen Schumann, der Kapitän der ›Landshut‹, hat eine Straße weiter gewohnt und war Kunde der Schneiderei. An seinem Todestag legt mein Vater immer Blumen auf sein Grab. Er sagt: ›Herr Schumann war ein Held.‹ Einmal habe ich ihn begleitet. Ihr Vater stand dort. Auf der Akademie hatte ich eine Arbeit über ihn geschrieben. Die

beiden waren sich schon häufiger an dem Grab begegnet. Meiner hat mir Ihnen als ›alten Fliegerkameraden‹ von Schumann vorgestellt. Er wusste nicht, wer Jörg Aaron war, was er in Mogadischu getan hatte. Davon machte Ihr Vater kein Aufhebens. Aber er sprach mit meinem wie mit einem Freund. Das hat mich sehr beeindruckt.«

Mit einem Mal ist Aaron froh, dass sie bei Demirci sitzt.

Ein Stuhl wird gerückt. Fricke. »Na, textet Aaron Sie zu?«

Natürlich hat Pavlik *ihn* geschickt. Fricke ist der Komiker der Truppe. Irgendwann wird er über seinen eigenen Tod lachen. Fünf Minuten hört Aaron zu, wie Demirci sich locker macht, sich wirklich Mühe gibt und es gar nicht schlecht hinkriegt.

Fricke stupst sie an. »Hab auch einen für dich: Wenn ein Blinder und ein Gelähmter Fußball spielen, gewinnt immer der Gelähmte. Warum?«

»Er ruft: ›Tor!‹« grinst sie.

»Hallo, Jenny.«

So oft fragte sie sich in den Jahren, wie es sein würde, wenn sie Sandra wieder begegnet, ihrer einzigen Freundin. Aaron hatte Angst, sie würde ihr nachtragen, dass sie sich nie mehr gemeldet hat, sie zurückließ ohne ein Wort, allein mit dem Brief, auf dem nur zwei Wörter standen: *Bitte versteh*.

Doch jetzt ist es ganz einfach.

Sie lehnt ihren Kopf an Sandras, erinnert sich an die Abende bei ihr und Pavlik, ihrer Familie, das Selbstverständliche, die Zwillinge, mit denen sie Verstecken spielte, ohne sich verstecken zu müssen, denn sie war zuhause.

Die meisten Männer der Abteilung sind verheiratet. Man will es so, sucht solche, die ein gefestigtes Umfeld haben; Typen, die in sich ruhen und ein Risiko nüchtern kalkulieren können. Deren Frauen hatte Aaron kaum je gesehen, keine näher gekannt. Sie wurden ferngehalten, sollten nicht wissen, was ihre Männer genau machen, und wollten es wohl auch nicht. So war es für alle besser.

Sandra ist anders. Als sie und Pavlik sich verliebten, war sie neunzehn, er dreiundzwanzig und noch bei den Fallschirmjägern. Ihretwegen ging er zur Polizei; sie wollte keine Wochenendkiste mit einem Soldaten. Von Anfang an stellte sie klar, dass sie alles mit ihm

teilen würde, sonst könnten sie es gleich lassen. Sie war richtig für ihn und er richtig für sie. Die Zwillinge bekam sie erst mit dreißig, zuvor war ihr der Beruf als Goldschmiedin wichtig. Später sagte sie zu Aaron: »Man muss das Leben erst mal runterreißen.« Ganz gleich, was ihr Mann mit nachhause brachte, sie nahm es ihm ab und schloss es weg.

Sie waren immer zu zweit.

Nach Pavliks Motorradunfall erwog sein Chef keine Sekunde, ihn zu versetzen. Er war zu wichtig. Aber Sandra wusste, dass sie keine ruhige Minute mehr haben würde, wenn sie nicht sicher war, dass sein Körper perfekt funktionierte. Sie gab ihm ein halbes Jahr, dann wollte sie, dass er mit Aaron kämpft.

Es war im Garten ihres Reihenhäuschens in Lichterfelde, wo die Hecken zu hoch für die Blicke der Nachbarn sind. Sandra hatte bis zu einer Klassenreise der Zwillinge gewartet. Sie nahm Aaron das Versprechen ab, ihren Mann nicht zu schonen. Pavlik und sie schenkten einander nichts; so, als seien sie Feinde. Er war schnell wie eh und je. Seine Unterschenkelprothese bereitete Aaron Kummer, vor allem bei den Fußstößen, und sie bekam seine Sprungkraft schmerzhaft zu spüren. Sie waren Maschinen aus derselben Fabrik. Am Ende knieten sie minutenlang voreinander und konnten nicht reden. Sogar die Haare taten Aaron weh. Sandra warf ihnen rohe Koteletts zu. Sie tranken Schnaps und spielten Scrabble.

Im Schießkino steht nichts mehr zwischen ihnen. »Dein Nudelsalat ist der beste«, sagt Aaron und putzt die Tränen weg.

Auch Sandra schluckt.«Und keine haut rein wie du! Mensch, hat Ulf es dir schon erzählt?«

»Was?«

»Wir haben noch ein Mädchen gekriegt. Letzten Februar.«

»Nee!«

»Doch. Irre. Mit fünfundvierzig.«

»Wie habt ihr sie genannt?«

»Rat mal.«

Aaron braucht einen Moment, um zu verstehen. Die Tränen schießen ihr wieder in die Augen; sie drückt Sandra an sich, die genauso flennt. »Meine Fresse!« Zu mehr langt's nicht.

»Weiber!« bringt Sandra zustande.
Sie lachen und weinen, nicht auseinanderzuhalten.

Ein einziges Mal haben sie gestritten. Als Aaron Sandra anvertraute, dass sie mit Niko zusammen war. Sandra war sehr aufgebracht. Aaron mache einen Fehler.

Warum?

Niko sei nicht gut für sie, darum! »Nicht mal dein Typ ist er!«

Auch Aaron wurde wütend. Kurz zuvor hatte sie ihrem Vater von sich und Niko erzählt. Er hatte ähnlich reagiert, wenn auch weniger heftig. Warum meinte jeder zu wissen, was gut für sie war und was nicht? Sandra versetzte, dass Niko auf der Überholspur lebe, immer nur Vollgas. Wie lange gehe das gut?

Pavlik besaß nur zwei Freunde in der Abteilung, André und Niko. Aaron hatte sich gewundert, dass Sandra Niko nie einlud, nicht wollte, dass die Kinder ihn kennenlernten.

Erst als Sandra sagte: »Jedes Mal, wenn er mit Ulf im Einsatz ist, sitze ich beim Telefon und bete, dass es nicht klingelt«, verstand Aaron, was es war. Niko habe keine Familie, denke nicht daran, wen der andere zurücklassen würde.

Ein Schiff, das seinen Eisberg sucht.

»Und? Wartet auf mich jemand zuhause?« meinte Aaron und wusste im selben Moment, dass sie ihre Freundin verletzt hatte. Denn sie waren doch ihre Familie. Und wenn ihr etwas zustoßen würde, wäre es für Sandra so schlimm, als hätte es ihre Kinder oder ihren Mann getroffen.

Aaron nahm Sandra in den Arm, merkte, dass sie zitterte, zitterte selbst und ging an jenem Abend, ohne dass sie wieder zueinander gefunden hätten. Zwei Tage Funkstille, Aaron war unglücklich. Dann meinte Pavlik morgens an der Kaffeemaschine: »Sandra fragt, ob du mit Kvist zum Essen kommst. Um sieben?«

Aaron brachte eine Flasche Limoncello mit, Niko hatte sogar einen Blumenstrauß besorgt. Sie sabbelten eine Menge Scheiß und lachten, während ein Gewitter aufzog, und es war, als ob sie schon oft so zusammengessen hätten.

Die Männer spielten noch Carrerabahn mit den Zwillingen. Sandra und Aaron saßen nach dem warmen Sommerregen im Garten auf der

Hollywoodschaukel, lauschten den Tropfen in den Blättern der Bäume und süffelten Limoncello. Das nasse Gras kitzelte ihre nackten Füße; sie schwiegen, aber waren eins.

Sandra sagte: »Können wir öfter machen.«

Das Schießen fängt an. Fricke geht zu den anderen. Demirci beugt sich zu Aaron. »Danke.«

»Machen Sie, dass Sie zu den Jungs kommen. Die erwarten, dass Sie auch schießen. Sie werden mit einem deprimierenden Ergebnis Letzte. Tun Sie so, als ob Sie's wurmt.«

Die nächste Dreiviertelstunde sind Aaron und Sandra die Einzigen, die nicht am Schießstand sind. Sandra hält ruhig ihre Hand, hütet ihre Gedanken.

Fünzig Meter wären für einen sicheren Schützen die maximale Wettkampfdistanz mit der Pistole. Hier wird auf achtzig geschossen. Zehn mit der starken Hand, zehn mit der schwachen. Die von der alten Truppe erkennt Aaron an der Frequenz. Butz: ein Uhrwerk, auf die Millisekunde getaktet, sachlich. Dobeck: je einer trocken gehustet, einer verzögert, wie immer unentschieden. Fricke: neun Flotte. Vor dem letzten Schuss lässt er sich beide Male Zeit. Er will die Kugel in das Loch der ersten setzen; Pointe. Bei der zweiten Serie geht ein Raunen durch den Saal. Er hat es geschafft; mit links. Pavlik: entspannt, kontrolliert, Präzisionsschütze eben.

Demirci: verkrampft, unrhythmisch. »Himmel nochmal!«
Gelächter.

Niko: zehn so schnell wie eine Nähmaschine.

Natürlich gewinnt er.

Pavlik beugt sich zu Aaron. »Jetzt du.«

»Bist du besoffen?« fährt Sandra ihn an.

»Nur einer. Ich muss mir meinen Fünfziger zurückholen.«

Aaron steht auf. »Alles gut.«

Pavlik führt sie zum Stand.

Sie sagt leise: »Die Sechs.«

Es wird schlagartig still. Aaron fühlt die Blicke. Auf der sechsten Bahn stellt sie sich in Schussrichtung vor die Waffenablage. Ihre Finger finden die Kerbe genau in der Mitte, die Kerbe, wo André den Knauf seiner Heckler & Koch reinschlug, weil sein Leben unter ihm

wegrutschte wie Sand; der traurige, großartige, verlorene André, der so lange im Verdeckten Einsatz war, bis er nicht mehr wusste, in welche Welt er gehörte, und niemand ihn retten konnte, auch Aaron nicht.

Pavlik legt ihre linke Hand auf die Pistole.

Meine Browning.

Er flüstert: »Hab sie für dich aufgehoben.«

Der Griff ist warm und weich und hat auf sie gewartet. Sie fühlt das Gewicht. Nur eine Patrone, im Lauf. Sie kennt diese Bahn wie ihre eigene Haut. Sie tritt zweimal kurz mit dem Absatz auf, lauscht dem Echo, korrigiert ihren Stand um fünf Zentimeter nach links. Sie steht frontal zum Ziel, die Fußspitzen in Schulterbreite, den rechten Fuß leicht zurückversetzt. Sie drückt den Schussarm nahezu durch, winkelt den anderen Ellbogen eine Spur an, um den Rückstoß zu minimieren.

Sie atmet halb ein, halb aus.

Achtzig Meter.

Nicht sehen, wissen.

Als ihr Finger auf dem Abzug liegt, weiß Aaron, dass sie ins Schwarze treffen wird. Doch in dem Sekundenbruchteil zwischen diesem Gedanken und dem Erreichen des Druckpunkts flammt Licht auf. Sie steht, halb eingeatmet, halb ausgeatmet, in einem endlosen Gang in Barcelona und fragt sich, ob sie einen Schuss hören wird oder nur ein Klicken. Aaron ist so gefangen in dieser jäh, hyperintensiven Erinnerung, dass sie wankt. Ein dumpfes Grollen rollt heran, fern wie durch ein schallisoliertes Fenster, bis das Fenster auffliegt und sie mitten im Johlen, Pfeifen, Getrampel der Männer ist, die sie umringen. Erneut wird sie in den Gang geschleudert. Sie hat die Walther von Nina Deraux in der Hand, sieht Jetonauge und drückt ab. Jetonauge knickt ein, dreht sich, lässt die Glock fallen. Ein roter Nebel kommt aus seinem Mund.

Und dann? Was habe ich dann getan?

Aaron hofft mit Herzklopfen, dass die Bilder weitergehen und sie in die Halle führen, wo Niko um sein Leben ringt, doch diese Tür bleibt verschlossen.

Pavlik nimmt sie in die Arme. »Perfekt.«

Nein. Minimal verzogen. Eine Neun, die Zehn gekratzt.

Sie murmelt: »Jeder darf mich belügen. Nur du nicht.«

Die Musik setzt wieder ein. Aaron kriegt keine Luft mehr.

»Have a Little Faith in Me« von John Hiatt.

Niko fasst ihre Hand. »Komm.«

Sie lässt sich mitziehen, gehört hierher, niemals woandershin, tritt die Tür zu ihrer inneren Kammer auf, schmeißt die Wahrheit hinein, schließt ab und tanzt mit ihm.

When the road gets dark and you can no longer see, just let my love throw a spark, baby, have a little faith in me.

Aaron liebt seine Bewegungen, seine Hände, seine Haut, die Gewissheit, in der er ruht. Nikos Vater war Finne. Von ihm lernte er, was *Sisu* ist, ein Wort, das man nicht übersetzen kann, in dem viele andere sich verbergen: Kraft, Ausdauer, Entschlossenheit, Kühnheit, Kampfgeist selbst in aussichtslosen Situationen.

Jemand musste André stoppen. Allein die von der Internen erfuhren, was in Prag passiert war, wo Niko seinen Freund aufgespürt und getötet hatte.

Seine Aussage wanderte in den Panzerschrank. Niemand hat Niko je gefragt oder Andrés Namen wieder ausgesprochen.

Nur einmal, als er betrunken und verzweifelt war, hat er geflüstert: »Erbarmungslosigkeit ist auch *Sisu*«.

Aber so ist er nicht.

When the tears you cry are all you can believe, just give these loving arms a try, baby, have a little faith in me.

Er atmet in ihr Haar: »Seit du fort bist, bin ich blind.«

10

Sie fahren zum Hotel Jupiter. Niko folgt Kleff und Rogge. Aaron weiß, dass er nur zwei Meter Abstand hält, damit sich kein anderes Auto dazwischenschieben kann. Sie reden nicht. Sie konzentriert sich auf die Scheibenwischer. Bei jedem Ampelstopp hört sie das leise Scheuern von Nikos Hemdkragen, als er nach hinten guckt, weil er den Spiegeln nicht traut und checkt, ob sie verfolgt werden.

Er bringt sie zu ihrem Zimmer. Kommt mit rein.

When your back's against the wall, just turn around and you, you will see.

Er kickt die Tür mit dem Absatz zu und will sie küssen. Doch das darf sie nicht zulassen, weil sie dann verloren wäre.

»Ich muss dich etwas fragen.«

Seine Enttäuschung zieht ihn wie eine Welle von ihr weg.

»Was genau ist in Barcelona passiert?«

»Wie meinst du das?«

»In dem Lagerhaus. Ich weiß davon nichts mehr.« So lange hatte sie Angst davor. Aber sie muss es endlich wissen.

Er schweigt.

»Bitte sag es mir.«

»Mein Körper war weg. Du wolltest mich hochziehen. Ging nicht. Holm hat geschossen. Wir waren auf dem Präsentierteller. An deinen Armen ist Blut runtergelaufen. Ich dachte, das war's für mich. Ich wollte, dass du mich loslässt.«

»Warum habe ich nicht gegen Holm gekämpft?«

»Er war eine Maschine.«

»Ich auch.«

Aaron kann Nikos Worte nicht ordnen, sie stürzen in ihrem Kopf durcheinander. *Ich wollte lebst dass du ich dafür geben als glaubst mehr wenn ich wäre im Tunnel deiner Stelle an gewesen.*

Der Boden schwankt. Niko fängt sie auf.

Immer stand die Tür zur Bibliothek ihres perfekten Gedächtnisses ihr offen. Bilder, Momente, Gedanken, Gefühle, alles und jedes an seinem Platz. Viele Stunden hat Aaron dort verbracht. Manchmal war sie fast glücklich, oft traurig. Aber es war ihr Leben, und sie konnte es betrachten.

Eines Morgens wachte sie auf, und in der Bibliothek war ein Feuer ausgebrochen. Seitdem muss sie hilflos zusehen, wie es nach und nach alle Bilder frisst, alle Erinnerungen an die Zeit vor ihrer Erblindung, jede Empfindung, die sie jemals hatte, jeden Moment, der kostbar war, und nur noch die Fakten wie in einem Polizeiprotokoll übrig lässt. Wann ihre Mutter starb und wann ihr Vater. Auf welche Schule sie ging. Wie viele Menschen sie getötet hatte.

Bald konnte sie sich keine Farben mehr vorstellen, bis auf Rot, und Zahlen wurden reine Arithmetik. Ein Zwei-Zoll-Revolver in einem Wadenholster, zwei Wochen in Marrakesch, zwei Zimmer in Schöneberg. Vier Sekunden zum Zerlegen der Browning. Fünf Jahre zwischen dem Keller und der Tiefgarage in Moskau, fünf seit dem Öffnen der Augen. Ihre Bahn, die Sechs. Sieben heißt, etwas nicht erwarten zu können. Aber sie hatte vergessen, wie Zahlen aussehen, versuchte, eine Zwei in die Luft zu malen, eine Vier, Fünf, Sechs, Sieben. Scheiterte.

Sie ging zu einem Neurologen, ihre erste Angst war, dass sie an Demenz litt. Er überwies sie an die Gedächtnissprechstunde einer Klinik. Dort testeten sie Konzentrationsfähigkeit, Auffassungsgabe, Orientierungssinn. Der Arzt meinte: »Geben Sie mir von allem was ab.« Man zog eine Schilddrüsenunterfunktion in Betracht, machte eine Kernspintomographie ihres Gehirns, untersuchte das Nervenwasser. Perfekt. Sie wurde mit den Worten entlassen: »Vielleicht wäre eine Psychoanalyse das Richtige.«

Um worüber zu reden? Feigheit? Scham? Verlorene Ehre?

Tage und Nächte schrieb Aaron verzweifelt alles auf, was sie noch wusste und nicht verlieren wollte. Viele Seiten in Braille füllte sie damit, bis heute arbeitet sie an dieser Chronik. Doch die Einträge werden seltener und kürzer und kommen ihr von Mal zu Mal sinnloser vor. Denn sobald eine Erinnerung nur als Kopie existiert

und das Original in der Bibliothek vernichtet ist, wird sie zur Erzählung einer ganz Unbekannten. Als habe nicht Aaron erlebt, was dort steht, sondern diese Fremde.

Und wie sollte sie Eisblumen beschreiben, Raureif auf Wiesen? Das Licht der Gaslaternen am Chamissoplatz, den flirrenden Himmel von Chella, einen Blick über das Meer am Morgen? Die Wunderplätze ihrer Kindheit und die Stelle im Wald, wo sie den ersten Kuss bekam, verschwanden genauso wie der Klang der Stimmen ihrer Mutter und ihres Vaters, die Melodie der Spieluhr, die unter dem Weihnachtsbaum lag, als sie klein war, die Gesichter der Menschen, die sie geliebt hat, ihr eigenes Gesicht, das schon jetzt nur noch auf einem einzigen Foto existiert, bis alles vernichtet und verbrannt sein wird und bloß kalte Asche bleibt, die der Wind ins Nichts weht.

Manches haben die Flammen bislang verschont. Das Rot von Cayenne, Kaffeetrinken mit der dicken Wirtin, Mary-Sue in Berlin, Superman und Superwoman mit dem Nachbarsjungen, Marlowe, Scrabble in Lichterfelde, mit Sandra Limoncello auf der Hollywoodschaukel. Jeder Tag, an dem sie das noch weiß, ist ein Geschenk.

Aber auch der Keller in Spandau gehört dazu und Boenischs Stimme, Runges Fingernägel. Daran wird sie sich ewig erinnern. Die Gnade, das zu vergessen, wird ihr nicht zuteil.

Und der eine letzte Tag in Barcelona. Er ist wie ein Gemälde, vor dem sie seit fünf Jahren sitzt und es Tag und Nacht anstarrt. Aaron kennt jedes Detail. Dass in der Wanne des Badezimmers, in dem sie ihre Pistole reinigt, eine dürre Spinne sitzt, die sie leben lässt, dass die Narbe am Schlüsselbein juckt, der Junge in der Lobby dreckige Fingernägel hat und Jordi beim Lächeln zwei Grübchen, die sie mag, dass die Sitze des Daimlers nach Lederfett riechen und ihr Herz auf der Fahrt nach Süden ein Gewitter über dem Meer ist.

La Sagrada Família.

Sie könnte noch einmal ins Hotel zurück und aufzählen: den Bestand der Minibar; Nikos Colt, der, seltsam, mit dem Lauf zu ihr im Tresor liegt, was sie korrigiert, als sie die Browning dazulegt, denn wenn es nötig ist, und das kann es immer sein, muss man sofort den Griff in die Hand bekommen und nicht den Lauf; im Lift die Restaurantkarte, Merluza a la marinera, einundzwanzig Euro zehn;

ein Ruckeln vor jedem Stockwerk wegen einer Unwucht in der Winde; eine Ahnung von einem schweren Herrenparfüm, das ihr unangenehm ist; ein winziger Rostfleck hinten links im Eck.

Noch zehnmal zurück, und es würde nicht reichen.

Dass das Taxi, hinter dem sie an der Ampel bei der Carrer de Mallorca stehen, einen Kratzer auf dem Kofferraumdeckel und die Konzessionsnummer 343 hat, dass sie im Gesicht von Jetonaue seine Toten sieht, die ihm so viel bedeuten wie Dreck.

Dass sie in dem Moment, als ihre und Holms Augen sich im Tunnel treffen, weiß, sie hätte Niko sagen müssen:

»Ich liebe dich.«

Liebe auf den letzten Blick.

Aber beim Aufwachen in der Klinik wusste sie nicht mehr, was in dem Lagerhaus geschehen war. Bis heute Abend. Bis zu dem Flash im Schießkino, als sie aufs Neue in diesem Gang stand und Jetonaue in den Hals schoss.

Es könnte ein Anfang sein.

Doch das Wichtigste fehlt.

Niko. Die Halle. Ihre Flucht.

Der widerwärtige Kaffeegestank ist alles, was blieb. Das ist der Grund, weshalb sie sich zwingt, wieder Kaffee zu trinken: um sich dadurch vielleicht zu erinnern.

Inmitten des wütenden Feuers klammert Aaron sich daran, dass die fehlenden Minuten von großer Bedeutung sind, dass sie begreifen muss, warum sie so gehandelt hat, weil dieses Wissen sie retten kann, die Bilder dann rückwärts rasen und es sein wird, als hätte das Feuer nie getobt. Dass ein jedes wieder an seinem Platz sein wird, endgültig. Und Aaron wird hoch oben auf einem Berg stehen und ihr Leben wie eine weite Landschaft unter sich sehen, in der sie jeden Stein kennt und alles, was darunter ist.

»Geh.« Sie hat so sehr um dieses eine Wort gekämpft, dass ihr ganzer Körper schmerzt.

Niko lässt sie los. »Ich habe dir also nie etwas bedeutet.«

»Nein.«

Zwischen ihnen steht immer die Wahrheit, nie die Lüge.

Allein. Sie macht das Licht aus. Warum? Hört das Rauschen der Klimaanlage, den Fernseher nebenan, spürt das schwankende

Fensterbrett unter ihren Füßen in der Nacht in Wiesbaden, als auf der Straße der Besoffene grölte: »Spring endlich«, und sie loslassen wollte, aber die Hoffnung, sie könne die Minuten in Barcelona vielleicht doch wiederfinden, stärker war als die Sehnsucht, zerschmettert zu werden.

Sie nimmt eine von den anderen Pillen, die sie hasst, um endlich zu vergessen.

Aaron sitzt in einem Flugzeug. Sie trägt eine Blindenbrille, obwohl sie nicht blind ist. In den Reihen vor und hinter ihr sitzen ihre Toten; keiner fehlt, auch nicht die, deren Tod sie nicht verhindern konnte. Ihr Schulfreund Ben, der im Eis einbrach und ertrank, die Frau im Hotel Aralsk, die Kellnerin in Delmenhorst, der Barmann in Brüssel, das Kind in Cork, der Schuhputzer in Tanger, der Taxifahrer in Helsinki, Alina, Jordi, Ruben, Josue, Melanie Breuer, André.

Die Blumenhändlerin Eva Askamp.

Und seltsamerweise auch die Schulklasse vom Zoo und zwei Lehrer, was Aaron zu verstehen versucht.

Es beginnt zu schneien. Dicke Flocken treiben durchs Flugzeug, schnell so dicht, dass die Gesichter sich in einem weißen Wirbel auflösen. Aarons Füße sind nackt. Sie berührt die Stilettos der Frau auf dem Nebensitz. Die Frau zerstäubt zu Schnee, der zu einem Ball wird und durch den Mittelgang rollt.

Irgendwer ruft: »Spiel doch ab! Zu blöd zum Wichsen!«

Aarons Vater setzt sich zu ihr. Sein Gesicht ist geschwärzt wie bei der Stürmung der »Landshut«.

Sie klammert sich an seine Hand. »Wo warst du?«

»Bei meinen.«

»Wie viele sind es?«

Er schweigt.

»Kannst du sie nicht zählen?« fragt sie bang.

Seine Augen stechen aus dem schwarzen Schädel. »Frag mich nie nach meinen, ich frag dich nie nach deinen.«

Sie hört die Stimme von Kapitän Schumann: »Schnallen Sie sich an. Wir machen eine ungeplante Zwischenlandung in Tegel, es ist mit Turbulenzen zu rechnen.«

Das Flugzeug rollt auf dem Sportplatz des Gefängnisses aus. Es schneit nicht mehr. Aaron drückt eine Tüte heiße Maronen an sich. Sie geht durch die Reihen ihrer Toten und der ihres Vaters, die sie jetzt auch sieht, so viele, und alle schauen weg. Nur André nicht.

Er wirft ihr einen Comic zu, *Daredevil, der blinde Rächer*. Aarons Hand brennt wie Feuer, sie lässt den Comic fallen.

Ihr Vater wartet am Fuß der Gangway. Er nimmt ihr die Blindenbrille ab und sagt: »Die brauchst du nicht mehr.«

Er gibt ihr einen schweren Koffer.

Sie wünscht sich so sehr, dass ihr Vater bei ihr bleibt. Aber er starrt zum Einstieg hoch, wo Souhaila Andrawes steht und das Victory-Zeichen macht.

Das Flugzeug startet. Sie geht mit dem Koffer durch Haus 6. Drei Türen öffnen sich für sie. An der letzten Schleuse stellt sie den Koffer ab und öffnet ihn. Runges Fetische sind darin. Sie legt die Perlenkette um. Sie lässt den Koffer zurück und geht weiter, und kein Mensch ist hier, außer ihr und Ludger Holm und Boenisch, die in der Zelle sind und Aaron nicht bemerken.

Auf dem Bett liegt eine weiße Kamelienblüte. Holms Oberkörper ist nackt und mit Tätowierungen übersät. Sie schließt die Augen, will die Tattoos nicht sehen.

Die Stimmen der Männer sind ein Wispern in der Nacht.

»Darf ich die Frau aussuchen?«

»Wen du willst.«

»Und dann kommt Aaron?«

»Sie wird kommen.«

»Und wirst du ihr auch begegnen?«

»Oh ja. Sie wird wieder sehen können, aber sich wünschen, sie wäre blind.«

Aaron spürt Nikos Atem, seine Hüfte an ihrer. Er öffnet die Tür zu dem Zimmer, in dem sie Boenisch gegenüber saß. Es ist riesig, unendlich, ohne Wände. In der Mitte ist eine Tanzfläche, und Niko wiegt Aaron sanft, während die Musik aus ihm herausströmt wie ein Feuer, vor dem sie keine Angst hat.

When your secret heart cannot speak so easily, come here darlin' from a whisper start.

Sie sieht sein Lächeln, die rotblonden Haare mit dem störrischen Wirbel, seine messerscharfe Nase, die Augen, die immer traurig und glücklich zugleich sind. Er hält sie fest. Aaron merkt, dass ihre Füße nicht mehr den Boden berühren. Fliegt mit Niko davon, sieht unter sich das Gefängnis, eine Festung, aus nichts gebaut als Licht, sieht Boenisch und Holm zu ihr hochschauen.

Liest Holms Gedanken: *Auge um Auge*.

Sie reißt sich die Kette vom Hals, die Perlen lösen sich und werden zu Schneeflocken.

Niko lässt sie los, und Aaron stürzt ab. Sie fällt in das Licht und schreit und schreit: »Ich will wieder blind sein!«

11

Demirci kommt nachhause. Halb vier, es lohnt kaum noch, ins Bett zu gehen. Dabei hatte sie sich vorgenommen, nur so lange auf der Party zu bleiben, wie der Anstand es verlangte. Spätestens um zehn wäre sie verschwunden, still, gewiss unbemerkt.

Nach dem Wettschießen wurde sie anderen Sinnes.

Etwas hatte sich verändert.

Ihr Abschneiden war kein Ruhmesblatt gewesen. Aber danach begegneten die Männer ihr anders. Es war, als sei sie zum ersten Mal mit ihnen im selben Raum.

Demirci verstand, was Aaron meinte: Dass sie den Männern zwar befehlen kann, doch wer sie führt, entscheiden sie selbst.

Pavlik.

Am Tag ihres Dienstantritts wollte ihr Vorgänger ihn ihr vorstellen. Er sagte: »Ihr wichtigster Mann.« Aber Pavlik ging auf dem Flur an ihnen vorbei, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Es war ein Affront, den sie bis heute nicht versteht. Am nächsten Tag war er freundlich und professionell, ohne sein vorheriges Verhalten jedoch zu erklären.

»Warum ist er der Wichtigste?« hatte sie gefragt.

»Sie werden sehen«, meinte ihr Vorgänger lapidar.

Dass er einen Unterschenkelamputierten, der fast fünfzig war, im Dienst belassen hatte, hielt er nicht für erklärungsbedürftig. Demirci nahm sich Pavliks Bewertungen vor. Die Ausdauertests bestand er tadellos. Zwar nur Durchschnitt, aber es war auch nicht zu erwarten gewesen, dass er bei der Leichtathletik im oberen Drittel landet.

In den Einsatzbesprechungen lernte sie ihn kennen.

Ganz gleich, welche Entscheidung sie trifft, die Männer sehen zu ihm. Kratzt er sich am Kinn, werden sie unruhig. Nickt er leicht,

entspannen sie sich. Gräbt sich aber eine Falte von der Nasenwurzel zum Haaransatz, ist das wie eine Alarmsirene.

Pavlik stellt dann Fragen. Und ob es Demirci gefällt oder nicht: Jede davon ist berechtigt.

Wären drei Autos nicht besser? Was, wenn an der Tür ein Haftzünder klebt? Sind wir wirklich sicher, dass unser Mann nicht enttarnt ist? Wozu brauchen sie die Geiseln noch?

Erst wenn Pavlik zufriedengestellt ist, wird wieder frei geatmet. Das ist für Demirci schwer zu akzeptieren.

Ihre Karriere war steil, sie hat sich überall Respekt verschafft. Natürlich bedeutet die Abteilung eine andere Fallhöhe. Doch man hätte sie nicht berufen, wenn sie für die Aufgabe nicht qualifiziert wäre.

Stellt Pavlik sie bloß? Nein. Er stellt lediglich Fragen.

Anfangs dachte Demirci, sein Alter sei der Grund für seine Stellung; manche der Kameraden könnten seine Söhne sein. Sicher, er besitzt die größte Erfahrung. Aber das würde nicht genügen. In einer Welt, in der die Qualitäten eines Mannes sich in Sekundenbruchteilen bemessen, muss man einen solchen Status immer wieder durch Leistung bestätigen.

Sie studierte Pavliks Akte. Grundstudium der Mathematik an der Bundeswehrhochschule; Berufssoldat, Scharfschütze bei den Fallschirmjägern, Einzelkämpferausbildung. Danach Polizeiakademie, SEK in Berlin.

1998 wurde er bei der Geiselnahme in der Synagoge an der Fasanenstraße als Präzisionsschütze eingesetzt. Drei schwerbewaffnete Männer einer Neonazikampfgruppe hatten den Rabbi und fünf Gemeindemitglieder in ihre Gewalt gebracht und sich verbarrikadiert. Sie drohten, die Geiseln und sich selbst zu töten, und forderten ein in den Hauptnachrichten live gesendetes Eingeständnis des Bundeskanzlers, dass es Auschwitz nie gegeben habe und der Holocaust nur zionistische Propaganda sei.

Pavliks SET lag auf einem Hausdach gegenüber. Nach sechs Stunden war die Ablösung längst überfällig; niemand kann sich so lange perfekt konzentrieren. Die Zielpersonen sahen sie nur schemenhaft, Geiselnahmer und Geiseln waren kaum zu unterscheiden. Sie hatten keine Feuerfreigabe. Mit einem

Lasermikrofon wurde der Betraum abgehört. Die erste Geisel sollte liquidiert werden. Pavlik tötete die drei Nazis mit Kopfschüssen. Keine Geisel wurde verletzt.

Eine Woche später rief die Abteilung an.

Achtzehn Jahre ist er nun dabei. Die Synagoge und drei weitere seiner Einsätze fanden Eingang in die Fachliteratur. Zuletzt ein Rettungsschuss auf fast zweitausenddreihundert Meter. Demirci hätte nicht gedacht, dass das möglich ist.

Nach einiger Zeit ersuchte Pavlik sie um ein Gespräch. Es sei ihm wichtig, ihr zu jedem der Männer etwas zu sagen, sie ihr gewissermaßen vorzustellen. Er bat sie, stets die Besonderheiten des Einzelnen zu bedenken. Sie hätten unterschiedliche Stärken, doch auch Schwächen, die sich in keiner Beurteilung fänden und ins Gleichgewicht gebracht werden müssten. Austrainiert seien sie alle, die Physis könne kein Kriterium sein.

Er wählte Worte, die seltsamerweise analytisch und warmherzig zugleich waren. Dass Mitgefühl ebenso wichtig sei wie Entschlusskraft und so gefährlich wie Übermut. Dass ein Mann, der sich durch Gerechtigkeitsempfinden und Einfühlungsgabe auszeichne, zu einem Partner passe, dem Sturheit sowie Ungeduld zu eigen seien. Dass sie den einen nie allein auf einen Einsatz schicken solle, weil er die Einsamkeit nicht ertragen könne, und einen anderen ausschließlich im Team, denn nur dann zeige er sein Bestes.

Auch sei es wichtig, dass immer ein verheirateter Mann einen ledigen Kameraden decke, nicht umgekehrt. Dies alles müsse sie wissen.

Mitgefühl als Schwäche und gleichzeitig Stärke. Was für eine kluge Feststellung.

Demirci fragte Pavlik, was seine Schwäche sei. Er meinte: »Schokolade.« Sie stand auf, um ihm zur Verabschiedung die Hand zu geben. Was folgte, würde sie nie vergessen. Sie drehte sich in Pavliks Abgang um und fegte mit dem Rock den Bleistiftspitzer vom Schreibtisch. Pavlik konnte das unmöglich sehen. Aber er streckte, mit dem Rücken zum Schreibtisch, die linke Hand so schnell nach hinten, dass Demircis Auge der Bewegung nicht folgen konnte, und fing den Anspitzer auf. Er stellte ihn an seinen Platz, nickte knapp und ging.

Damit waren alle Fragen beantwortet.

In ihrer Wohnung in Mitte holt Demirci die Schachtel Zigaretten aus der verschlossenen Schublade. Sie zündet sich eine an, schwört, dass es ihre letzte ist, und weiß, dass sie sich belügt. Sie tritt auf den Balkon im dreizehnten Stock. Es riecht nach neuem Schnee. Der Himmel ist eine Glocke aus Licht über der Stadt auf dem glitzernden Präsentierteller.

Um zwei hatten außer Pavlik und ihr alle die Feier verlassen. Sie saßen im Schießkino zwischen Resten vom Buffet. Er trank drei, vier Gläser Schnaps, ohne dass er betrunken wirkte, und fragte, ob sie schon einmal einen Menschen getötet habe.

Als sie nicht darauf antwortete, erzählte er, wie er an einem freien Wochenende mit dem Motorrad über eine Landstraße bei Beelitz gefahren war. In einer Kurve sei er auf eine Ölspur geraten und abgeflogen. Die Maschine sei ihm wie ein Geschoss gefolgt, habe seinen Unterschenkel abgerissen, ehe sie quer über die Straße in eine Radfahlerin flog. Pavlik sei noch kurz bei Bewusstsein gewesen. Er habe gesehen, wie ein Mann und ein kleines Mädchen neben der Frau auf die Knie gingen und schrien.

Er wisse, wie viele Menschen er getötet habe. Es sei stets unumgänglich gewesen, er könne damit leben. Doch obwohl der Unfall acht Jahre her sei, habe es keinen Tag gegeben, an dem er nicht an diese Frau gedacht habe. Als er aus dem Krankenhaus entlassen wurde, sei er zu ihrem Mann gefahren, um ihm zu sagen, wie entsetzlich leid es ihm tue.

Der Mann habe ihn hereingebeten, aber dagesessen ohne ein Wort, gebebt. Im Nebenzimmer habe das Kind geweint.

Eine Stunde sei so vergangen. Das lasse Pavlik nicht los.

Demirci schaut zu dem Block gegenüber. In einem Fenster spiegelt sich ein Fernseher. In einem anderen flackert eine Weihnachtsgirlande. Im Treppenhaus geht Licht an. Jeder hat sein Leben, hält es fest, nimmt es für selbstverständlich. Die Wenigsten wissen, dass es das nicht ist.

Auch Demirci hatte es nicht gewusst. Bis zu dem Tag im Frühling, an dem ihre Mutter sie in Koblenz besuchte, wo Demirci als Kommissarsanwärterin ihre erste Stelle hatte, bis zu dem Abend im Restaurant eines Onkels, wo sie mit glühenden Wangen von ihrer

Arbeit erzählte und ihre Mutter mit Stolz erfüllte, bis zu der Diskothek, an der ihr Nachhauseweg sie vorbeiführte, Arm in Arm, zum ersten Mal wie Freundinnen, bis zu der Schießerei der beiden Drogendealer, bis ihre Mutter neben ihr zusammenbrach und ihr Gesicht eine blutige Maske war, bis sie dem fliehenden Schützen in den Rücken schoss, bis zu dem Schrei, der sie spaltete wie eine Axt, bis zu dem Anruf bei ihrem Vater und dem Wimmern, von dem sie noch immer nicht weiß, ob er es war oder sie, bis zu dem Bericht, der ihr bescheinigte, dass sie recht gehandelt hatte.

Nur dieses eine Mal tötete sie. Es reicht für immer.

Mit ihrem Vater konnte sie nie darüber sprechen. Er lebt allein in seinem Haus aus Schmerz. Aber Pavlik erzählte sie es. Er trank Schnaps, fragte das Richtige: Wie waren die Sichtverhältnisse? Wie weit war der Mann von ihr entfernt? Wie oft schoss sie? Stehend oder kniend? Beidhändig?

Sie sah, dass Pavlik beruhigt war, weil sie offenbart hatte, was sich in keinem Protokoll findet, dass sie weiß, welche Worte wichtig sind und wie man sie ausspricht.

Demirci schnorrte eine Filterlose bei ihm. Minuten saßen sie noch da, Konfetti auf dem Tisch, über ihnen Luftballons, die im Zigarettenrauch zitterten. Beide sahen zur sechsten Bahn.

Aaron. So eine seltsame Frau. Sie löst alles ein, was Demirci über sie hörte und las. Und ist doch ganz anders.

Sie sucht nach dem Wort.

Unglücklich?

Nein.

Traurig.

Aber nicht wegen ihrer Blindheit. Demirci ist sich nicht sicher, dass Aaron diese als Behinderung empfindet.

Während sie mit ihr am Tisch saß, war sie vollkommen auf Demirci konzentriert gewesen. Dennoch kontrollierte sie alles um sich herum. Sie wusste jederzeit, wer wo war, und Demirci hat nicht die geringste Ahnung, wie Aaron das anstellt. Auf geheimnisvolle Weise und ohne jemanden zu kränken, bedeutete sie, dass sie im Gespräch nicht gestört werden mochte. War ein Dritter hingegen willkommen, genügte die kleinste Bewegung, eine Neigung des Kopfes, das Öffnen ihrer Hand, ein Lächeln, und die Menschen

kamen zu ihr. Ihre Herzlichkeit war nicht gespielt, alle wollten wenigstens einige Worte mit ihr wechseln oder sie anfassen.

Sie lenkt jedes Gespräch, und man merkt es nicht einmal.

Dann dieser Schuss. Blind, auf achtzig Meter. Demirci hat Aaron beobachtet. In dem Moment, als sie abdrückte, warf etwas sie aus ihrer perfekten Balance, sonst hätte sie eine Zehn geschossen, daran hegt sie keinen Zweifel.

Was war es? Boenisch? Holm?

Demirci hat von ihrem Vater viele türkische Sprichwörter gelernt. Jetzt, wo die eisige Luft auf dem Balkon ihrer Wohnung sie hellwach macht, kommt ihr eins in den Sinn: »Das Leben ist die Schule, der Schmerz ist der Lehrer.«

Sandra schläft ruhig. Das Baby liegt bei ihr, hat einen Fuß in der Hand, schmatzt, brummelt, träumt mit friedlich zerknautschtem Gesicht. Pavlik steht in der Tür und fragt sich, wie er dieses Glück aufs Spiel setzen kann.

Die Zwillinge sind große Jungs, an denen alles schlackert. Einen Monat gehen sie noch in England zur Schule, denken schon ans Abitur. Sie rufen selten an, ihre Stimmen klingen fast erwachsen, bald brauchen sie ihn nicht mehr.

Bis zu dem Abend vor anderthalb Jahren, an dem Sandra seine Hand auf ihren Bauch legte und sagte: »Rat mal, was da drin ist«, war das ein Trost für Pavlik. Dass seine Söhne einen Vater hatten, solange es wirklich wichtig war. Das verschweigt er Sandra bis heute. Sie würde es ihm nicht verzeihen.

Welcher Trost ist das Baby für ihn? Wenn er morgen nicht mehr heimkehrt, wird seine Tochter ihn nur aus Erzählungen ihrer Mutter kennen, sein Foto ihr fremd sein. Als habe ihre Faust seinen Daumen nie umklammert, ihr Duft ihn nie entzückt, ihr Schrei ihn nie geweckt, sie ihn nie gekannt.

Er geht in die Küche, wo die Thermoskanne mit dem starken schwarzen Kaffee steht, den Sandra für ihn aufgebrüht hat, weil sie wusste, dass er sich nicht mehr hinlegen würde. So wie sie immer weiß, was er will und braucht und getan hat und tun wird.

Er tritt auf die verschneite Terrasse, trinkt Kaffee. Sehr leise hört er ein Auto. Es kommt aus ziemlich genau tausend Metern

Entfernung näher. Das ist die maximale Distanz, über die ein schwaches Motorengeräusch noch wahrnehmbar ist. Süd-Südwest. Vermutlich am Stichkanal. Ein Hupen könnte er ab zweitausend Meter lokalisieren; Gespräche: zweihundert; knackende Zweige: neunzig; Schritte: dreißig. Ein Scharfschütze muss das abschätzen können. Es ist so sehr ein Teil von Pavlik geworden, dass er nicht mehr darüber nachdenkt, es einfach weiß.

Genauso würde er bei Vollmond kurz vor der Sommersonnenwende wissen, dass die Zeitspanne, in welcher das Licht für einen sicheren Schuss taugt, nur sehr kurz ist, dass er bei zunehmendem Halbmond ein Ziel ohne Verstärker höchstens bis Mitternacht anvisieren kann, eine Hanglage in Richtung Norden oder Süden das Mondlicht dämpft. Sogar wenn er mit Sandra spät durch den Park spaziert und entspannt ist und ihn nichts beunruhigt, achtet er automatisch darauf, den Mond im Rücken zu haben, weil er den Weg ausleuchtet und einen Feind blendet.

An einem freien Tag wüsste er beim Einnicken in der Hängematte, dass das Pulver in einer Patrone im Sommer schneller abbrennt, sich die Mündungsgeschwindigkeit erhöht und er minimal tiefer zielen müsste als bei kühlerer Witterung.

Den Zwillingen hat er die Sterne erklärt. Sie sahen die Schönheit der Schöpfung. Pavlik sah die Bedingungen für einen perfekten Schuss.

Er schämt sich dafür.

Der Kaffeebecher wärmt seine Hand. Aber die Kälte macht ihm nichts aus, ist ihm vertraut. Er könnte sich nackt ausziehen, Stunden so stehen, ohne zu frieren, und fühlen, wie die Schneeflocken auf seinem Körper schmelzen.

Pavlik zündet sich eine Zigarette an, genießt sie, weiß, wie unprofessionell das ist. Rauchen vermindert die Nachtsichtfähigkeit. Außerdem kann Nikotinentzug die Konzentration in Mitleidenschaft ziehen, wenn er stundenlang mit dem Gewehr in Stellung liegt.

Er hat noch immer die Augen eines Hirnchirurgen. Aber wer einmal versucht hätte, einen staubkorngroßen Abzugsfinger zu treffen, wüsste, dass ein Tausendstelprozent entscheidet.

Wie lange noch?

Als er Demirci den Rat gab, dass stets ein verheirateter Mann einen unverheirateten decken müsse, nicht umgekehrt, dachte er an sich selbst. Einem Kameraden, der ihm so etwas anvertraute, würde er sagen: »Aufhören.«

Längst gibt es Angebote aus der Wirtschaft. Berater, Sicherheitschef, Klugscheißer. Wer bei der Abteilung war, kann es sich aussuchen. Ruhiger Schreibtisch, *nine to five*, nichts, was nicht zwischen zwei Aktendeckel passt. Das Honorar wäre Wahnsinn. Aber es geht ihnen gut. Das Haus ist abbezahlt, sie haben ein bisschen was geerbt. Wegen Geld muss er nichts machen.

Sandra drängt ihn nicht.

Er könnte auch Ausbilder werden. Die Abteilung hat bei Beelitz in Brandenburg ein Trainingszentrum, dem eine alte, verfallene Windmühle ihren Namen gab.

Und eine Mühle ist es weiß Gott. Dann wärst du ein Schleifer, und die Männer würden dich hassen, wie du und alle anderen jeden Trainer gehasst habt und hassen werdet.

Bis auf sie.

Er erinnert sich, wie sie ganz jung zu ihnen kam. Die erste Frau, die Tochter von Jörg Aaron. Sie war so schön und so traurig. Und das blieb sie. Alle Jungs waren sofort verknallt in sie. Natürlich musste sie gut sein, sonst hätte man sie nicht berufen. Aber jeder fragte sich, *wie* gut sie war.

Er nicht. Ihm genügte ihr Gang, ihr Blick, ihre Ruhe, die Leichtigkeit, mit der sie fünf Dinge auf einmal tat. Selbst den Kaffee schenkte sie sich lautlos ein. Ihren Namen trug sie lässig wie eine löchrige Jeans auf einem Empfang.

Die anderen konnten es kaum erwarten, bis es mit ihr in die Mühle ging. Sie wurden nicht enttäuscht. Zwischen solchen Männern herauszuragen, ist schwer. Pavlik weiß noch, wie sie am ersten Abend mit den Jungs Kalte Muschi trank. Einer spuckte einen Schneidezahn in sein Glas und fragte: »Wo hast du so kämpfen gelernt?«

Sie antwortete: »Als meine Mutter mit mir schwanger war, hat sie Bruce-Lee-Videos geguckt.«

Alle lachten. Doch Pavlik sah die Angst, die in ihr wohnte.

Da wusste er noch nichts von Boenischs Keller, das vertraute sie ihm viel später an, als sie Freunde waren. Und dann wurde sie seine kleine Schwester, über die er wachte. Immer.

Er hat sie erkannt.

Ihre Härte, ihren Sanftmut und ihre Stille.

In Barcelona an ihrem Bett zu sitzen, war wie Sterben. Dass sie bald darauf den Kontakt zu ihm abbrach, traf ihn mehr als der Tod seines Vaters. Sandra fühlt genauso. Seitdem sprachen sie nie über Aaron. Sie dachten beide, es nicht ertragen zu können.

Doch Pavlik hörte nicht auf, sich um sie zu sorgen und heimlich ihren Weg zu begleiten. Er weiß, dass Holm wie ein Dämon in ihr wohnt. Dass sie nicht ruhen wird, bis er tot ist.

Vor zwei Jahren erfuhr er von ihrer Übernahme durchs BKA. Ein Freund ist dort Fahnder, Jan Pieper. Pavlik bat ihn, Aarons Rechner regelmäßig zu checken. Pieper stellte keine Fragen. Sie hatte im INPOL-System eine Routine hinterlegt, um informiert zu werden, wenn der Name Holm auftaucht.

Das ist bis heute nicht passiert.

Aber Pavlik wusste Bescheid, so wie er auch von ihrem Karatetraining und dem fünften Dan weiß, den sie im letzten Jahr erreicht hat.

Vor drei Wochen musste er für eine Vernehmung nach Tegel und sah Sascha. Er lungerte rum mit kalten Augen, ein kaltes Grinsen auf den Lippen, schnippte eine kalte Kippe weg. Um sich hatte er drei oder vier Gefangene, die er mit dem kleinen Finger dirigierte. Er trug ihre Furcht wie einen warmen Mantel.

Sofort zog Pavlik Erkundigungen ein, besorgte sich die Briefe, die Sascha und Eva Askamp ausgetauscht hatten. Es klang echt. Er war sich nicht sicher. Bis die Leiche der Psychologin in Boenischs Zelle gefunden wurde und Boenisch nur mit Aaron reden wollte.

Wie kann Demirci so blind sein zu glauben, es ginge bei alledem nicht um Aaron? Wenn sie wüsste, was er tat, hätte sie heute Abend nicht mit ihm gefeiert. Dann wäre er schon raus.

Vielleicht will ich ja, dass sie mir die Entscheidung abnimmt.

Beim Aufwachen war er noch entschlossen gewesen, Aaron nichts zu sagen. Aber nach dem Wiedersehen mit ihr, jenem glücklichen

Moment, als sie ihn drückte und flüsterte: »Hab dich lieb«, konnte er das nicht mehr. Sie hatte ein Recht darauf.

Eines hat er jedoch für sich behalten: dass er den Namen Eva Askamp von irgendwo her kennt.

Nur ein Mann mit einem überragenden Gedächtnis ist zum Scharf- oder Präzisionsschützen geeignet. Er muss andauernd das Gelände vor sich abgласen, um kleinste Veränderungen zu entdecken. Lag die Zigarette vor einer Stunde schon dort? Der Kieselstein, das Papiertaschentuch, das Blatt, der Glassplitter? Pavlik hat das ebenso hart trainiert wie seinen Körper.

Er weiß, dass er den Namen dieser Frau schon einmal gehört oder gelesen hat. Bei INPOL findet sich nichts.

Wann und wo? Wann und wo? Es macht ihn verrückt.

Fast so sehr wie die Gewissheit, dass ihn an diesem Tag, dessen erstes Licht sich noch lange nicht zeigt, etwas erwartet, das ihn prüfen wird wie nichts jemals zuvor.

Er kann es nicht aussprechen. Aber weiß es.

Pavlik fühlt, dass Sandra hinter ihm steht, obwohl er sie nicht hat kommen hören. Sie legt eine Decke um seine Schultern, genau in dem Moment, als er eine Gänsehaut kriegt.

»Ist sie gut ins Hotel gekommen?« fragt sie.

»Ja.«

»Allein?«

»Du weißt, dass sie keinen Schritt allein tut.«

»Das meine ich nicht.«

Nikos Name liegt in seinem Schweigen, Sandras Angst in ihrem Flüstern. »Egal, was passiert, du wirst sie beschützen.«

12

Aaron wacht auf. Hell. Hell. Hell. Die Welt ist nichts als Licht. Ihr Blick fliegt durch die weiße Unendlichkeit, immer weiter, ziellos, Millionen Kilometer, die ein Blinzeln sind. Das Licht umgibt Aaron und ist gleichzeitig in ihr, füllt sie vollkommen aus, strömt durch sie hindurch wie ein mächtiger Fluss. Aaron schwimmt in diesem Licht, wird vom Fluss getragen.

Sie ist federleicht, treibt dahin.

So war es schon einmal.

Vor einem Monat kam sie in Wiesbaden nach der Spätvorstellung aus dem Kino. Auf dem Bürgersteig umfingen sie Rufe, Gelächter. Aaron spürte die Energie vieler Menschen, erhielt einen Stoß, steckte unversehens in einem Gedränge und wurde von Partygängern vorwärtsgeschoben, herumgeschubst. Endlich konnte sie sich freimachen. Die Gruppe zog lachend weiter.

Aaron wusste nicht mehr, wo rechts und links war, drehte sich um und stieß gegen einen Mann. Sie fragte bebend, ob er wisse, in welcher Richtung die Bushaltestelle sei.

Der Mann antwortete nicht. Er hielt sie einen Augenblick fest. Oder Stunden, sie weiß es nicht. Dann verschwand er.

Als Aaron am nächsten Morgen die Augen öffnete, war das Licht überall. Dieses Gleißeln, der mächtige Fluss. Sie war sehr aufgeregt und ging zu einem Augenarzt, in der jähren Hoffnung, es könne ein erstes Anzeichen dafür sein, dass ihre Sehkraft zurückkehrte. Aber er sagte, sie sehe so wenig Weiß wie zuvor Schwarz. Sie sehe gar nichts. Ihr Gehirn produziere lediglich Farben. Es gebe Blinde, deren Welt grau, blau, sogar grün oder lila sei. Bei manchen wechsele es mit der Stimmung, bei anderen nicht. Die Ursache sei unbekannt. Es tue ihm leid, Augenheilkunde sei keine exakte Wissenschaft.

Tatsächlich wurde das Licht nach Tagen schwächer. Es verließ sie und verwandelte sich in einen verwaschenen Vorhang, der sich vor einem Fenster bauschte, hinter dem ewig Nacht war. Eines Abends zuckten beim Zubettgehen Blitze hinter dem Vorhang, und jeder färbte einen Faden des Tuches schwarz. Sie sah dabei zu, bis sie einschlief. Beim Aufwachen starrte sie in die Finsternis, als habe es das Licht nie gegeben.

Aaron rief im BKA an und meldete sich krank. Sie löste ein Ticket für die Nerobergbahn. Während ihrer Zeit bei der Abteilung hatten die Dienstreisen nach Wiesbaden nur aus Flugzeug, Taxi, Besprechung bestanden. Die Kollegen vom BKA meinten, dass eine Fahrt mit der alten, durch Wasserkraft betriebenen Bahn sich lohne; oben sei die Aussicht unvergleichlich.

Nie fand sie die Muße. Aber seit sie in Wiesbaden lebt, ist die Bank beim griechischen Tempel ihr Lieblingsplatz. Dort sitzt sie und denkt sich einen Blick, der bei klarem Himmel bis Frankfurt reicht.

An jenem Morgen hörte Aaron Tauben flattern und Kinder lachen. Ihr war kalt. Ihre Hände gruben sich tief in die Manteltaschen. In der linken war etwas Kleines, Hartes, Rissiges.

Sie rätselte.

Doch plötzlich wusste sie, was es war.

Eine Kaffeebohne.

Ihr schoss der Duft des Mannes in die Nase, der sie auf der Straße vor dem Kino festgehalten hatte. Kamelienblüte. Von der Erkenntnis, dass es Holm gewesen war, wurde Aaron zerknüllt wie Papier.

Er hatte sie gefunden und konnte sie jederzeit töten.

Lange zitterte sie.

Schon einen Monat nach ihrer Erblindung war sie zu einem Mobilitätstrainer gegangen. Doch der sagte ihr, dass er noch nicht mit ihr arbeiten könne. Er nähme nur Klienten, bei denen die Erblindung mindestens ein Jahr her sei. Er nannte es das »Trauerjahr«. Es sei notwendig, um den Schock zu verarbeiten, dass etwas Unbegreifliches und Unwiderrufliches eingetreten war. Der Verlust des Augenlichts sei so endgültig wie der Tod eines geliebten Menschen.

Aaron solle sich Zeit zum Trauern nehmen. Danach könne sie ihn wieder anrufen.

Zwei andere Trainer lehnten sie ebenfalls ab, mit ähnlichen Begründungen. Den vierten suchte ihr Vater aus. Sie weiß nicht, was er dem Mann gesagt hatte. Aber dieser nahm sie an. Normalerweise dauert die Ausbildung acht Wochen. Sie schaffte es in vier. In den freien Stunden übte sie ihren Gleichgewichtssinn, machte Yoga und Tai Chi, quälte sich mit ihrem Körper, der ihr fremd geworden war. Manchmal betastete sie ihn, um sich zu vergewissern, dass er zu ihr gehörte und nicht zu einer anderen.

In der vierten Woche starb ihr Vater. Auch dieses Trauerjahr nahm sie sich nicht. Sie begann wieder mit Karate. Zuerst allein, denn es war so lachhaft, dass sie sich geschämt hätte, wenn jemand die ungelenken Bewegungen gesehen hätte, ihre Reflexe, die den Namen nicht verdienten.

Als später in der Bibliothek ihres Gedächtnisses das Feuer entbrannte, fragte Aaron sich verzweifelt, ob ihre Ungeduld es ausgelöst hatte. War der Verlust der Erinnerungen der Preis für ihre Weigerung zu trauern?

»Sie müssen durch vier Phasen«, hatte der Arzt in der Klinik gesagt. *Schock. Verleugnung. Depression. Loslassen.* Sie dachte, sie hätte ihr Schicksal angenommen. Aber das hatte sie sich bloß vorgemacht. Im Angesicht des Feuers gestand sie sich erstmals ein, dass sie nie wirklich versucht hatte zu begreifen, was mit ihr geschehen war. Mit ihrem alten Leben hatte sie nicht abgeschlossen. Sie schleppte es noch immer mit sich herum. Im Grunde war es ihr zu einer unerträglichen Last geworden, und insgeheim sehnte sie sich danach, diese Last endlich abzuwerfen.

In *Gantenbein* heißt es, dass jeder Mensch früher oder später eine Geschichte erfinde, die er für sein Leben halte.

Auch Aaron musste ein ganz neues Leben erfinden, um nicht ausgelöscht zu werden.

Der erste Schritt war der schwerste: sich einzugestehen, dass sie blind ist und dies etwas anderes bedeutet, als nicht mehr sehen zu können. Da erst trug sie ihr altes Leben zu Grabe und beweinte es und wurde die Frau, die sie ist, und weinte auch um ihren Vater.

Seit dem Morgen auf dem Neroberg, wo Tauben flatterten und Kinder lachten und sie die Kaffeebohne in der Manteltasche fand, weiß sie, warum sie sich keine Zeit genommen hatte.

Doch wofür will Holm sich rächen? Dafür, dass sie seinen Bruder ins Gefängnis brachte? Nach fünf Jahren? Aaron zermartete sich den Kopf. In Barcelona hatte sie Nina Deraux getötet, die Geliebte von Jetonaue. Sie erwog die Möglichkeit, dass Deraux nicht von ihm, sondern von Holm schwanger gewesen war. Doch bei der Obduktion war ein DNA-Test des Fötus gemacht worden, der Jetonaue als Erzeuger auswies. Der Hass, mit dem sein Bruder sie im Tunnel angesehen hatte, blieb für immer in ihre Netzhaut eingebrannt. Weshalb hat Holm sie auf der Autobahn verfolgt? Das Geld? Gewiss nicht. Geld bedeutet Holm nichts. Das Auto überschlug sich, sie lag blind und hilflos in dem Wrack. Holm hätte anhalten können. Es wäre ein Leichtes für ihn gewesen, die Tasche zu nehmen und zu verschwinden. Es hat ihn nicht interessiert.

Er wurde der Herr über ihre Träume.

Einmal hatte er einen Irokesenschnitt wie Robert de Niro in *Taxi Driver* und sagte grinsend: »Du bist zu langsam.«

Ein andermal sah sie sich als siebenjähriges Mädchen mit Ben, ihrem allerbesten Freund. Im Wald war der Weiher zugefroren. Ihre Mutter hatte ihr eingeschärft, das dünne Eis auf keinen Fall zu betreten. Aber es lockte sie wie eine riesige Tafel Nusschokolade, die sie nur auszuwickeln brauchte. Und Ben war mutig, weil sie mutig war. Hand in Hand flogen sie über den weißen Spiegel; ihre Schlittschuhkufen malten Juchzer aufs Eis. Bis Ben schrie und so schwer wurde, dass sie ihn loslassen musste. Er versank in einem schwarzen Loch, tauchte wieder auf, reckte ihr seine kalte Hand entgegen. Aber sie berührte nur noch seine Fingerspitzen. Er entglitt ihr, und das Letzte, was sie sah, waren seine Tränen.

In dem Traum erkannte sie, dass Ben lebte. Er war Holm und wollte sie zur Rechenschaft ziehen, weil sie ihn nicht gerettet hatte. Derart verzweifelt fragte sie sich Tag und Nacht: Warum hasste Holm sie so?

Er war zurück, und die letzten vier Wochen hatte sie nichts anderes getan, als auf den Moment zu warten, in dem sie ihm erneut gegenüberstehen würde.

Er allein entscheidet, wann.

Wie konnte ich so naiv sein, nach Berlin zu fliegen?

Aber vielleicht wollte ich genau das.

Jetzt, morgens um sechs im Hotel Jupiter, ist sie austrainiert. Hätte Pavlik die Zigarettenschachtel auf der Dachterrasse ein zweites Mal geworfen, Aaron hätte sie gefangen. Und stünde sie wieder auf der sechsten Bahn –

Sei nicht hochmütig. Du bist behindert. Du kannst dich nicht mit Holm messen. Und eine zweite Chance wird er dir nicht geben. Falls du überhaupt eine Chance bekommst.

Sie geht ins Bad und blickt in den Spiegel und stellt sich ihr Gesicht vor, wie sie es jeden Morgen tut. Immer sieht sie sich auf dem einen Foto. Sie posiert breitbeinig auf der Terrasse von Sandra und Pavlik, trägt einen Cowboyhut der Zwillinge, zieht zwei Spielzeugrevolver aus den Holstern und lacht. Dieses Foto ist die einzige Erinnerung an ihr Gesicht. Es wird nie altern und ist für alle Zeit in diesem Moment auf der Terrasse eingefroren.

In jedem Shintō-Schrein befindet sich ein Spiegel. Wenn man hineinschaut, soll man sich selbst erkennen. Den eigenen Mut. Die eigene Angst.

Das, was man ist.

Aaron muss ihrer Bestimmung folgen. Die Abteilung kann sie nicht schützen, und seien es noch so viele Männer. Sie wird allein sein, wenn sie Holm gegenübertritt, mit nichts als dem Licht in ihr. Doch es zieht die Energie aus ihrem Körper, lockt sie, will sie dazu verführen, sich hineinfallen zu lassen. Wie gern Aaron eine Pille nehmen würde, um sich aufzuputschen. Stattdessen stellt sie sich unter die Dusche, kalt, heiß, wieder kalt. Tausend Nadelstiche schärfen ihre Gedanken. Sie wird diesen Tag damit beginnen, die beiden Männer abzuschütteln, die Kleff und Rogge abgelöst haben. Aaron ist überzeugt, dass Pavlik die Besten ausgewählt hat, also ist es eine gute Übung.

Sie kennt ihr Ziel.

Tut mir leid, die Kamelie ist schon verkauft.

Als sie aus der Dusche steigt, lässt sie das Wasser voll aufgedreht. Putzt sich die Zähne, weiß seit gestern, wo die Knöpfe fürs Radio sind, stellt Musik an. Geht aus dem Bad, erfühlt die geschlitzte

Schraube unter der Klinke, mit der die Tür von außen geöffnet werden kann. Verriegelt sie mithilfe einer Münze.

Sie zieht sich an. Schnalzt leise. Empfängt das Echo der Verbindungstür zum Nebenzimmer, das bei Bedarf mit ihrem zu einer Suite zusammengelegt werden kann. Vermutlich ist es unbewohnt; Pavlik wird darauf geachtet haben.

Mit einer Haarklammer aus ihrer Handtasche öffnet sie die Tür. Lauscht. Sollte sie sich irren und dort jemand aufwachen, würde sie ein ziemlich lächerliches Bild abgeben.

Es bleibt still. Kein Atmen.

Gut.

Sie steckt das Handy und einige Geldscheine in die Jeans, zieht ihren Mantel an und greift sich die Hotelbibel aus der Nachttischschublade. Wieder schnalzt sie. Wenn Aaron extrem fokussiert ist, kann sie Objekte ab einer Dicke von zwei Zentimetern ausfindig machen. Sie ortet die Stehlampe. Tastet sich hin; daneben ist ein Glastisch.

Aaron packt die Lampe, holt tief Luft, donnert den Metallfuß in den Tisch und lässt die Lampe auf den Boden fallen.

Sofort wird an die Tür geklopft. »Aaron? Ja, bist du okay?«

Sie weiß, wer das ist: Peschel. Er hat die Marotte, den meisten Sätzen ein »Ja« voranzustellen. Peschel futtert dauernd Süßkram, nimmt nie zu und hat drei Kinder von drei Frauen.

Er ist der beste Personenschützer der Abteilung.

Danke, Pavlik.

»Ja, wenn du nicht aufmachst, müssen wir rein. Aaron?«

Sie nimmt ihre Pumps in die Hand, huscht mit Hotelbibel und eingeklapptem Teleskopstock ins Nebenzimmer, schließt leise die Verbindungstür und kalkuliert fünfzehn Sekunden, bis sie ahnen, dass hier etwas nicht stimmt. Weitere fünf, bis sie handeln.

Das Klopfen wird heftiger. »Mensch, sag was!«

Aaron zählt stumm mit. Nach zwanzig Sekunden fliegt die Tür krachend aus den Angeln. Sie muss darauf bauen, dass beide Männer in ihr Zimmer stürmen, schleicht raus auf den Flur und wendet sich nach links.

Niemand ruft ihr hinterher. Gut.

Sie lässt die Schultern hängen, macht sich leicht, der dicke Teppichboden ist ihr bester Kumpel. In der einen Hand hat sie den Stock und die Pumps, in der anderen die Bibel.

Was kann passieren?

Vor mir ist ein Hindernis. Ich stolpere darüber und mache Radau. Unwahrscheinlich. Was soll um die Uhrzeit im Weg stehen?

Sie weiß, dass der Flur nach achtzig Schritten abzweigt, nähert sich der Stelle, ohne zu hetzen, in lockerem Trab, zwei Schritte ein Meter, lautlos. Schon sehr leise hört sie das Klopfen an ihrer Badezimmertür, liest die Gedanken der Männer: Aaron duscht, das Radio dudelt – darum wird sie nichts mitkriegen. Sie sehen den kaputten Glastisch, die Lampe. Aber: vierzehnte Etage, die Hotelfassade ist glatt, das Fenster unversehrt, niemand konnte ungesehen ins Zimmer eindringen.

Man hat ihnen eingepflicht, in einer solchen Situation »Ockhams Rasiermesser« anzuwenden: Falls es mehrere Möglichkeiten gibt, entscheide dich immer für die einfachste.

Peschel kennt Aaron. Er wird sich sagen: Sie ist cool, aber wenn sie den Rappel hat, geht schon mal was zu Bruch. Sie steht unter Druck, musste sich Luft verschaffen, hat sich an dem Tisch abreagiert.

Es wäre sehr peinlich, sich Zutritt zum Badezimmer zu verschaffen, vor einer nackten Aaron zu stehen und stammeln zu müssen: »'tschuldigung.«

Das wird sie natürlich nicht ewig abschrecken. Dreißig Sekunden halten sie noch still. Dann drückt einer die Klinke runter und merkt, dass die Tür verriegelt ist. Warum hätte ich das tun sollen, allein? Sie werden die Tür aufbrechen.

Aaron trifft die Abzweigung exakt, hält sich rechts und erreicht nach zwanzig Metern den Lift. ertastet den Knopf und drückt ihn. Zieht die Pumps an.

Was kann passieren?

Erstens: Der Lift braucht ewig.

Zweitens: Er fährt nicht runter, sondern hoch.

Splitterndes Holz. Die beiden Männer haben schneller die Geduld verloren, als sie dachte, und ihre Badezimmertür gesprengt. Jetzt

wissen sie Bescheid. Sie gibt ihnen zehn Sekunden, um es zum Fahrstuhl zu schaffen.

Verflucht, wo bleibt er?

Da.

Die Tür geht auf. Sie springt in die Kabine. Welcher Knopf ist fürs Parterre? Der unterste? Nein. Das Hotel hat keine Tiefgarage, aber einen Wellnessbereich im Souterrain.

Trommelnde Schritte.

Sie drückt den zweiten von unten. Die Tür schließt sich so gemächlich, dass Peschels Fäuste noch dagegen schlagen, als es endlich abwärts geht. »Ja, was soll der Scheiß?« hört Aaron ihn dumpf brüllen.

Einer wird den Fahrstuhl hochrufen, der andere nimmt die Treppe.

Maximal achtzig Sekunden.

Eng. Sehr eng.

Der Fahrstuhl ist flott, Gott sei Dank. Dennoch kommt es ihr quälend lange vor, bis er endlich stoppt. Jetzt entscheidet sich alles. Wenn sie aussteigt, dies jedoch nicht die Lobby, sondern ein anderes Stockwerk ist, kann sie ihren Plan vergessen.

Sie stellt sich in die Lichtschränke. Leise klassische Musik, Telefonklingeln, das Klackern einer Tastatur, ein Rollkoffer auf Marmor. Erleichtert legt sie die Hotelbibel auf die Schwelle, um zu verhindern, dass der Lift nach oben fährt. Aaron folgt dem Koffergeräusch, lässt den Stock aufschnappen, hält ihn im Bleistiftgriff und pendelt damit wie in einem Schulungsvideo für Mobilitätstrainer.

Etwas steht im Weg. Aaron streckt die Hand aus. Leder, Sitzgruppe. Greift daran entlang, umkurvt die Barriere, lässt den Stock wieder tanzen, hat freie Bahn.

Sie tippt gegen die Metallkante der Drehtür.

Nun folgt der schwierigste Teil.

Aaron muss abtauchen.

Und zwar innerhalb von fünfzig Sekunden.

13

Nasse Kälte umfängt sie. Abgase vermengen sich mit Schneeluft. Die Stadt gähnt, dreht sich um, will noch nicht ganz aufwachen. Sie döst im Wusch-Wusch einer Kehrmaschine, dem trägen Nageln von Dieselmotoren, dem Knistern von Autoreifen, dem Holpern des Koffers, das sich entfernt.

Alles ist langsam.

Nur Aaron ist schnell.

Sie schnalzt, braucht vier Schritte zur Bordsteinkante, rutscht fast aus, findet die Balance und tritt aus dem Hörschatten geparkter Autos. Aaron schätzt Straßen mit dichtem Verkehr. Der Strom der Fahrzeuge hilft bei der Orientierung. Wenn der Erste anhält und sich das von Auto zu Auto überträgt, bis alle stehen, weiß sie, wo eine Ampel ist.

Das ist besser, als eine ruhige Straße mit dem Risiko überqueren zu müssen, dass jemand aus einer Einbiegung oder Einfahrt schießt und man hilflos auf der Fahrbahn steht und betet.

Aber hier, auf der Leipziger, ist es bis zur nächsten Ampel zu weit. Der Verkehr fließt um diese Uhrzeit unregelmäßig, die Abstände zwischen den Autos sind unterschiedlich groß. Ihr bleibt ein Fenster von zwei bis fünf Sekunden. Das ist unabwägbar, und sie muss in einem gottverdammten Tempo auf die andere Seite.

Aaron weiß: Auf der vierspurigen Straße braucht sie sieben Schritte bis zur Mitte.

Die zweite Tugend: *Yu. Mut.*

Sie sprintet mit ausgestrecktem Stock los.

Seht mich! Bitte! Träumt nicht!

Kein Hupen. Sie hat mit Glück den perfekten Moment erwischt. Aaron steht auf dem Trennstreifen, in ihrer Brust arbeitet eine Stanzmaschine.

Sie konzentriert sich auf den Augenblick, rennt erneut. Diesmal müssen Autos bremsen, rutschen; eins streift ihren Stock, schlägt ihn ihr fast aus der Hand. Sie rennt in das Licht und stellt sich vor, dass auch die Autos daraus gemacht sind.

Nur Licht, schwerelos, Licht kann sie nicht verletzen.

Ein Hupkonzert begleitet sie. Aber sie schafft es, ist drüben.

Ich habe noch mindestens zwanzig Sekunden! Reicht!

Euphorisch findet sie mit dem Stock die Lücke zwischen zwei geparkten Fahrzeugen, hinter denen sie Deckung finden wird. Sie sieht vor sich, wie die Männer aus dem Jupiter stürmen, dort den Bürgersteig absuchen und zähneknirschend aufgeben.

Nicht schlecht für eine Blinde! Es tut ihr nur leid, dass Pavlik ihnen einen Einlauf verpassen wird.

Plötzlich steckt sie fest. Stößt mit dem Knie gegen ein Hindernis. Betastet es. Im selben Moment, in dem Aaron weiß, was es ist, bricht das Chaos aus.

Sie ist zwischen einen Laster und dessen Anhänger gelaufen, und das, was sie an ihrem Knie spürt, ist das Kupplungsstück. Der Motor springt an, der Laster fährt los.

Adrenalin flutet ihre Venen, als ob ein Staudamm bricht. Sie springt auf die Deichsel, ist blinder Passagier. Alles passiert in irrsinniger Geschwindigkeit, aber für Aaron dehnt sich die Zeit unendlich langsam. Sie muss den Stock loslassen. Er gerät unter die Räder. Aaron hört, wie er zermalmt wird, hört das dunkle Rumoren des Motors, das metallische Knirschen unter ihren Füßen, das Knattern der Bespannung hinter sich, sogar den Blinker des Lasters, und das ist unmöglich.

Während er sich in den Verkehr einfädelt und beschleunigt, sind die Zehenspitzen, auf denen sie balanciert, der einzige Kontakt zu dem Kupplungsstück, denn die Absätze der Pumps wären ihr Tod. Ihre Hände suchen nach Halt und finden einen Belüftungsschlitz. Sie krallt die Fingerkuppen einer Hand hinein wie ein Freeclimber. Mit der freien Faust hämmert sie auf das Blech, in der unsinnigen Hoffnung, dass der Fahrer sie hören könnte. Der Laster wird schneller. Rechtskurve. Sie schlingern. Die Deichsel bockt. Aaron muss mit dem Hämmern aufhören, braucht die Fingerkuppen beider Hände.

Und rutscht ab.

Einen Augenblick steht sie frei auf der Deichsel wie ein Surfer, der eine Monsterwelle erwischt hat und mit dem Kiel auf einem einzigen Wassertropfen reitet. Aaron weiß, dass sie sterben wird, wenn sie jetzt das Falsche tut. Alles wird noch viel langsamer. Die Welt kommt fast zum Stillstand.

Sie lässt sich nach hinten fallen. Gleichzeitig schnellst ihr rechtes Bein hoch. Aaron stemmt den Fuß gegen die Vorderwand, hält sich mit dem anderen auf der Deichsel, drückt den Rücken an die Plastikplane des Anhängers, breitet beide Arme aus, um die Körperfläche zu vergrößern. Die Spannung ist straff, das ist ihre Rettung. In dieser Position kommt sie über die nächsten Sekunden, während sie nachdenkt:

Ich muss es bis zu einer roten Ampel schaffen. Dort springe ich ab. Aber woher weiß ich, dass es eine Ampel ist? Wenn er nur kurz stoppt und sofort wieder anfährt, bin ich tot.

Der Fahrer surft auch auf einer Welle; seine ist grün.

Neue Kurve, dieses Mal links, scharf. Ihr rechtes Bein wird extrem gedehnt und so weit über das andere geschoben, dass sie fast im Kreuzspagat ist, keinen Druck mehr ausüben kann.

Aaron sieht die Aktion vor ihrem inneren Auge und schätzt, dass sie eine Chance von fünf Prozent hat. Winkelt das rechte Bein an, steht auf der Deichsel wie ein Flamingo. Legt alle Kraft ins linke Bein, katapultiert sich nach vorn. Wenn sie den Belüftungsschlitz nicht beim ersten Versuch erwischt, ist das die letzte Bewegung ihres Lebens.

Eine Hand greift ins Leere, aber die andere findet das Blech. Aaron zieht sich mit der Kuppe des Mittelfingers heran. Fasst mit der zweiten Hand nach, hält sich irgendwie. Plötzlich wird sie gegen die Fahrzeugwand gepresst. Bremsen kreischen.

Der Laster steht.

Fieberhaft überlegt sie, ob sie abspringen soll.

Ja! Tu es!

Doch dieser Gedanke und der Ruck, als der Fahrer Gas gibt, sind eins. Er hat nur für einen Fußgänger gehalten, einen Radler, einen Hund, für irgendwen. Aaron hatte, zum Absprung bereits entschlossen, die Körperspannung reduziert.

Und wird von der Deichsel gerissen.

Sie hängt bloß an drei Fingerkuppen. Ihre Beine baumeln im Nichts. Sie suchen die Deichsel, finden sie nicht.

Vorbei.

In dem Moment, als sie den Halt verliert und stürzt, bremst der Laster erneut. Aaron knallt rechts von der Deichsel auf den Asphalt. Rollt sich zusammen, um nicht vom Anhänger getroffen zu werden. Verlagert ihr Gewicht nach links. Wird unters Chassis gewirbelt, kann nichts mehr tun, ist nur noch ein Tannenzapfen, ein welches Blatt, eine Schneeflocke, ein Staubkorn, mit dem ein Orkan macht, was er will. Das Adrenalin explodiert. Aaron schreit, kracht gegen ein Hindernis.

Ihr Atem ist weg. Sie saugt rasende Angst in ihre Lunge.

Zwingt sich, das Hindernis zu betasten.

Ein Rad. Groß. Es steht.

In ihrem Kopf ist ein Nadelöhr, durch das tausend Gedanken auf einmal wollen. Sie drängeln, schubsen, haben es aberwitzig eilig, jeder will der Erste sein.

Zwei Fragen schaffen es in ihr Bewusstsein:

Rechts oder links?

Wie viele Fahrbahnen?

Sie entscheidet sich für die wahrscheinlichste Lösung und kriecht rechts unterm Anhänger hervor. Motoren im Stand. Sie fühlt eine warme, nasse Kühlerhaube, tastet sich an einer Stoßstange voran und stolpert über den Bordstein.

Hinter ihr fahren die Autos an. Der Laster ist so leise, als wäre er fünf Straßen entfernt. Sie will schnipsen, doch ihre Finger sind steif wie Holz. Versucht zu schnalzen, produziert nur ein trockenes Schmatzen. Versucht es wieder, so oft, dass ihr Kopf platzen will. Es ist wie gegen einen Sturm anschreien. Irgendwie kriegt sie einen jämmerlich dünnen Ton zustande.

Aber der Schall kommt zurück. Ein Haus.

Ihre Füße setzen sich in Bewegung. Sie stößt an die Wand. Die sieben Schritte bis zur Eingangstür sind nicht ihre. Sie lässt sich auf die Stufen fallen. Das Adrenalin ist nur noch ein Ausläufer der zuvor so mächtigen Flut.

Zitternd tippt Aaron auf ihre Armbanduhr. Die Computerstimme teilt sachlich mit: »Siebter Januar. Donnerstag. Sechs Uhr, siebzehn Minuten, elf Sekunden.«

Sie hat das Hotel erst vor zwei Minuten verlassen.

In ihrer Jeans vibriert das Handy. Pavlik.

Eine neue Welle rollt an. Diesmal Tränen. Aaron hockt vor einem Haus im Nirgendwo und weint ohne Unterlass.

Aber nicht wegen dieser zwei Minuten.

Der Schmerz hat viele Namen. Boenisch, Barcelona, Holm, Niko, Sandra, Papa, all die anderen. Sie will nicht mehr stark sein. Muss nicht mehr stark sein. Kann nicht mehr stark sein. Lange bleibt sie so sitzen, bis sie weint, ohne dass noch Tränen kommen. Dann ist sie wie tot und kriegt nicht einmal den Kopf hoch, als sie eine freundliche, besorgte Stimme hört.

»Ist Ihnen nicht gut? Brauchen Sie Hilfe?« fragt ein Mann.

Sogar die Kraft zu antworten besitzt sie nicht.

»Sprechen Sie Deutsch?«

Irgendwie schafft sie es, sich schwankend aufzurichten. »Können Sie mir sagen, wo ich bin?«

»Um Gottes willen, wie sehen Sie denn aus?«

Erst jetzt denkt sie daran, dass der Sturz unter den Laster, der Matsch, durch den sie gekrochen ist, Spuren hinterlassen haben müssen.

»Sie sind ja verletzt.«

»Wo?«

»An Ihren Händen.«

Blut. Die Haut ist abgeschmirgelt. Kein Schmerz. Taub. Sie bewegt die Finger. Geht. »Das ist nichts. Bitte, es ist wirklich wichtig, dass Sie mir sagen, wo ich bin.«

»Sie sind wohl nicht aus Berlin?«

»Warum?«

»Weil Sie direkt auf das Holocaust-Mahnmal schauen.«

»Ich bin blind.«

»So wirken Sie aber nicht.«

»Ich weiß. Können Sie mir ein Taxi rufen.«

Sie fahren über den Stadtring. Die Scheibenwischer sind ausgeschaltet, also schneit es nicht mehr. Auf der Rückbank des Taxis lehnt sie die Schläfe gegen das eisige Fensterglas. Ihre Hand findet die Kaffeebohne, die sie immer in der Manteltasche hat. Ein einziger Gedanke dreht sich in einer Endlosschleife:

Wie soll ich gegen Holm bestehen, wenn ich schon am Überqueren einer Straße scheitere?

Erneut vibriert ihr Handy. Pavliks dritter Anruf. Dann hört sie die Mailbox ab. »Was denkst du dir dabei, bist du völlig verrückt geworden? Wo steckst du? Wenn du dich nicht gleich meldest, lasse ich dich zur Fahndung ausschreiben.«

Er hat die Stimme um eine Terz abgesenkt. Derart wütend hat sie ihn nur ein Mal erlebt, daran erinnert sie sich noch.

Als die Zwillinge elf waren, kamen sie eines Tages nicht von der Schule heim und blieben verschwunden. Stundenlang saß Aaron mit Sandra und Pavlik zusammen, während die Fahndung lief und sie verrückt vor Angst wurden. Abends um zehn standen die Jungs in der Tür. Sie waren beide in ein Mädchen aus der Parallelklasse verschossen und hatten ihre Sparschweine geplündert, um es zum Schlittschuhlaufen und auf einen Weihnachtsmarkt einzuladen und ein bisschen anzugeben.

Pavlik rutschte die Hand aus. Die Zwillinge rannten auf ihr Zimmer und schlossen sich ein. Doch als Aaron sich vor ihre Tür setzte und ernst erzählte, wie sie sich mit elf in einen Jungen verliebt hatte, der so süß wie Knupperkirschen gewesen war, durfte sie rein. Sie redete mit ihnen wie mit Erwachsenen, indessen Pavlik in der Garage Werkzeug herumschmiss und Sandra versuchte, ihn zu beruhigen.

Aaron sagte den Zwillingen, dass ihr Vater ihnen die Ohrfeigen nicht aus Wut, sondern aus Erleichterung gegeben habe. Sie fragte, was das für ein Mädchen sei, und die Jungs stritten sich darüber, ob ihre Struwelpeterhaare oder ihre Sommersprossen oder ihre grandiose Fähigkeit, auf einem Finger zu pfeifen, das Tollste sei. Sie riet ihnen, schnell zu klären, wer von ihnen derjenige war, den das Mädchen wollte, sonst gebe es ein großes Kuddelmuddel. Aaron wuschelte ihnen durchs Haar und meinte, morgen habe der Rauch sich verzogen. Vielleicht sollten sie ihrem Vater in den nächsten

Tagen helfen, die Garage aufzuräumen. Und es sei sicher nicht verkehrt, das Chaos in ihrem Zimmer zu beseitigen, das ihre Mutter zur Verzweiflung trieb.

Pavlik war fortgefahren und kehrte zurück, als Aaron mit Sandra noch ein Glas Wein trank. Er war bei der Mutter des Mädchens gewesen, um sich für seine Söhne zu entschuldigen. Die Frau war betrunken und hatte nicht einmal bemerkt, dass ihre Tochter fort gewesen war. Darüber kam Pavlik nicht weg. Er holte Schnaps. Selbst Sandra fand keinen Weg zu ihm. Nachdem er sie angeblafft hatte, ließ sie ihn mit Aaron allein.

Sie wollte mit ihm reden, doch er herrschte sie zornig an, dass sie das nicht verstehen könne. Sie habe keine Familie. Was wisse sie schon. Aaron stand auf. Sie griff in ihre Jacke und legte das Foto auf den Tisch, auf dem sie heute noch ihr Gesicht sieht. Selbstauslöser. Aaron, Sandra und Pavlik und die Zwillinge, alle als Cowboys und Indianer kostümiert. Sie waren zu fünft, und danach kam lange nichts. Aaron hatte das Foto immer bei sich, außer, wenn sie auf einem Verdeckten Einsatz war.

Sie ging ohne ein Wort des Abschieds.

Am nächsten Morgen flog sie nach Barcelona.

In der Klinik zeigte Pavlik kein Mitleid, das war seine Art zu trauern. Ehe er sie verließ, legte er etwas in ihre Hand. Sie wusste sofort, was es war. Als er gegangen war, drückte sie das Foto an sich, auf dem sie von nun an allein sein würde, als seien die anderen nie darauf zu sehen gewesen.

Der Taxifahrer bringt sie zur Tür. Aaron bittet ihn, bei Askamp zu klingeln. Nein, er brauche nicht zu warten. Sie geht davon aus, dass die Männer, die das Haus observieren, bereits mit Pavlik telefonieren. Falls niemand öffnet, wird sie hier stehen bleiben, bis er kommt und sich auskotzt.

Doch der Summer wird betätigt.

Sie betritt das Haus. Kennt das Stockwerk nicht. Vorsichtige Schritte zur Treppe. Auf dem ersten Absatz hält sie inne.

»Frau Askamp?« ruft sie leise.

Keine Antwort.

Aaron geht eins höher. Sie schnalzt. Das Echo zeigt ihr eine offene Wohnungstür. »Frau Askamp?« Etwas huscht vorbei. Eine Katze springt maunzend die Treppe runter.

In Aarons Kopf ist ein Rauschen, das ihren Herzschlag übertönt. Sie streift die Pumps ab, zieht den Mantel aus, lässt ihn fallen. Sie geht in die Wohnung. Riecht Kamelie. Stolpert. Sie kniet sich hin und ertastet einen leblosen Körper. Er ist klein. Ein Kind. Sie stürzt in einen endlosen Schacht, auf dessen Grund sie aufschlägt und mit dem Kind allein ist. Sie sucht den Puls des Kindes. Es lebt. Hoch über ihr scheppert Musik aus dem Lautsprecher eines Handys.

Pretty Woman, walking down the street.

Pretty Woman, the kind I like to meet.

Eiseskälte fließt wie eine Infusion in ihren Körper. Die Tür fällt ins Schloss. Eine Hand packt sie, zieht sie aus dem Schacht, als sei sie eine Puppe, und schleudert sie auf harten Boden.

Sie kriecht durch einen Tunnel aus Angst. Ein lohender Blitz sticht durch das Licht. Es explodiert und verdampft in jäher Finsternis. In ihrer Brust schieben die Tunnelwände sich zusammen. Sie sucht ihren Atem, während sie den Griff einer Schublade findet und sich daran hochzieht. Knöpfe. Herd. Küche.

Breitbeinig geht sie in Angriffsstellung. Winkelt die Knie an, dreht den starken Fuß nach außen. Die rechte Faust ist ausgestreckt, die linke am Körper. Holms Stimme kommt aus dem Totenreich. »Schön, Sie nehmen meine Einladung an.«

Er steht ihr direkt gegenüber.

Zwei Meter.

Aaron schnellte in seine Richtung. Ihr linker Fuß tritt dorthin, wo sie Holms Kniescheibe vermutet. Gleichzeitig dreht sie sich um die eigene Achse und zielt mit ihrer Faust auf sein Schambein, will es brechen, Holms Statik zerstören.

Sie hat nicht mal den Luftzug gespürt, als er zur Seite sprang. Aaron stößt ins Leere und wird von der Wucht der Bewegung gegen den Türrahmen geschmettert. Roy Orbison schmalzt:

I'll treat you right, come to me, baby, be mine tonight.

Holms Stimme ist ein Windhauch über einem frischen Grab. »War das alles?«

Aaron fliegt auf ihn zu, die Hände wie zu einer Umarmung ausgestreckt. Sie klatscht, trifft aber nicht Holms Kopf, sondern schlägt nur die leeren Handflächen zusammen. Er hat seine Position wieder lautlos gewechselt, steht jetzt seitlich von ihr.

»Ein sehr effektiver Schlag, wenn er sein Ziel findet«, stellt er fest. »Um meine Trommelfelle zum Platzen zu bringen, genügt ein Druck von einem Bar. Damit erschlägt man eine Fliege. Halten Sie mich für eine Fliege?«

Aaron versucht, diese Stimme mit dem Mann zu verbinden, der in Barcelona charmant sagte: »Auf Sie hätte ich sogar zwei Minuten gewartet.« Es gelingt ihr nicht. Sie weiß, dass Holm mit ihr spricht. Aber er ist ein anderer. Nein. Er hat sich nur gehäutet und zeigt, was er immer war: ihr Dämon.

»Warum ich?« fragt sie beugend.

Worte wehen wie Asche aus seinem Mund: »Trotz des Todes, der auf meinem Grabe tanzt, sollst meinen guten Namen nicht bekommen, um ihn mit dunkler Schmach zu überziehen.«

Sie fühlt, dass er rausgeht. Er hat noch kein einziges Geräusch gemacht, außer zu sprechen. Aaron will ihr Handy aus der Jeans ziehen, schafft es nicht sofort, hat kein Gefühl in den Fingern.

Endlich gelingt es ihr.

Doch er ist wieder zurück. Er fegt das Handy achtlos durch die Küche. Etwas Schweres klatscht auf den Boden.

Sie hört einen dumpfen, klagenden Laut wie von einem Tier, das in ein Fangeisen geraten ist.

»Diese Frau und ich existieren in vollkommen verschiedenen Welten«, sagt Holm. »Wenn sie in ihrer Welt schreit, höre ich das in meiner nicht einmal.« Er tut Eva Askamp weh, verletzt sie. Sie will unter ihrem Knebel schreien. Es klingt, als ob Glas in einem Mörser zerstoßen würde.

Aarons Gedanken rasen mit Hyperschall durch ihre Synapsen. Sie steht mit dem Rücken zum Herd. In fast jeder Küche ist ein Messerblock. Wenn Eva Askamp Rechtshänderin ist, rechts vom Herd.

Sie wirbelt herum, wischt mit der Hand über die Arbeitsfläche, reißt ein großes Messer aus dem Block. Sie spürt den Luftzug, als Holm springt. Ihr linkes Bein zuckt rückwärts in den Standspagat

und trifft ihn an der Schläfe. Aaron kalkuliert ein, dass er nach rechts taumelt, und schleudert das Messer über die Schulter. Sie weiß, dass sie getroffen hat. Holm grunzt überrascht. Aaron macht einen halben Flickflack, lässt ihre Knöchel zuschnappen und hat seinen Kopf in der Schraubzwinge. Bringt Holm zu Fall. Ihre gekreuzten Fußgelenke würgen ihn, während ihr rechter Ellbogen sich in seine Niere bohrt, sie mit links in seinen Schritt fasst und die Hand dreht.

Holms Faust kracht auf ihr Jochbein. Ein schneller zweiter Schlag trifft sie zwischen Kinn und Unterlippe. Der Schmerz sprengt ihren Kopf. Aaron muss ihn loslassen. Er federt in den Stand, reißt sie an den Haaren hoch und schmeißt sie gegen die Wand. Sie bleibt liegen. Ihr Körper ist weg.

Holm stellt die Musik ab. Er kaut die Asche und spuckt sie aus. »Diese Narbe werde ich fühlen und anfassen, solange ich lebe. Ich danke Ihnen dafür.«

Er wirft das Messer auf den Boden. »Ich zähle jetzt bis zehn. Sagen Sie, warum ich Ihnen in Barcelona gefolgt bin. Wenn Sie lügen, töte ich die Frau.«

Tränen der Verzweiflung schießen in Aarons Augen.

»Eins.«

»Ich habe Ihren Bruder angeschossen.«

Und weiß, das ist es nicht.

»Zwei.«

»Ich habe seine Geliebte getötet.«

Und weiß, das ist es nicht.

»Drei.«

»Ich hatte das Geld.«

Und weiß, das ist es nicht.

»Vier.«

»Warum ich? Warum ich?«

»Fünf.«

»Ich habe Niko alleingelassen.«

»Sechs.«

»Ich war feige.«

»Sieben.«

»Ich hasse mich dafür«, wimmert sie.

»Acht.«

»Bitte. Tun Sie der Frau nicht mehr weh.«

»Neun.«

Sie bittelt: »Töten Sie mich. Aber nicht sie.«

»Ich gebe Ihnen noch eine Chance«, sagt er kalt und endgültig.

»Lassen Sie sich Zeit mit Ihrer Antwort, für die Frau hängt alles davon ab.« Er kostet die Sekunden aus.

»Was dachte ich, als wir uns im Tunnel ansahen?«

»Auge um Auge«, flüstert Aaron.

»Zehn.«

Eva Askamp stöhnt nicht einmal. Es ist nur still. Entsetzlich still. Aaron stürzt erneut in den Schacht. Dort liegt sie mit dem Jungen und der Frau und wartet auf den Tod.

Die Asche sinkt im Finstern zu ihr hinab. »Empfange/wenn mein Leben vorüber ist/meine verzehrende Liebe für dich/aus dem Rauch/der von meinem brennenden Körper aufsteigt.«

Sie hört ihn nicht gehen. Weiß nur, dass er fort ist. Ewig liegt sie im Schacht, bis ihr Herz wieder schlägt. Sie hat solche Angst davor, die Hand auszustrecken. Die Frau ist tot. In ihrem Schoß liegt die Kamelienblüte. An Aarons Hand ist Blut. Sie zieht Eva Askamp an sich, nimmt ihr den Knebel aus dem Mund, wiegt sie in ihren Armen, stirbt ein zweites, drittes, viertes Mal.

Schritte im Flur.

Er kommt zurück.

Sie kriecht über den Boden. Sucht das Messer.

Findet es. Wirft das Messer.

Hört, wie es im Rahmen stecken bleibt und zittert.

»Aaron, ich bin's.«

Pavlik.

Sie will aus dem Schacht kriechen. Rutscht ab. Krallt sich ins Gestein und rutscht rutscht rutscht. Endlich fühlt sie, wie Pavlik sie sanft hochhebt. Er hält sie fest, sie liegt an seiner Brust. Erinnerungen fliegen vorbei wie Schneeflocken. Sie schaut in eine Tasche mit Zeitungsschnipseln. Sie öffnet die Geschenkschatulle mit der Starfire. Sie legt die Hand auf Boenischs Fernseher. Sie küsst Niko auf dem Djemaa el Fna. Sie trinkt Limoncello mit Sandra. Sie liegt auf dem Eis und greift nach Bens Hand. Sie sieht den Audi im Rückspiegel. Sie weint um die Frau im Hotel Aralsk. Sie bekommt

von Niko heiße Maronen. Sie sieht Ben in der Tiefe versinken. Nur Schneeflocken. Sie stieben davon und sind fort für immer.

Pavlik streichelt ihr Haar. »Ich hab dich.«

Sie öffnet die Augen. Kann kaum die Zunge bewegen. »Was ist mit dem Jungen?«

»Er lebt. Betäubt.«

»Wie ist Holm ins Haus?«

»Über die Mauer im Hof.«

»Warum war dort keiner von deinen Männern?«

Sie spürt Pavliks Zittern. »Butz. Holm hat ihn getötet.«

Butz.

»Wer hat dich angerufen?«

»Niemand. Ich wusste, dass du hier bist.«

»Wo sind die Männer, die vor dem Haus waren?«

Er antwortet nicht.

Bitte sag es nicht.

»Zwei Kopfschüsse aus kurzer Distanz.«

Sie wird von Pavlik über den Flur der Abteilung geleitet. Kein Laut. Aber Aaron weiß, dass sie durch ein Spalier schweigender Männer gehen. Drei tote Kameraden. Pavlik setzte sie ein, ohne Demirci zu informieren. Nun erst dringt zu ihr durch, was das bedeutet. Für ihn bedeutet. »Pavlik –«, flüstert sie.

Er geht mit ihr zur Toilette, schließt die Tür. Seine Stimme ist weg. »Es war nicht deine Schuld.«

Aaron sinkt an der Wand runter. Pavlik hockt sich ihr gegenüber. »Wie ist Butz gestorben?« fragt sie.

»Genickbruch. Keine Kampfspuren.«

Einer der Besten. Er sah Holm nicht einmal kommen.

»Er hatte Urlaub. Aber deinetwegen hat er sich freiwillig gemeldet. Auf Demirci hat er geschissen.«

Sie sieht sich nach der Gartenpforte ihres Vaters tasten. Männer gehen mit einer Last vorbei.

Eine vertraute Stimme sagt: »Ich bin's, Butz.«

Als er noch beim BKA war, rettete er bei einem Einsatz einem der Männer von Jörg Aaron das Leben und setzte sein eigenes dafür ein. Obwohl fast dreißig Jahre sie trennten, wurden sie Freunde. Soweit Aaron weiß, hatte ihr Vater nur drei. Die beiden Männer erkannten einander, sie ließen sich in der Gefahr nie von Gefühlen leiten.

Bis auf Antwerpen.

Dies ist eine der Erinnerungen, die sie aufschrieb, ehe sie verloren waren: Aaron flog mit Butz für eine »Keuschheitsprobe« nach Antwerpen. Dort händigten sie den Männern, denen sie fünfzig Kilo Heroin abkaufen wollten, zwei Maschinenpistolen mit abgefeilten Seriennummern aus, um zu beweisen, dass sie vertrauenswürdig waren. Sie vermuteten, dass die Kontaktleute für Eyck de Fries, den

größten Drogenhändler Europas, arbeiteten. Er war die Zielperson, ihn wollten sie ködern.

Die Maschinenpistolen waren ihre Tickets, der Heroideal sollte in einer alten Kaserne abgewickelt werden. Am Abend davor war Butz nervös; so kannte Aaron ihn nicht. Er bestellte Genever, obwohl er sonst nie trank. Butz glaubte, dass ihre Legende aufgefliegen war. Begründen konnte er es nicht. »Dieses eine Mal höre ich auf meinen Bauch.« Sie hatten viel in die Sache investiert. Aaron redete auf Butz ein, und es gelang ihr, ihn zu überreden, anderntags wie geplant zu der Kaserne zu fahren.

Als sie auf dem Hotelflur auseinander gingen, spürte sie, dass Butz ihr hinterherschaut. Sie drehte sich um. »Ich bin schwul«, sagte er. »Dein Vater weiß es. Sonst keiner. Und jetzt du.« Er erwartete nicht, dass sie darauf antwortete, und ging aufs Zimmer.

Lange stand sie reglos da. Butz, der Beau, der größte Aufreißer, wie jeder meinte, auch wenn er kein Gewese darum machte. Nie war er ihr näher gewesen als auf diesem Flur. Sie wollte, sie hätte Butz sagen können, dass er sich in der Abteilung nicht verstellen musste, aber es wäre eine Lüge gewesen. Da schämte Aaron sich. Und für die anderen schämte sie sich auch.

Damals hielt sie ein stummes Zwiegespräch mit ihrem Vater.

Ich hätte es nicht für möglich gehalten, dass du mit einem schwulen Mann befreundet sein könntest.

Warum?

Weil du bis oben hin voll mit Testosteron bist.

Erst nachdenken, dann reden. Aber eins geb ich dir noch mit: Wenn Stefan den Mund aufmacht, sollte man zuhören.

In dieser Nacht in Antwerpen fiel sie in einen schwitzigen Schlummer. Sie träumte, dass sie ein fröhliches Sommerkleid anziehen wollte, doch als sie den Schrank öffnete, waren alle Kleider schwarz.

Im Morgengrauen wusste sie plötzlich, warum Butz sich ihr anvertraut hatte: weil er glaubte, heute sterben zu müssen. Er wollte, dass Aaron, falls sie aus der Kaserne rauskam, sich an den Mann erinnerte, der er war, und es die Kameraden wissen ließ, damit auch sie seiner so gedachten.

Sie klopfte an Butz' Tür und sah, dass er nicht geschlafen hatte. Sagte: »Wir gehen nicht.« Sie setzten sich mit der Police Fédérale in Verbindung, die bei den Ermittlungen gegen Eyck de Fries federführend war. Man schickte ein SEK in die Kaserne. Es kam zu einer Schießerei mit drei Toten, einer davon ein Polizist. In dem Koffer war kein Heroin, sondern eine Ladung Semtex, die zwei weitere Beamte tötete. De Fries hatte durch einen Spitzel bei den Belgiern erfahren, dass er zwei Verdeckten Ermittlern aufgesessen war. Aaron verdankte Butz ihr Leben.

Genauso muss es gewesen sein, denn ich schrieb es nieder. Aber dein Gesicht ist fort. Dein Lachen. Deine Augen, von denen ich glaube, dass sie traurig waren. Und eines Tages werde ich mit leeren Händen vor dir stehen.

Die Toilettentür geht auf. Pavlik sagt: »Jetzt nicht.« Tür zu.

»Fragst du seine Schwester, ob Butz mit jemandem zusammen war?« bittet Aaron.

»Nein, er war solo. Du weißt ja, er hat ziemlich mit Frauen rumgemacht, aber nie was Festes.«

»Er war schwul.«

Pavlik schnaubt: »Unsinn.«

»Butz war schwul. Er wollte, dass ihr es wisst.«

»Okay«, sagt Pavlik nur.

»Wer waren die anderen beiden?«

»Blaschke und Clausen. Du kennst sie nicht.«

Die Tür geht erneut auf. Peschel. »Ja, Demirci ist jetzt da.«

Pavlik richtet sich auf. Langsam, müde, schwer.

Auch Aaron stemmt sich hoch. »Entschuldige, dass ich euch im Hotel verladen habe«, sagt sie zu Peschel.

»Ja, aber da waren sie schon tot. Pavlik, eins ist klar, wir stehen alle dazu. Komm bloß nicht auf die Idee, die ganze Scheiße auf dich zu ziehen.«

Peschel lässt sie allein.

»Warte.« Pavlik lässt Wasser laufen, säubert Aarons Gesicht. Außer ihrer Mutter tat das nur eine Schwester in Barcelona. Bei beiden hasste sie es. Aber Pavliks Berührung empfindet sie als warm,

sorgfältig, innig. Er trocknet ihr Gesicht ab. Nimmt ihre Hände in seine. »Vergiss nie, was du für mich bist.«

Sie sagt: »Ich komme mit.«

»Nein, tust du nicht.«

»Geh ruhig. Aber verlass dich drauf: Eine Minute später sitze ich neben dir.« Aaron legt seine Hand an ihre Wange. »Vergiss nie, was du für mich bist.«

In Demircis Vorzimmer wird sie von einer Stimme begrüßt, die sie sehr mag. Sie gehört Astrid Helm, der Chefsekretärin, die jeder Helmchen nennt, aber nur Pavlik darf sie duzen. Sie ist von Anfang an hier und die gute Seele der Abteilung. Ihr Radar erspürt immer, was einem guttut. Ob es ein Lächeln oder eine Tafel Schokolade oder ein Schweigen ist.

Zehn Dinge, die Aaron fehlen:

Chaplin-Filme

junge Hunde beim Spielen

Sonntagnachmittage in der C/O Fotogalerie

Hundescheiße ausweichen können

das Lächeln von Al Pacino

einen 64er Ford Mustang fahren

die Kirschblüte

de Chirico

Orang Utans angucken

Helmchens Fürsorge

»Jenny – Gott sei Dank.« Sie streicht über Aarons Arm. »Ich bin sehr froh, dass Ihnen nichts passiert ist.«

»Danke, Helmchen.«

»Ich war gestern in Bremerhaven bei der silbernen Hochzeit von meinem Bruder und bin erst spät zurückgekommen, sonst hätten wir uns auf Ulf's Geburtstag gesehen.« Zögernd setzt sie hinzu: »So sagt man doch?«

»Ja, so sagt man, Helmchen.«

Aaron hört, wie traurig die Frau ist. Die Jungs sind ihre Söhne. Sie war in fünfundzwanzig Jahren auf vielen Beerdigungen.

»Aber Himmel, Sie müssen was anderes anziehen. Ich lasse Ihr Gepäck aus dem Hotel holen. Und den Mantel mache ich schnell sauber.«

»Danke.« Sie zieht den Mantel aus.

»Zeigen Sie mal Ihre Finger.«

»Nur Abschürfungen.«

»Papperlapapp. Das reinigen wir mit Jod.«

Helmchen wendet sich an Pavlik. »Ich habe die Schwester von Stefan Butz und seinen Vater angerufen. Und die geschiedene Frau von Matti Clausen. Sie muss es ja den Kindern sagen. Die Frau von Tom Blaschke weiß es noch nicht. Ich dachte, du willst vielleicht zu ihr fahren.«

»Ja.«

»Wegen des Sohnes von Frau Askamp habe ich das Jugendamt verständigt.«

Aaron spürt, dass ihr flau im Magen ist, und schon meint Helmchen: »Sie kriegen gleich ein Croissant und einen starken Kaffee. Schwarz, ohne Zucker, ich weiß.«

Was hat Aaron bloß ohne Helmchen gemacht?

Demircis Tür geht auf: »Herr Pavlik – bitte.«

»Ich möchte bei dem Gespräch dabei sein«, sagt Aaron.

Sie erwartet, dass Demirci ablehnt, will schon ein entschiedenes »Ich bestehe darauf« hinterherschieben, aber Demirci entgegnet: »Natürlich.«

Sie gehen in ihr Büro, setzen sich an den Besprechungstisch.

»Benötigen Sie ärztliche Hilfe?«

»Nein.« Aaron drückt das Kreuz durch. »Die Observation des Hauses von Frau Askamp sowie mein Personenschutz wurden von mir veranlasst. Ich habe eine Dienstanweisung des BKA erfunden und übernehme die Verantwortung dafür.«

»Vergessen Sie das«, raunzt Pavlik. »Aaron war ahnungslos.«

»Was redest du denn da?«

Pavlik setzt erneut an, doch Demirci sagt: »Das genügt.«

Es klopft kurz. Helmchen kommt und stellt ein Tablett ab. Sie führt Aarons Hand an die Kaffeetasse. »Croissant liegt rechts.« Sie geht und schließt die Tür sehr leise.

Aaron kann jetzt keinen Kaffee trinken.

»Frau Aaron, ich schätze Ihre Charakterstärke. Aber davon abgesehen, dass das BKA uns keine Anweisungen zu erteilen hat, dürfen Sie mir zutrauen, dass ich, so kurz ich auch hier bin, weiß, nach welchen Regeln die Abteilung funktioniert.«

Aaron nickt stumm. Sie hat es versucht.

»Herr Pavlik, wir haben vorgestern ein Gespräch geführt, bei dem Sie mich um Personenschutz für Frau Aaron ersucht haben. Sie haben das ausführlich begründet. Dennoch habe ich an der Notwendigkeit gezweifelt und abgelehnt.«

»Ja.«

»Doch Sie haben Männer ausgewählt, um das hinter meinem Rücken durchzusetzen.«

»Ja.«

»Wie viele waren mit dem Schutz befasst?«

»Sechs.«

»Und wie viele mit der Observation von Eva Askamp?«

»Weitere sechs.«

»Weil Sie die Möglichkeit in Betracht zogen, dass Holm die Frau kontaktiert.«

»Ja. Ich konnte auch nicht ausschließen, dass sie sich in Gefahr befand, nachdem Aaron und ich in ihrem Geschäft waren.«

»Zwölf. Ein Drittel der verfügbaren Männer. Ohne dass ich es bemerkt habe.«

Neben Aaron schnappt ein Verschluss.

Pavlik legt etwas Schweres auf den Tisch.

Seine Waffe.

Er steht auf. Demirci sagt: »Das Gespräch ist nicht beendet.«

Pavlik setzt sich wieder.

Die folgenden Sätze sind das Überraschendste, was Aaron erlebt hat, seit sie Polizistin ist.

»Drei Männer sind tot. Das ist schlimm, ich weiß nicht, wie ich den Tag hinter mich bringe. Aber Sie, Herr Pavlik, taten fraglos das Richtige. Ich möchte mich dafür entschuldigen, dass ich Ihnen kein Gehör geschenkt habe. Sonst hätte ich mehr Kollegen eingesetzt und den Tod dieser drei vielleicht verhindert.«

Aaron bleibt die Luft weg.

Pavlik ist ein stiller Mann. Aber so still hat sie ihn nie erlebt.

»Nehmen Sie zur Kenntnis, dass die Männer auf meinen Befehl hin handelten«, fährt Demirci in einem Ton fort, der keinen Widerspruch duldet. »Ich werde meinem Dienstherrn die Gründe darlegen und bin zuversichtlich, dass er meine Entscheidung angesichts der Ereignisse nachvollziehen kann.«

Bestimmt eine halbe Minute spricht keiner ein Wort.

Bei der Gründung der Abteilung gleich nach der Wiedervereinigung stand ein Gedanke im Zentrum: Man wollte ein Team von Elitepolizisten, das, anders als die Ermittler des BKA, ohne bürokratischen Reibungsverlust operieren konnte. Die Wiesbadener Behörde ist ein riesiger, träger Tanker, den man mit immer neuen Zuständigkeiten belädt. Die Abteilung hingegen ist klein, schnell, schlagkräftig. Kontrolliert wird sie durch die Innenministerkonferenz. Demirci muss sich dem Länderminister gegenüber verantworten, der turnusmäßig die Leitung dieses Gremiums innehat.

Wie Aaron weiß, handelt es sich in diesem Jahr um den Berliner Innensenator.

Sie setzt ihre Karriere aufs Spiel. Drei tote Polizisten. Der Innensenator wird durch die Medien gehörig unter Druck geraten. Es könnte ihm gefallen, einen Schuldigen zu präsentieren, um seine eigene Haut zu retten. Dann ist sie erledigt. Diese Frau hat mehr Courage als jeder andere, der mir begegnet ist.

»Das wäre also geklärt«, stellt Demirci fest. »Im Übrigen ist das Rauchverbot im Haus hiermit aufgehoben.« Sie zündet sich eine Zigarette an und schiebt die Schachtel über den Tisch.

Sie rauchen wie drei, die's brauchen.

»Ich habe die Akte ›Chagall‹ studiert«, kommt Demirci zur Sache. »Zu Holm findet sich darin bemerkenswert wenig.«

»Er ist in Kaiserslautern aufgewachsen«, sagt Pavlik. »Sein Vater war Forstarbeiter, die Mutter Hausfrau. Sie hatten ein Reihenhaus. Zu den Nachbarn gab es keinen Kontakt. Die Rollläden waren meistens unten. Auf der Straße hat die Frau mit niemandem ein Wort gewechselt.«

Demirci ist so verblüfft wie Aaron. »Woher wissen Sie das?«

»Ich habe mit einem früheren Lehrer von Holm telefoniert. Er wohnte damals ein paar Häuser weiter. Heute ist er ein alter Mann,

aber er erinnert sich gut an Holm und seinen Bruder.«

Mein Pavlik.

»Er sagt, dass Holm der intelligenteste Schüler war, den er je hatte. Dennoch ist er zweimal sitzengeblieben, er hat sich für den Unterricht nicht interessiert. Freunde hatte er nicht und wollte auch keine. Er fiel nicht durch Gewalt oder Grausamkeiten auf, aber niemand legte sich mit ihm an. Als er neunzehn war, verschwand sein Vater spurlos. Man fand sein Auto im Wald. Geldbörse, Papiere, alles da. Vermutlich wurde er ermordet, aber es gab keine Leiche; die Ermittlungen verliefen im Sand. Kurz darauf starb auch die Mutter. Holm nahm seinen achtjährigen Bruder mit und wurde nicht mehr gesehen.«

»Er wird wohl kaum das Sorgerecht erhalten haben?«

»Nein. Und nun kommt der bemerkenswerte Teil: Sascha hat keine weitere Schule besucht, jedenfalls nicht unter seinem Namen, und Holm ist nie im deutschen Sozialsystem aufgetaucht. Er hat keine Steuern bezahlt, hatte keine Meldeadresse, keinen Führerschein oder Personalausweis. Er verschwand einfach mit Sascha. Bis Barcelona.«

»Sie wollen sagen: Holm wurde mit neunzehn Berufsverbrecher, führt seither ein Leben außerhalb jeder gesellschaftlichen Norm und hat nebenbei seinen Bruder großgezogen?«

»Ja. Nach seiner Festnahme verweigerte Sascha die Aussage. Aber als er seinerzeit mit Holm abgetaucht war, hatte eine Tante eine Vermisstenanzeige erstattet, in der sie das Feuermal auf seinem Handrücken angegeben hatte. Das war noch in INPOL. Deshalb wissen wir überhaupt ihre richtigen Namen.«

Aaron greift nach der Kaffeetasse. Stellt sie wieder hin. »Ich habe ihn mit dem Messer verletzt. Hat er das Blut abgewischt?«

»Nein«, meint Pavlik. »Ist bei der KT.«

»Mit Fingerabdrücken oder DNA können wir ihm vielleicht frühere Taten zuordnen und ein Bewegungsprofil erstellen.«

Es klopft. »Herein.« Die Tür geht auf. »Herr Kvist – bitte.«

Niko setzt sich links neben Pavlik.

Ich danke dir, dass du mich nicht anfasst. Mich nicht fragst, wie es mir geht, oder mir sonst wie zeigst, dass du dich um mich sorgst. Ich könnte es nicht ertragen.

»Herr Kvist, Sie haben mit Holm in Brügge verhandelt. Was ist er für ein Mann?«

»Vermutlich wusste er bereits, dass ich Verdeckter Ermittler war. Trotzdem hat er sich allein mit mir getroffen. Er war total entspannt.«

»Wo wäre seine Intelligenz auf einer Skala von eins bis zehn?«

»Elf.«

»Und seine Physis?«

»Damals perfekt.«

Aaron sagt: »Er ist fünfzig, aber seine Reflexe sind noch immer erstklassig. Er hat gezielt auf das Gefäß zwischen meinem Kinn und meiner Unterlippe geschlagen, was bedeutet, dass er über spezielle Kenntnisse der Akupunkturlehre verfügt. Er hat mindestens den dritten Dan in Karate. Er drückt hundertzwanzig Kilo liegend. Er achtet auf seinen Körper, dennoch macht es ihm nichts aus, ihn zu beschädigen. Er kann Schmerzen ausblenden, doch wenn er will, stimulieren sie ihn. Er tut nichts Überflüssiges. Er ist gebildet und spricht mehrere Sprachen. Gegen das Leid anderer Menschen ist er vollkommen unempfindlich. In seiner Welt macht nur er die Gesetze. Er schätzt schöne Dinge. Aber er besitzt nichts, das er nicht zurücklassen könnte, ohne je wieder einen Gedanken daran zu verschwenden. Er kann niemals genießen, es sei denn seinen eigenen Schmerz oder den von anderen. Er verachtet den Tod und sehnt ihn herbei.«

Eine Zigarette verglüht. Eine Armbanduhr tickt.

»Sie sagen, er tut nichts Überflüssiges. Warum hat er die Blumenhändlerin getötet? Was hat ihm dieser Mord gebracht?«

Ein Herz schlägt.

»Frau Aaron?«

»Wie hat er es gemacht?« fragt sie Pavlik.

»Sie hat Schnittwunden am Oberkörper. Aber tödlich waren die nicht. Vermutlich hat er sie erstickt.«

Es dauert lange, bis ein Mensch erstickt. Sie war schon tot, als er zu zählen begann.

Aarons Stimme ist fremd und fern. »Er wollte mir zeigen, dass er der Herr ist. Gott. Ich sollte ihn erkennen. Die drei Männer, die er getötet hat, sind eine Botschaft an die Abteilung: »Ich verhandle mit

niemandem.« Er wird sehr bald Kontakt zu uns aufnehmen und uns seine Pläne mitteilen.«

»Was vermuten Sie?«

»Holm will seinen Bruder aus dem Gefängnis holen.«

»Dazu braucht er Komplizen«, sagt Demirci.

Niko wirft ein: »Nein, er ist ein Einzelgänger.«

Aaron widerspricht: »In Barcelona hat er sich der Geliebten von Sascha bedient. Holm kann jemanden als nützlich erachten. Hinterher schmeißt er ihn weg.«

Pavlik atmet aus dem Bauch. »Ich habe Sascha gesehen. Er ist erst vor einem Monat nach Tegel verlegt worden, aber kontrolliert schon Haus 6. Er grinst wie einer, der nur auf der Durchreise ist und sich die Angst der anderen bis dahin aus den Zähnen puhlt.«

Aaron hat noch immer nichts gegessen. Ihr wird schwindlig. »Sascha hat Angst vor seinem Bruder, das war in Barcelona offenkundig«, sagt sie. »Holm hat ihn abgerichtet wie einen Hund. Vermutlich ist das auch die Antwort auf die Frage, warum er fünf Jahre gewartet hat.«

»Wie meinen Sie das?«

»Sascha hat die drei katalanischen Polizisten erschossen, aber einen Fehler begangen, indem er zuließ, dass einer von ihnen den Notruf senden konnte. Holm verzeiht keine Fehler. Er hat die fünf Jahre als Strafe für seinen Bruder festgesetzt.«

Asche fällt auf den Tisch. Ein Atem setzt aus.

»Aber vor allem geht es ihm um mich.«

»Warum du?« fragt Pavlik.

»Ich weiß es nicht.«

»Er hätte Sie vorhin töten können.«

»Er will es genießen. Es war nur das Vorspiel.«

Niko hat noch nie geraucht. Jetzt steckt er sich eine an.

»Holm hat einen Text zitiert«, sagt Aaron. »Ich glaube, er ist aus einem Drama von Shakespeare. ›Der Pflichterfüllung gehört mein Leben; doch trotz des Todes, der auf meinem Grabe tanzt, sollst meinen guten Namen nicht bekommen, um ihn mit dunkler Schmach zu überziehen.««

»Was heißt das?« fragt Demirci.

»Holm benutzt die Zeilen im übertragenen Sinn. Inazō Nitobe erwähnt sie in seinem Standardwerk über den Bushidō an einer zentralen Stelle. Er bringt zum Ausdruck, dass wir unser Gewissen nicht zum Sklaven eines Fürsten machen dürfen.«

»Ihres Fürsten.«

»Holm meint meinen Amtseid.«

Meinen wahren Fürsten kennt er nicht.

»Er fordert dich zum Duell«, sagt Pavlik rau. »Hält er sich für einen Samurai?«

»Nein. Es ist eine Anspielung.«

Wieder Demirci: »Worauf?«

Aaron antwortet nicht.

Nachdem sie zum ersten Mal getötet hatte, fragte sie sich, womit sie das rechtfertigen könne. Die Philosophie des Karate führte sie zum Bushidō, dem *Weg des Kriegers*, dem Kodex der Samurai. Er enthält die Gebote von Männern, denen sie sich nahe fühlte, denn der Tod war ihr Bruder. Deren höchstes Gut bestand jedoch darin, sich für ihren Fürsten zu opfern. Aaron musste dafür einen Ersatz suchen. Der Sinn des Bushidō liegt im Sterben. Was war es wert, dass sie dafür ihr Leben geben würde?

Darüber sann sie sehr lange nach, Jahre.

Sie fand die Antwort in der Tiefgarage des Hotels Aralsk in Moskau. Heute erinnert sie sich nicht mehr an das Sterben der jungen Frau, die der Querschläger aus ihrer Pistole getroffen hatte. Doch dieses eine weiß sie noch: dass Nikulins Killer lebte und sich mit einem Bauchschuss quälte, als sie über ihm stand und ihm eine Kugel in den Kopf schoss.

Das hat sie nie jemandem erzählt, nicht einmal Pavlik. Und gewiss nicht ihrem Vater. Keiner bezweifelte, dass es Notwehr gewesen war. Was hätte sie sagen sollen? Dass sie ihn nicht retten wollte? Dass sie an den scheißeuren und scheißguten Anwalt gedacht hatte, dem Ilja Nikulin sechshundert Euro die Stunde bezahlen würde, um seinen Killer freizukriegen? Dass Aaron sich nicht nach dem Nächsten sehnte, den Nikulin schicken würde, weil er sie für schwach und naiv hielt?

Sie hatte es aus Angst getan. Und gestand es sich ein. Es war falsch und richtig zugleich. Sie konnte beides unterscheiden.

Aaron schwor, das nie zu vergessen. Sich der Angst zu stellen, machte den Tod zu einem Freund, der sie jeden Tag und jede Nacht bei jedem Atemzug umarmte.

Bis er sie nicht mehr loslassen wird.

Dieser Freund blieb auch nach ihrer Erblindung bei ihr. Sie wacht mit ihm auf und geht mit ihm zu Bett. Lange Zeit verstand sie das nicht. Ihr altes Leben war vorbei. Warum ging er nicht fort, um auf sie zu warten wie auf jeden anderen? Seit sie die Kaffeebohne in ihrer Manteltasche fand, weiß sie den Grund. Aaron hofft, dass sie mit ihrem Tod ihre Bestimmung erfüllen wird, sonst wäre er sinnlos.

»Eine Anspielung worauf?« wiederholt Demirci.

»Auf mich.«

Unter dem Tisch fasst Pavlik Aarons Hand. Sie hat mit ihm über den Bushidō gesprochen. Es ist nicht sein Weg. Er lässt sich vom Tod nicht umarmen, Sandras und der Kinder wegen.

Demircis sachlicher Tonfall verbirgt, was sie denkt. »Sie sind Holm vor Barcelona nie begegnet?«

»Nicht wissentlich.«

Aaron zögert.

Sie wollen Fakten von mir. Und Fakten habe ich nicht. Holm kommuniziert mit mir über meine Ängste und meine Träume. Nichts davon kann ich beweisen. Aber sie müssen es erfahren.

»Er war vor vier Wochen in Wiesbaden. Ich bin auf der Straße in ihn reingelaufen. Er sagte nichts. Aber er war es.«

Schlagartig fällt der Luftdruck im Raum.

»Haben Sie das einem Vorgesetzten erzählt?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Bis heute war es nur eine Vermutung.«

Was hatte ich? Eine Kaffeebohne.

Demircis Kehle ist eng. »Wenn materielle Dinge ihm nichts bedeuten, spielen die drei Millionen, die er Ihretwegen verloren hat, keine Rolle. Was ist mit der Frau, die Sie in Barcelona getötet haben?«

»Sie war die Geliebte seines Bruders. Um sie geht es nicht.«

Niko sagt: »Vielleicht will er Sascha rächen.«

»Nicht nach fünf Jahren.« Aaron ertastet den Aschenbecher. »Holm hat einen Song auf dem Handy abgespielt. ›Pretty Woman‹ von Roy Orbison. Boenisch hat ihn gehört, als ich in seinem Keller war. Das steht in keiner Akte und kam im Prozess nicht zur Sprache.«

»Boenisch hat es Sascha erzählt«, sagt Niko.

»Aber wie hat der es seinem Bruder gesteckt?« fragt Pavlik.

»Über Eva Askamp.«

»Es gibt hässlichere Möglichkeiten.«

Demirci geht zur Tür. »Frau Helm, fordern Sie von der JVA die Personalakten aller Vollzugsbeamten an, die mit dem Häftling Sascha Holm in den letzten Wochen befasst waren. Die haben eine Stunde. Der Gefangene soll unverzüglich in Einzelhaft genommen werden.«

»Wie begründen wir das ohne Titel?«

»Gefahrenabwehr.«

Niko raucht noch eine. »Wieso haben die Spanier der Überstellung nach Berlin überhaupt zugestimmt? Er hat drei katalanische Polizisten ermordet. Den ließen sie einfach ziehen?«

»Das wurde garantiert in Madrid entschieden«, sagt Pavlik. »Was man dort von den Katalanen hält, ist ja bekannt. Außerdem hat in Barcelona vermutlich der ganze Knast vor ihm gezittert. Die werden froh gewesen sein, ihn loszuwerden.«

Demirci geht zurück zur Tür. »Und bitte rufen Sie im Justizsenat an. Ich will den Schriftwechsel zu der Verlegung. Aussagen, Gutachten, die Korrespondenz mit Eva Askamp.«

Sie bespricht mit Niko und Pavlik die nächsten Schritte.

Jetonaugé soll vernommen werden, Niko macht das.

Aaron hört es, als laufe irgendwo ein Fernseher. Denn dieser eine Gedanke beherrscht sie: *Empfange, wenn mein Leben vorüber ist, meine verzehrende Liebe für dich.*

Vor dem Holocaust-Mahnmal sieht Magnus Sørensen zu, wie seine Kollegin Lena die Schüler einsammelt und zum Einsteigen in den Bus mahnt.

Es ist falsch.

Das sagte er sich vor zwei Wochen, als er und Lena die Einzigen im Lehrerzimmer waren und er ihr nur ein Buch geben wollte, aber sie sich plötzlich küssten und er kopflos weglief. Das sagte er sich einen Tag später im Materialraum, wo er nach dem Sportunterricht Medizinbälle ordnete, die nicht geordnet werden mussten, und sie reinkam und seine Hand unter ihren Rock schob. Das sagte er sich seitdem jedes Mal, wenn er seiner Frau eine Urlaubsvertretung vorlog, Lehrerbesprechung, Joggingrunde, und schon an den Schweiß auf Lenas Haut dachte.

In seinem Auto am Waldrand, wo er nur darauf wartete, dass die Eltern eines Schülers an die beschlagene Scheibe klopfen und ihn fragen würden, ob er verrückt geworden sei. In Lenas Haus, als ihr Mann in Kopenhagen war.

Immer, immer, immer.

In dem Café in Skanderborg, dreißig Kilometer von Århus, wollte er es beenden. Aber als sie nur die Beine übereinanderschlug, war alles vorbei. Er kam mit Lippenstift auf dem Kragen heim und bemerkte es erst, als er in der Diele sein Spiegelbild anstarrte und einen Feigling sah. Seine Frau umarmte ihn. Sie flüsterte aufgeregt, dass ihre Große zum ersten Mal verliebt sei, aber er es um Gottes willen für sich behalten solle. Er ließ sie nicht mehr los, in Panik, sie könnte auf seinen Kragen schauen.

Und schlief mit ihr und dachte an Lena.

Und lag neben ihr und dachte an Lena.

Es ist falsch.

Das sagte er sich, als der Kollege, der mit Lena auf die Klassenreise nach Berlin gehen sollte, Grippe bekam, und die Frage im Raum stand, wer stattdessen mitfahren würde. Lena stellte Sørensen im Kollegium vor vollendete Tatsachen, indem sie verkündete, er würde einspringen, es sei bereits besprochen. Er wollte das richtigstellen, sofort. Doch er sah sich nicken.

Es ist falsch.

Das sagte er sich gestern am Flughafen Schönefeld, wo Lena, als sie das Gepäck in den Bus luden, im Geschnatter der Schüler seine Hand berührte und er bereits durchrechnete, wie oft sie zusammen sein konnten.

Es ist falsch.

Das sagte er sich, als er dort die schöne Frau und den Mann sah, er mit ihrem kleinen Koffer, sie bei ihm eingehängt, dennoch fremd. Sie rauchte eine Zigarette. Der Mann schaute sie die ganze Zeit an, doch sie blickte an ihm vorbei, und er ging fort, das Auto holen. Vielleicht war sie ein letztes Mal nach Berlin zu ihrem Liebhaber gekommen. Und er hatte seine Frau ein letztes Mal angelogen, um dieses letzte Mal unglücklich zu sein.

Als Sørensen, Lenas Knie an seinem, im Bus auf die Abfahrt wartete und so traurig wurde, dass er wusste, er würde in Tränen ausbrechen, wenn jemand ihn in diesem Moment etwas fragen würde, kam der Mann mit dem Auto zurück.

Sie tat zwei Schritte in die falsche Richtung. Der Mann fasste sie am Arm. Er wies sie auf den Fehler hin und schützte ihren Kopf beim Einsteigen mit der Hand.

Da erkannte Sørensen, dass die Frau blind war.

Und eine namenlose Angst kam über ihn. Die Angst blieb den ganzen Tag. Im Reichstag, an der Mauergedenkstätte, im Zoo. Sie waren bei den Affen, und danach wollte Lena mit der Klasse unbedingt ins Nachttierhaus, doch nur, um in einer stockfinsternen Nische nach ihm zu greifen, ihn zu besitzen.

Um sechs lugte er aus ihrem Zimmer in der Pension und betete, dass kein Schüler ihn sah. Sie küsste ihn. Sie roch nach Bett, nach seiner Gier, die Tür wieder zu schließen, wieder ineinanderzutaumeln, um die Stunde, die bis zum Wecken blieb, nicht allein zu sein und keine Luft zu kriegen.

Sørensen ist Lehrer für Sport und Physik. Er glaubt, dass die Welt durch das Messbare zusammengehalten wird und dass diese Statik unerschütterlich ist.

Aber immerzu denkt er an die blinde Frau.

Die Kinder sind im Bus. Lena winkt ihm zu, er setzt sich in Bewegung und hat kaum den Mut für lächerliche zehn Schritte. Als er einsteigen will, sagt hinter ihm jemand auf Englisch:

»Wie wär's mit einer Stadtrundfahrt?«

Sørensen dreht sich um.

Sie steht auf der Dachterrasse. Der Wind heult. Sie friert, denn in dem Koffer, den Helmchen aus dem Hotel holen ließ, war keine zweite Jeans, sondern nur das dünne Kleid, das sie für das Dinner in Paris mitgenommen und dann auf Pavliks Geburtstagsfeier getragen hatte. Wo sie weinte, lachte, tanzte. Bevor drei Männer ihretwegen starben. Aarons Gedanken sind Eiszapfen, die von der Dachkante stürzen und tief unter ihr auf der Straße zerspringen. Niemand hatte ihnen befohlen, sich für sie zu opfern. Zwei von ihnen hatte sie nicht einmal gekannt.

Die Fahrstuhltür geht auf. Pavlik tritt neben Aaron. Sie spürt seinen Blick. »Sieh mich nicht an, als ob ich dir Geld schulde.«

»Du schuldest mir die Wahrheit. Was verschweigst du?«

Martinshörner wehen herauf.

»Heute ist nicht der Tag, etwas zu verschweigen«, sagt er.

Ihr wollen die Tränen kommen. »Holm hat noch etwas zitiert. »Empfange/wenn mein Leben vorüber ist/meine verzehrende Liebe für dich/aus dem Rauch/der von meinem brennenden Körper aufsteigt.««

»Was ist das?«

»Das berühmteste Bushidō-Gedicht.« Sie stockt. Die Martinshörner verstummen. »Es wurde vor Jahrhunderten verfasst und beschreibt die höchste Form der Liebe eines Samurai. Sie ist erreicht, wenn man sich erst im Tod offenbart.«

Der Wind treibt Pavliks Stimme von ihr fort. »Woher weiß er von dir und Kvist?«

»Er hat uns in Barcelona gesehen.«

»Zu lange her. Und deine Gefühle hast du bestimmt nicht gezeigt. Dafür bist du viel zu sehr Profi.«

»Er könnte uns gestern Morgen in Schönefeld beobachtet haben. Ich habe eine Zigarette am Auto geraucht. Niko hat mich die ganze Zeit angeschaut. Ich wollte es ignorieren und war verkrampft. Holm kann Menschen lesen.«

Die Fahrstuhltür öffnet sich.

»Der Name macht mich kirre«, sagt Pavlik.

»Welcher?«

»Askamp. Krieg's nicht unter.«

»Du hast ihn früher schon mal gehört?«

»So sicher, wie ich zehn Finger habe.«

»Pavlik?« ruft Niko.

»Was ist?«

»Unter vier Augen.«

Pavlik will gehen, doch sie hält ihn fest. »Heute ist nicht der Tag, etwas zu verschweigen.«

Er legt den Arm um Aarons Schulter und ruft Niko zu: »Wir sind unter vier Augen.«

Kurz denkt sie, Niko werde wieder runterfahren. Doch dann steht er plötzlich bei ihnen.

»Du hast Jenny und mich gestern observieren lassen. Hast du gedacht, dass ich es nicht merke?«

»Demirci hat es angeordnet, nicht ich.«

»Lüg mich nicht an.«

»Frag sie.«

»Ich habe Peschel gefragt.«

»Pavlik wollte dich schützen«, sagt Aaron.

»Halt dich da raus.«

»Nein, tu ich nicht. Vielleicht denkst du mal darüber nach, wie lange er schon dein Freund ist.«

Pavlik legt den Arm fester um sie. »Lass nur.«

»Oder haben die *mich* observiert?« versetzt Niko. »So unter uns, wir sind ja Freunde.«

Was redet er da?

Pavlik sagt: »Ich wollte mit Aaron nach Tegel fahren. Du hast mich gebeten, dich das machen zu lassen.«

»Und?«
 »Da war es längst beschlossen. Frag Peschel.«
 Pavlik tauscht seine Gedanken mit Aaron.
Er muss es erfahren.
Ich weiß.
 »Sei vorsichtig«, murmelt er. »Es könnte sein, dass Holm es auch
 auf dich abgesehen hat.«
 »Wieso?«
 »Er hat eine Andeutung gemacht«, weicht Aaron aus.
 »Welcher Art?«
 »Vage. Es ist mehr ein Gefühl.« Pavliks Handy vibriert. »Ja?« Er
 hört nur zu. Stellt keine Fragen.
 Tausend Eiszapfen zerschellen in der Tiefe.
 Pavliks Stimme rutscht weg. »Wir müssen runter.«

In der Einsatzzentrale erstirbt das Stimmengewirr. Demirci sagt:
 »Der Anruf ging vor sechs Minuten bei der Leitstelle ein. Herr
 Krampe, bitte.«

Das Band wird gestartet. »Wir haben dreißig Geiseln.«
 »Wer spricht da?«
 »Ich gebe Ihnen jemanden.«
 Ein Mann stößt hervor: »Es stimmt. Dreißig.«
 Wieder die Leitstelle: »Wer sind Sie?«
 Ein Kind weint laut ins Telefon.
 »Das kleine Mädchen fürchtet, dass sie alle sterben müssen.
 Vollkommen zu Recht. Meinen nächsten Anruf stellen Sie sofort zur
 Abteilung durch.«
 Das Gespräch wird weggedrückt.
 Der Raum beginnt zu rotieren, die Fliehkräfte schleudern die
 Stimmen der anderen von Aaron weg.
 Ihre Füße sind nackt.
 Sie trägt eine Blindenbrille.
 Das Gesicht ihres Vaters ist geschwärzt.
Ein Traum.
 Die Zentrifuge stoppt abrupt. Die Männer und Frauen umringen
 sie wieder, reden durcheinander. Aaron fängt den ersten Gedanken,

der zu ihr zurückrast. »Das war alles? Hat Holm keine Forderungen gestellt?«

»Nein«, antwortet Demirci.

»Das ist er nicht«, sagt Niko. »Ich kenne seine Stimme.«

»Doch«, beharrt Aaron. »Er war es.«

Worte wie Asche.

»Könnte es ein Bluff sein?« fragt Demirci.

»Nein. Der Mann und das Kind hatten Todesangst.«

»Holm sagt: ›Wir‹. Also hat er mindestens einen Komplizen.«

»Oder es ist ein Täuschungsmanöver«, wirft Niko ein.

»Falscher Ansatz«, sagt Aaron. »Wenn wir ihm glauben und von dreißig Geiseln ausgehen, braucht er einen oder mehrere Mittäter, sonst lassen sich so viele Personen nicht kontrollieren. Glauben wir ihm nicht, gehen wir von einer Lüge aus, und damit können wir nicht operieren.«

»Dreißig«, legt Demirci fest. »Daran halten wir uns.«

»Claus, spiel's nochmal ab«, bittet Aaron Krampe.

Sie hört konzentriert zu. »Sie fahren – langsam – könnte ein Lkw sein – nein, ein Bus.«

Pavlik sagt: »Holm wird die Freilassung seines Bruders verlangen. Er will verhindern, dass der Ort zu früh bekannt wird, um den Zugriff auszuschließen. Ein fahrender Bus ist perfekt.«

»Können Sie raushören, ob es sich um einen Linien- oder einen Reisebus handelt?« will Demirci von Aaron wissen.

»Nein.«

Wieder Pavlik: »Kein Linienbus. Wenn er die Haltestellen nicht mehr anfährt, rufen die Wartenden bei der BVG an, um sich zu beschweren. Der Bus wäre bald identifiziert.«

»Ja, an einem normalen Tag sind über tausend Reisebusse in der Stadt«, wirft Peschel ein. »Wer soll die checken?«

»Frau Aaron, was ist mit dem Mann, der Holms Angaben bestätigt hat – eine Spur von einem Dialekt?«

»Claus«, bittet sie.

»*Es stimmt. Dreißig.*«

»Er stammt nicht aus Berlin«, legt Aaron sich fest. »Vielleicht Ruhrgebiet. Aber sicher bin ich nicht.«

Demirci sagt: »Sascha wird sofort hierher gebracht.«

Wenn zehn Menschen gleichzeitig scharf die Luft einziehen, kann das sehr laut sein. Aaron liest ihre Gedanken: *Holm hat noch gar keine Forderungen gestellt, und Demirci knickt ein.* Doch ihr ist sofort klar, was für ein kluger Schachzug das ist. Holm wird in Kürze anrufen und die Freilassung seines Bruders verlangen. Er weiß, dass er Demirci mindestens eine Stunde geben muss. Sie nutzt jede Sekunde bis zu dem Anruf und spielt schon jetzt auf Zeit.

»Herr Majowski, Herr Büker, Sie übernehmen das. Wählen Sie vier weitere Kollegen aus. Hand- und Fußfesseln, gepanzerter Transporter, zwei Fahrzeuge als Eskorte.« Schnelle Schritte entfernen sich. Demirci ruft Helmchen an. »Machen Sie mir einen Telefontermin mit dem Generalbundesanwalt. Innerhalb der nächsten Viertelstunde.«

»Claus, nochmal«, sagt Aaron.

»Ich gebe Ihnen jemanden.«

Sie nimmt ein Hintergrundgeräusch wahr. »Stopp. Fünf Sekunden zurück.«

Da.

Es ist sehr leise, aber Aaron kann es identifizieren. »Der Bus befand sich in der Nähe einer überirdischen U- oder S-Bahnstation. Zwei-, dreihundert Meter weg. Gerade fuhr ein Zug ein.«

»Frau Grauder, rufen Sie BVG und S-Bahn an: Auf welchen Hochbahnhöfen haben um 9.10 Uhr Züge gehalten?«

Aaron sagt: »Das können wir uns sparen.«

»Wieso?«

»Weil ich weiß, wo der Bus war.«

Aaron steht vor der Gefängniswerkstatt und wartet auf Bukowski. Ein Schweißgerät macht Patsch-Patsch-Patsch. »Zurückbleiben«, weht es über die Mauer.

»Es war der U-Bahnhof Holzhauser Straße. Sie fuhren direkt am Gefängnis vorbei. Zwei Minuten später waren sie auf dem Stadtring und sind längst irgendwo in der City.«

Dort ist ein Bus so auffällig wie ein Wassertropfen im Ozean.

»Trotzdem, Frau Grauder«, fasst Demirci sich.

Das Stimmengewirr setzt wieder ein.

Ein Koffer wird geöffnet.

Ein Schneeball rollt durch ein Flugzeug.

Aarons Hand brennt.

Das ist es nicht.

Wer war in dem Traum noch im Flugzeug?

Demirci sagt: »Herr Pavlik, stellen Sie zwei SETS für einen Zugriff auf. Informieren Sie unseren Taktiker und den Logistiker. Ich will Szenarien für die Stürmung des Busses und eine Geiselbefreiung. Herr Mertsch, die Bundespolizei soll zwei Helikopter und alle verfügbaren Drohnen in die Luft schicken und Ausschau halten, ob ein Reisebus ein ungewöhnliches Fahrmanöver macht.«

»Die werden sich freuen, von uns Anweisungen zu kriegen.«

»Das interessiert mich nicht. Wir haben das Durchgriffsrecht. Frau Aaron, ich möchte, dass Sie die Vernehmung von Sascha durchführen. Kann ich Ihnen das zumuten?«

»Es wäre auch mein Vorschlag gewesen.«

Der Bus fährt am Spreeufer entlang. Holm steht vorne beim Fahrer. Die Kinder kauern reglos in den Sitzen. Manche halten sich an den Händen. Ein Junge weint still, ein Mädchen zittert, ein anderes Mädchen betet, ein anderer Junge kaut seine Fingernägel blutig. Verächtlich sieht Holm, dass Bosch zum zweiten Mal die eingesammelten Handys zählt und sie in eine Plastiktüte tut. Was soll er von einem Mann denken, der nachzählen muss? Aber Bosch erfüllt seinen Zweck.

»Stopp«, befiehlt Holm dem Fahrer. Er bedeutet Bosch knapp, seine Arbeit zu machen. Bosch steigt mit der schweren Sprengstofftasche und der Plastiktüte aus. Holm kontrolliert die Uhr.

Zwanzig Minuten bis zum nächsten Anruf.

Sein Blick fällt auf den Lehrer, dessen Augen über die Straße huschen, obwohl er alle angewiesen hatte, nicht hinauszuschauen. Der Mann sucht eine Chance, jemandem ein Zeichen zu geben. Neben ihm sitzt die Frau, umklammert seinen Arm.

Er stellt ein Risiko dar. Holm beschließt, ihn zu brechen.

Schon am Holocaust-Mahnmal erkannte er, dass sie ein Liebespaar sind. Er suchte unter dem Dutzend parkender Reisebusse den richtigen und sah, wie die Lehrerin in dem Labyrinth der Betonstelen einen unbeobachteten Moment nutzte, um sich an ihren Kollegen zu pressen. Wäre sein Bruder an seiner Stelle gewesen, hätte er den Bus deshalb ausgesucht, das hätte Sascha Spaß gemacht.

Aber nicht ihm. Holm entschied sich wegen der verspiegelten Frontscheibe dafür. Und natürlich wegen der Kinder. Es war eine nüchterne Rechnung, sie erhöhen den Druck.

»Wechseln Sie die Plätze«, sagt er zu der Frau.

Sie steht sofort auf, um mit dem Mann zu tauschen, so dass er am Gang sitzt. Draußen wirft Bosch die Tüte in ein Gebüsch.

»Weiß Ihre Frau es?« richtet Holm das Wort an den Lehrer.
Der Mann antwortet nicht.
»Ich frage nie zweimal.«
Der Blick des Lehrers zuckt zu der Pistole in Holms Hosenbund.
»Nein«, flüstert er.
»Und Ihr Mann?« fragt er die Lehrerin.
Sie schüttelt den Kopf, ohne ihn anzusehen.
»Wie lange?«
Ihre Stimme knickt wie ein Halm im Sturm. »Acht Wochen.«
»Lauter.«
»Acht Wochen.«
»Wie heißen Sie?«
»Lena Gaarskjær.«
»Und Sie?«
»Magnus Sørensen.« Seine Knie schlagen gegeneinander.
Holm geht mit dem Mund nah an sein Ohr. »Sie fühlen sich schuldig. Aber ich kann Ihnen helfen, es zu beenden. Ich töte die Frau und lasse Sie wie einen Helden aussehen. Das würde alle Ihre Probleme lösen. Sie würden sogar gefeiert werden.«
Sørensen muss seine Knie festhalten, so zittern sie.
»Stehen Sie auf.«
Panik verwischt seine Gesichtszüge. Er kommt hoch, wankt.
»Sagen Sie laut: ›Ich, Magnus Sørensen, schlafe seit acht Wochen mit eurer Lehrerin Lena Gaarskjær.««
Er kriegt kein Wort heraus. Holm drückt die Remington an seinen Kopf. »Und ich befehle nie zweimal.«
»Ich, Magnus Sørensen schlafe seit acht Wochen mit eurer Lehrerin Lena Gaarskjær.« Er fällt in den Sitz, vergräbt das Gesicht in den Händen.
Noch ein Kind weint.
Zwei, drei.
Lena will Sørensen anfassen, aber er dreht sich weg.
Holm steckt die Remington zurück. Bosch steigt wieder ein. Er hat die Sprengstofftasche im Gepäckraum verstaut und den Zünder scharfgemacht. Sie fahren weiter, passieren das Schloss Charlottenburg. Touristen, Souvenirhändler, Politessen bei einem Abschleppwagen, eine Frau schimpft mit einem Hund.

»Entschuldigung«, hört Holm den Fahrer. »Wir haben bald kein Benzin mehr.«

Holm tritt zu ihm, vergewissert sich aber, dass Bosch den Finger am Abzug der kurzläufigen Uzi-Maschinenpistole hat. »Sie lügen.«

»Sehen Sie auf die Anzeige.«

Das Reservelicht blinkt rot.

»Ich bin für einen Kollegen eingesprungen, es war keine Zeit mehr zum Tanken.«

Bosch kommt nach vorne und redet halblaut auf Holm ein. »Wir können nicht tanken. Das Risiko ist viel zu groß.«

Er bedenkt Bosch mit einem Blick so kalt wie alle Gräber, die er hinter sich ließ. Schweiß tropft von Boschs Kinn und sickert in seinen Rollkragenpullover. Holm wendet sich an den Fahrer. »Wo ist die nächste Bustankstelle?«

»In der Avus-Nordschleife.«

»Fahren Sie hin.«

Hinter ihm beugt Bosch sich zu einem Jungen mit einem leergeweinten Gesicht und sagt leise: »Wir tun euch nichts.«

Holm blickt dem Kind in die Augen. »Glaubst du ihm?« Während der Elfjährige sich in die Hose macht, denkt Holm daran, dass seine Kindheit auf einer schmutzigen Decke im Keller endete. Er war neun und weinte nie wieder. Er spürt ein Ziehen im Nacken und dreht sich um. Sieht, dass der Fahrer nach dem Mikrofon tastet. Der Mann zieht die Hand sofort zurück. Holm beugt sich zu ihm. »Ehe wir unsere Stadtrundfahrt begannen, haben wir einige Dinge besprochen. Sie erinnern sich?«

Der Fahrer bringt ein Nicken zustande.

»Wiederholen Sie, was ich Ihnen gesagt habe.«

Der Fahrer zählt mit nassem Hemd auf: »Wenn ich versuche, mit Lichthupe oder sonst irgendwie ein Zeichen zu geben, töten Sie einen. Wenn ich ein Verkehrsschild oder eine Ampel übersehe, zu schnell fahre oder einen Unfall baue, töten Sie einen. Wenn ich nach dem Mikro greife, töten Sie einen.«

»Das ist korrekt. Ich werde sorgfältig darüber nachdenken, wer das sein wird.«

Der Fahrer umklammert das Lenkrad, Holm sieht die Knöchel weiß hervortreten. Er nimmt einen Krimi von der Ablage und liest

den Titel. *Die stumme Braut des Highlanders*. »Sie sollten etwas Besseres lesen. Ist Ihnen Thomas Carlyle ein Begriff? Nein, wohl nicht. ›Was wir wünschen und loben, ist nicht der Mut, würdig zu sterben, sondern der Mut, mannhaft zu leben.« Und Sie? Wollen Sie leben?«

Der Mann kann nicht einmal nicken.

Die zwei Kilometer bis zur Avus-Nordschleife vergehen ohne einen weiteren Zwischenfall. Als die Tankstelle in Sichtweite kommt, wendet Holm sich an die Lehrer und die Kinder: »Ich werde mit dem Fahrer aussteigen.« Er deutet mit dem Kinn auf Bosch. »Beim kleinsten Versuch, Aufmerksamkeit zu erregen, schießt er. Wir machen es wie in der Schule. Wer mich verstanden hat, soll die Hand heben.«

Alle heben die Hände.

Der Bus stoppt an einer Säule. Sonst tankt niemand. Lkw stehen auf dem großen Parkplatz. Die Trucker sitzen in der fünfzig Meter entfernten Raststätte oder schlafen in ihren Kojen.

»Kennen Sie den Tankwart?« fragt Holm, während der Fahrer die Zapfpistole einführt.

»Ja.«

»Wird er mit Ihnen ein Schwätzchen halten wollen?«

»Ja.«

»Eventuell überlegen Sie schon die ganze Zeit, wie Sie ihm unauffällig ein Zeichen geben können. Sie erwähnen, dass Sie Ihren Hund zum Tierarzt bringen mussten, aber Sie haben gar keinen Hund. Er erkundigt sich nach Ihrer Frau, und Sie nennen einen falschen Namen. Er fragt, ob Sie einen schönen Urlaub hatten, Sie schwärmen von Italien, aber er weiß, dass es die Türkei war. Es gibt viele Möglichkeiten. Jede bedeutet Ihren Tod und den dieses Mannes. Ein Blinzeln genügt zur Bestätigung.«

Bosch beobachtet durch die Frontscheibe des Busses, wie Holm mit dem Fahrer ins Kassenhaus geht. Als er ihm vor einem Monat erstmals gegenüberstand, wusste er sofort, dass Holm keinem gleichkam, dem er je begegnet war. Holm hatte ihn ausgesucht. Er kannte Boschs geheimste Gedanken, und diesem wurde kalt. Holm zagt nicht, zögert nicht, zweifelt nicht. Er versprach Bosch, ihm zu

seinem Recht zu verhelfen. Bosch wusste, dass er die Wahrheit sagte. Aber erst wenn Holm für immer verschwunden ist, wird Bosch wieder ausatmen.

»Hallo, Heinz«, grüßt der Tankwart.

»Hallo, Lutz. Die Drei.«

Der Fahrer legt die Firmenkreditkarte hin.

Hinter ihm blättert Holm in einem Automagazin. Er sieht den Fahrer und den Tankwart in dem Überwachungsspiegel, der in der Ecke hängt.

»Na, Stadtrundfahrt?«

»Schulklasse.«

»Bist ja ganz verschwitzt.«

»Erkältung. Schlepp ich schon die ganze Woche mit mir rum. Ist echt die Pest.«

»Mein Tipp: Krankschreibung.«

»Hmm.«

»Trink heut Abend nen Schnaps, das hilft.« Der Tankwart gibt dem Fahrer die Kreditkarte und zwinkert ihm zu. »Oder lass dich von deiner Frau einreiben.«

»Mir ist mehr nach Badewanne. Danke, mach's gut.«

Der andere wirft einen Blick raus. »Du, deine Frontscheibe ist total dreckig.« Er umrundet den Tresen. »Mach ich sauber. Ist ja grad nichts los.«

Holm spreizt seine Schulterblätter.

Der Fahrer sagt rasch: »Nee, lass mal, wir müssen los.«

»Okay, dann gute Besserung.« Der Mann spricht Holm an. »Für Sie auch was?«

»Danke, nein. Ich habe mir nur die Beine vertreten.«

Als er mit dem Fahrer schon in der Tür ist, läuft der Tankwart ihnen nach. »Mensch, du hast ja noch die Werkzeugtasche im Bus, die ich dir geliehen hab. Mein Chef hat schon danach gefragt. Ich komm eben mit.«

Der Fahrer will entsetzt abwehren. Doch da hat Holm dem Tankwart bereits dicht unterhalb des Kiefers eine Handkante an den Hals gelegt und mit der Faust dagegengeschlagen. Es ging so schnell,

dass der Fahrer nicht begreift, was passiert ist, und verwirrt sieht, wie der Mann tot umfällt.

Holm deutet auf die Gerätekammer. »Da rein.«

Der Fahrer rührt sich nicht, lässt sich einfach auf den Boden plumpsen. Holm schleift die Leiche in die Gerätekammer und schließt die Tür. Er reißt das Kabel des Minirecorders, auf dem die Bilder der Videokameras gespeichert werden, aus der Steckdose hinter dem Tresen und schiebt das Gerät unter die Jacke. Er zieht den Fahrer hoch und treibt ihn zurück zum Bus. Dreißig Sekunden später sind sie fort. Niemand hat auf sie geachtet.

Der Wasserhahn tropft. Fünf- oder siebenmal jede Minute, aber nie sechsmal. Dann und wann trommelt Regen ans Fenster, aber nicht heute. Dann und wann prallt ein Vogel gegen die Gitterstäbe, aber nicht heute. Dann und wann schreit eine Krähe, und er weiß, dass Winter ist. Die Jahreszeiten sind bedeutungslos geworden. Er weiß, dass Winter ist, weil eine Krähe schreit und beim Hofgang Schnee liegt.

In der Zelle neben ihm hustet der dürre Albaner.

Über ihm geht der Serbe auf und ab.

Unter ihm flennt der Libanese.

Seinetwegen.

Irgendwann hat er ihn zusammengeschlagen und angekündigt, dass er das jetzt jeden Tag tun würde. Solche wie der, den sie wegen ein paar hundert Gramm Gras eingebuchtet haben, sind leere Zettel. Man wischt sich den Arsch mit ihnen ab.

Wie armselig muss eine Existenz sein, die nur aus Furcht besteht. Diese Lemuren bemerkt er nicht einmal, wenn er einem von ihnen Schmerzen zufügt, um die eigenen für ein paar Tritte und Schläge zu betäuben.

In Barcelona glaubten als Erstes die Marokkaner, sie könnten ihn ficken. Er spülte das Gehirn ihres Anführers in den Abfluss der Dusche. Die Basken waren die Nächsten. Nachdem er ihren beiden Besten gezeigt hatte, wozu ihre Messer gut waren, lebten die anderen wie Hunde von den Geschäften, die er ihnen übrig ließ. Danach kamen die Tunesier, die Algerier, die Franzosen. Am Ende rannten sie schon fort, wenn er sich das Schmalz aus den Ohren pulte.

Er wusste, dass allein sein Bruder den Tag bestimmte, an dem er seine Strafe verbüßt haben würde. Dieser ist außer seinem Vater der Einzige in seiner Welt, vor dem er je Angst hatte und Angst haben wird.

So war es, als er acht Jahre alt war und der Bruder im Wald die Grube aushob. So war es, als bald die Mutter starb und der Bruder sich fortan um ihn kümmerte.

So war es bei allen Prügeln, die er bezog, bei jedem Blick.

Das Wort Liebe fiel niemals zwischen ihnen und nie der Name des Vaters und kein einziger Satz über das, was vor der Grube gewesen war.

Er lernte, seinen Bruder zu achten.

Er lernte von seinem Bruder, wie man herrscht.

Aber wenn er könnte, würde er seinen Bruder töten.

Dieser allein bestimmte den Tag.

Er wusste: Vier Jahre waren das Mindeste. So lange wartete er bis zu der Anzeige in der Gefängniszeitung.

Jetzt verstehe ich, was mein Platz ist. Ich will denjenigen finden, der weiß, wie ich bin.

Wochen vergingen mit der Frage, ob sein Bruder sah, dass er vor ihm kniete. Vielleicht war die Zeit noch nicht gekommen. Doch einen Monat später schrieb die Frau ihm.

Es gibt kein Schicksal, nur Bestimmung. Ich möchte mehr von Ihnen wissen.

Zehn Briefe musste er schreiben, zehn bekam er von ihr. Es war eine Tortur, ein Leben zu erfinden, das dem der Lemuren glich und ihn bei jedem der Sätze anwiderte, die vor Selbstmitleid triefen und ihn beschmutzten.

Aber das war Teil der Strafe.

Nach einem halben Jahr besuchte sie ihn in Barcelona. Sie zitterte schon, als er sich zu ihr setzte. Eine Hübsche. Eine von denen, die sonst ihre Nase oben tragen. Aber er hatte Macht über sie, weil sein Bruder Macht über sie hatte. Er sah, dass sie sich ekelte, als er seine Hand auf ihre legte, und es erregte ihn.

Es hätte ihm gefallen, ihr zu zeigen, was man mit so einer hübschen Nase machen kann.

Sie besuchte ihn ein zweites Mal. Er freute sich darauf zu sehen, wie die Worte sie quälten, die von ihr verlangt wurden, zu hören, wie ihre Stimme brach.

Sie steckte ihm den Kassiber zu, in dem das Nötige stand. Er beantragte seine Verlegung nach Berlin und nahm vor der Kommission Platz und schlug die Beine übereinander. Er ergötzte sich an der Dummheit der Schlipsträger und wusste, dass von nun an jeder Gedanke und jeder Schritt und jeder Tag und jede Nacht vergehen würden wie ein Atemzug.

Es war ein Genuss, in Tegel dem Gefängnisdirektor gegenüberzusitzen und zu wissen, dass dieser Mensch, der gedacht hatte, dass er nie folgt und immer kommandiert, bloß ein Würfel war, den sein Bruder in einem Becher schüttelte.

Er befahl ihm, den Film zu beschaffen.

Schenkte ihn Boenisch.

Als er sah, welche Boenisch wollte, fiel es ihm schwer, seine Ungeduld zu bezähmen. Die Tage, bis er die Tür der Zelle schloss und die Frau ihm gehörte, waren die besten seit vielen Jahren. Aber würde man ihn fragen, wie Boenisch aussieht, was er so redet, welchen Schatten er wirft, könnte er es nicht sagen. Der ist weniger als Schmutz unter seinen Schuhen.

Schade bloß, dass er nicht mehr Spaß mit ihr haben durfte.

Er streicht über seine Narbe am Hals, wie er es oft tut, und schließt die Augen, wie er es oft tut, und stellt sich Aarons Welt vor. Das Tropfen des Wasserhahns. Das Husten des Albaners. Das Flennen des Libanesen. Das hätte sie, sonst nichts. Sie erhielt die Strafe, die sein Bruder angemessen fand. Aber es ist nur die erste Hölle von vielen. Er kann sie alle aufzählen, und jede gefällt ihm.

Über ihm geht der Serbe auf und ab. Er würde ihm heute zum Zeitvertreib eine oder zwei Zehen brechen, um ihn humpeln zu hören, doch dazu wird keine Zeit mehr sein.

Die Zelle wird aufgeschlossen.

Sascha lächelt.

Um 9.40 Uhr wird der Anruf zur Einsatzzentrale durchgestellt. Holms Stimme füllt den Raum. »Sind wir vollzählig?«

»Sind die Geiseln unversehrt?« fragt Demirci.

»Ich rede nur mit Frau Aaron.«

Aaron wartet zehn Sekunden, ehe sie spricht. Sie muss das Telefonat in die Länge ziehen, damit das Handy geortet werden kann. »Leben die Geiseln?«

»Ja.«

»Liefern Sie mir einen Beweis.«

»Sie wissen, dass ich nicht dreißig Menschen ans Telefon hole. Lassen Sie uns keine Zeit mit Dummheiten vergeuden. Sie setzen meinen Bruder in ein Auto. Einen 7er BMW Automatik. Im Kofferraum ist eine Tasche mit fünf Millionen Euro in gebrauchten Fünfigern und Hundertern. Wenn Sie alles richtig machen, wird keine der Geiseln getötet.«

»Um Ihren Bruder aus dem Gefängnis zu holen, müssten wir mit dem Innen- und dem Justizsenat reden. Die Entscheidung liegt nicht in unserer Hand, das kann ich unmöglich zusagen. Für das Lösegeld gilt das Gleiche. Wir bräuchten Stunden, um eine solche Summe freizubekommen. Wenn überhaupt.«

Ist das Handy geortet? Aaron schaut fragend zu Pavlik.

»Vergiss es«, flüstert er ihr zu.

»Denken Sie, ich weiß nicht, dass mein Bruder längst unterwegs zur Budapester Straße ist?«

Totenstille.

»Wäre das nicht der Fall, hätte ich Frau Demirci unterschätzt. Frau Aaron, Ihre Verhandlungstaktik ist eine einzige Beleidigung. Im Bus befinden sich fünfzig Pfund C4 direkt neben dem Tank. Das genügt, um zum Beispiel den Leipziger Platz in einen Krater zu verwandeln.

Oder wie wäre es mit dem Gendarmenmarkt? Der Zünder ist scharf. Um das Geld zu beschaffen, gebe ich Ihnen zwei Stunden.«

Er legt auf.

Aaron signalisiert, dass sie einen Kopfhörer haben möchte. Die Aufnahme wird erneut abgespielt.

Ein sehr leises Weinen. Verkehrsrauschen. Blinker. Der Bus stoppt. Noch ein Weinen. Flüstern. Der Bus fährt weiter. Das Flüstern bricht ab. Aaron nimmt die Kopfhörer runter. »In dem Bus sind mindestens drei Kinder. Das muss nichts bedeuten, aber es wäre möglich, dass es sich um eine Schulklasse handelt.«

Demirci sagt: »Die gesamte Berliner Polizei soll nach Bussen mit Kindern Ausschau halten. Bei Verdacht unauffällig durch Zivilfahrzeuge observieren. Außerdem müssen alle Busunternehmer in Berlin und Brandenburg kontaktiert werden. Fragen Sie, bei wem heute eine Schulklasse gebucht ist.«

»Wir reden über ein paar hundert Firmen. Das wird dauern«, gibt Pavlik zu bedenken. »Vielleicht sollte das besser die Bundespolizei machen, die haben mehr Leute dafür.«

»Herr Pavlik, ich diskutiere jetzt nicht. Frau Aaron, bitte begleiten Sie mich.« Demirci legt Aarons Hand in ihre Armbeuge und eilt mit ihr zum Lift. »Normalerweise würde ich einen Fallanalytiker des LKA hinzuziehen. Aber Sie kennen Holm besser als jeder andere. Ich würde gern auf Ihre Verfassung Rücksicht nehmen, doch das kann ich mir nicht erlauben. Tut mir leid.«

»Das braucht es nicht.«

»Frau Helm, ich muss mit dem Innensenator sprechen.«

»Sofort. Landeskriminaldirektor Enderlin hat schon zweimal angerufen. Er hält das LKA für zuständig.«

»Darum kümmere ich mich.« Demirci geht mit Aaron nach nebenan und schließt die Tür. »Moment noch.« Sie telefoniert. »Herr Enderlin, ich muss mich kurzfassen: Die Abteilung evoziert die Geiselnahme über den Generalbundesanwalt, wir machen das allein. Allerdings benötigen wir von Ihnen die KT 6.« Das Sprengstoffkommando. »Ihr Team muss in dreißig Minuten einsatzbereit sein, unser Logistiker meldet sich. – Sollte weitere Unterstützung nötig sein, lasse ich es Sie wissen.« Ihre Stimme krieg

einen genervten Unterton. »Das verstehe ich. Aber die Innenministerkonferenz ist bereits informiert. Wiederhören.«

Nein, ist sie noch nicht. Aber das juckt sie nicht. Wow.

Aaron tastet nach dem Sessel vor dem Schreibtisch.

»Ein halber Meter weiter rechts«, sagt Demirci.

Sie setzt sich.

»Gibt es eine Alternative zur Freilassung von Sascha?«

»Nein.«

»Er könnte sich einem Austausch verweigern.«

»Warum sollte er?«

»Man hat ihn in Spanien zu achtundvierzig Jahren Haft verurteilt. Mit seiner Verlegung nach Berlin wurde die Strafvollstreckung dem deutschen Recht angepasst. Das bedeutet bei der besonderen Schwere der Schuld, dass eine Freilassung in zwölf Jahren möglich wäre.«

»Das ist Ihr Angebot? Mindestens weitere zwölf Jahre Gefängnis und dann die Hoffnung auf Gnade?«

»Es ist eine Verhandlungsbasis.«

»Wir sind nicht befugt, ihm etwas Derartiges zu versprechen. Das könnte nur ein Richter verfügen. Er hat mindestens acht Menschen ermordet, darunter fünf Polizisten in Frankreich und Spanien. Welcher Richter lässt sich darauf ein?«

»Sascha ist kein Jurist«, sagt Demirci. »Mein vorrangiges Ziel ist die Befreiung der Geiseln. Mir geht es darum, Zeit zu gewinnen, bis wir den Bus ausfindig gemacht haben. Dann sind wir in einer anderen Position. Holm wird nicht dreißig Menschen und sich selbst töten.«

»Tun Sie das nicht.«

»Was?«

»Ihn unterschätzen.«

Eine Zigarettenschachtel knistert. Aaron stellt sich vor: die lautlosen Kreise der Drohnen, Raubvögel ohne Beute. Demirci sagt: »Die Rüstung dort, auf die Sie mich ansprachen, gehörte einem Janitschar. Sie wissen, wer die Janitscharen waren?«

»Nein.«

»Die Leibgarde des Sultans. Sie wurden bereits als Knaben zum Töten ausgebildet.«

»Sie spielen auf Saschas Erziehung durch seinen Bruder an?«.

»Obwohl sie dem Sultan Treue geschworen hatten, erhoben sich die Janitscharen gegen ihn. Sascha wird von Holm in eine ausweglose Lage geschickt, das muss man ihm klarmachen.«

»Frau Demirci, seit drei Stunden zeigen Sie, warum Sie der Abteilung vorstehen. Bislang haben Sie kein einziges Mal die Ruhe verloren. Aber es beschäftigt Sie ein größeres Problem als Sascha. Was ist es?«

Demirci steckt die Zigarette zurück in die Schachtel. »Selbst wenn wir Holm seinen Bruder aushändigen, bleiben die fünf Millionen. Ich bezweifle, dass ich eine solche Summe bewilligt bekomme. Denken Sie, das ist verhandelbar?«

»Nein.«

»Sie sagten, dass Geld Holm nichts bedeutet.«

»Es geht ihm nicht darum. Sondern um Macht. Ich könnte auch praktisch argumentieren. Er weiß, dass die Noten registriert sind, er sie waschen muss, am Ende höchstens die Hälfte bleibt. Aber das ist nur Rabulistik. Glauben Sie mir: Wenn Sie nicht alles erfüllen, wird er seine Drohung in die Tat umsetzen.«

»Und selber sterben?«

»Das schreckt ihn nicht.«

Helmchen ist in der Sprechanlage: »Der Innensenator für Sie.«

»Danke, Frau Helm.« Demirci wendet sich an Aaron. »Würden Sie mich bitte entschuldigen?«

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht, möchte ich mithören.«

»Einverstanden.« Sie stellt auf laut. »Demirci.«

»Svoboda.«

»Herr Senator, vor einer Stunde haben wir über Holm und den Tod dreier meiner Männer gesprochen. Die Situation ist eskaliert. Holm hat einen Reisebus in seine Gewalt gebracht. Er droht, dreißig Geiseln zu ermorden. Möglicherweise Kinder.«

Svoboda braucht bemerkenswert wenig Zeit, um das zu verarbeiten. »Wo befindet sich der Bus?«

»Das wissen wir nicht. Irgendwo in Berlin. Er wird mit allen verfügbaren Kräften gesucht.«

»Wie lauten Holms Forderungen?«

»Er will, dass sein Bruder freigelassen wird.« In der Pause, die Demirci macht, liegt eine Welt. »Und fünf Millionen.«

Svoboda schnäuzt sich vernehmlich.

»Ich möchte den Fall evozieren.«

»Das haben Sie doch bereits. Landeskriminaldirektor Enderlin hat sich über Ihren Ton beklagt. Nun ja. Meinen Sie nicht, Sie hätten mit mir Rücksprache halten müssen? Oder hat sich über Nacht der Dienstweg geändert?«

Er weiß längst von der Entführung. Und lässt Demirci auflaufen. Was für ein Arschloch. Genauso habe ich ihn in Erinnerung.

Zehn Dinge, die Aaron nicht fehlen:

Postkarten

ihr Gesicht morgens um sieben

Filme von Almodóvar

Tussis, die sich auf Kneipentoiletten schminken

nachts auf den Wecker starren

ständig den Rückspiegel kontrollieren

dass Männer sie angaffen

Augen, die etwas anderes sagen als der Mund

Speisekarten mit Bildern

der Blick in eine kalte Dose Ravioli

»Wir sind für Geiselfreiungen prädestiniert«, sagt Demirci. »Holm hat uns ein Ultimatum von zwei Stunden gesetzt. Ich wollte verhindern, dass das LKA uns auf den Füßen steht.«

Er heftet jedes Wort einzeln in sein Dossier. »Drei Ihrer Männer sind tot. Ich bezweifle, dass die Abteilung heute die nötige Schlagkraft besitzt. Dessen ungeachtet muss ich Sie aus dem zu erwartenden Kreuzfeuer der Medien nehmen, schon meiner Fürsorgepflicht wegen. Sie sollten allerdings wissen, dass ich eine Untersuchung angeordnet habe. Die Pressemitteilung geht morgen früh raus. Sie haben Gelegenheit zur Stellungnahme.«

Na klar. Fürsorge ist deine große Spezialität.

Demirci bleibt ruhig. »Holm besteht darauf, ausschließlich mit uns zu verhandeln. Genauer: mit Jenny Aaron. Das ist ein Plus. Sie kennt Holm genau.«

»Und ich kenne Frau Aaron«, sagt Svoboda. »Als sie noch bei der Abteilung war, hatte sie das Glück, von Ihrem Vorgänger protegiert zu werden, sonst hätte sie bereits im ersten Jahr den Dienst quittieren müssen. Sie besaß gewisse Fähigkeiten. Aber Geduld und Geschick zählten nicht dazu. Für eine solche Verhandlung fehlt ihr jede charakterliche Eignung. Und – herrjeh – eine Blinde –«

Aaron hat ihn plötzlich vor sich: seine schlaffe, kleisterige Haut, die hängenden Backen, die manikürten Knochenfinger. Er würde an einem sterbenden Bettler vorbeisehen. An diesen Mann erinnert sie sich wie an Boenisch und Runge.

Das Verlangen, sich zu Wort zu melden, beengt ihre Brust. Doch das würde Demirci bloßstellen. Eine Zigarettenschachtel und ein Feuerzeug werden in ihre Hand gelegt. Sie spürt Demircis Beherrschtheit, senkt den Puls, inhaliert den ersten Zug.

»Frau Aaron genießt mein vollstes Vertrauen«, erwidert Demirci. »Sie berät mich. Ihre Analyse ist von großem Gewinn. Eine Bessere könnte ich mir nicht vorstellen.«

Svoboda spreizt die Worte wie ein Pfau die Federn. »Bisweilen fehlt es an Phantasie. Also: Was ist Ihre Strategie?«

»Ich habe Holms Bruder aus dem Gefängnis holen lassen. Er wird in Kürze hier eintreffen. Wir werden versuchen, ihn zum Aufgeben zu bewegen. Große Hoffnungen mache ich mir nicht. Es läuft alles darauf hinaus, die Forderungen zu erfüllen.«

»Fünf Millionen Euro sind vollkommen indiskutabel.«

»Herr Senator, ich bitte Sie eindringlich: Holm ist zu allem entschlossen. Wenn wir taktieren, wird er die Geiseln töten.«

»Eine halbe Million ist das Limit.«

Aaron wünschte, sie könnte die Selbstgefälligkeit aus Svoboda herausprügeln, das Achselzucken, mit dem er den Preis für zig Menschenleben festsetzt. Die Tür geht leise auf. Helmchen flüstert Demirci etwas ins Ohr. Aaron versteht lediglich: »Zwei – vorhin.« Helmchen lässt sie wieder allein.

Demircis Stimme ist belegt. »Ich habe eben die Information erhalten, dass in einer Wohnung in der Leipziger Straße die Leichen eines Ehepaars gefunden wurden. Beiden Opfern wurde das Genick gebrochen. Genau gegenüber der Wohnung befindet sich das Hotelzimmer, in dem Jenny Aaron die Nacht verbrachte. Wir müssen

davon ausgehen, dass Holm das Ehepaar getötet hat. Vermutlich gestern Abend.«

Die Zimmerdecke kommt herunter und kracht auf Aarons Schultern. Demirci steht oben auf den Trümmern und telefoniert. »Er hat von gestern auf heute sechs Menschen ermordet. Dreißig weitere bedeuten ihm nichts. Wir brauchen das Geld. Sofort.«

»Ich sagte nein«, schnappt Svoboda. »Das ist eine komplexe Situation mit besonderer Dynamik. Sind Sie überfordert?«

Aaron stemmt sich der Tonnenlast entgegen. Sie signalisiert Demirci, dass sie mit Svoboda reden muss.

»Einen Augenblick«, sagt Demirci.

Sie öffnet die Tür, wartet kurz, schließt sie wieder.

»Herr Senator, ich habe Frau Aaron dazu gebeten.« Kunstpause.
»Frau Aaron, sehen Sie irgendeine Chance, Holms Bedingungen unseren Möglichkeiten anzupassen?«

»Die Freilassung seines Bruders und die fünf Millionen Euro sind für Holm keine Verhandlungsbasis«, sagt sie. »Beides ist eine *Conditio sine qua non*.«

»Eloquent sind Sie ja«, versetzt Svoboda. »Doch Ihre Willfährigkeit wirft die Frage auf, warum ausgerechnet Sie mit ihm verhandeln sollten.«

»Es war seine Entscheidung.«

»Vielleicht, weil er mit Ihnen leichtes Spiel hat.«

Aaron zögert nur einen winzigen Moment. »Wir beide kennen uns. Sicher erinnern Sie sich an unsere letzte Begegnung.«

»Sollte ich?«

»Allerdings. Sie waren damals Innenstaatssekretär. Ein Kollege und ich waren auf einem Verdeckten Einsatz in Neapel. Sie bestanden darauf, dass wir Ihnen wenige Stunden vor dem entscheidenden Treffen mit dem Oberhaupt des Mazzarella-Clans persönlich in Berlin Rapport erstatteten. Ihnen wurde gesagt, dass es die Operation gefährdet, aber das kümmerte Sie nicht. Bei unserer Rückkehr nach Neapel versuchte man, mich zu töten. Später stellte sich heraus, dass der Clan uns observiert hatte und wir durch den Berlin-Flug enttarnt wurden. Der interne Bericht hat Ihren Anteil daran ausführlich gewürdigt. Doch er wurde unter Verschluss

gehalten. Es wird eine Rolle gespielt haben, dass der Bundesinnenminister Ihr Parteifreund war.«

»Was erlauben Sie sich? Frau Demirci, ich möchte mit Ihnen allein sprechen.«

»So wie nie an die Öffentlichkeit gelangte«, ergänzt Aaron ungerührt, »dass der deutsche Ableger des Clans Ihr Telefon abgehört hatte und dadurch bestens informiert gewesen war.«

»Dieses Gespräch ist beendet.«

»Nicht ganz. Ich nahm mir damals die Freiheit, den Bericht zu kopieren. Sie entscheiden, ob ich ihn der Presse zuspiele oder in spätestens einer Stunde fünf Millionen Euro in der Abteilung liegen. In gebrauchten Fünfigern und Hundertern. Sie müssen nur den Finanzsenator anrufen. Eloquent sind Sie ja.«

Es klickt. Svoboda hat aufgelegt.

Demirci nimmt Aaron die Zigarettenschachtel aus der Hand und steckt sich eine an. Aaron raucht mit. Sie tippt auf ihre Uhr. Die Computerstimme sagt: »Siebter Januar. Donnerstag. Zehn Uhr, zwanzig Minuten, drei Sekunden.«

Achtzig Minuten bis zum Ablauf von Holms Ultimatum.

»Jetzt teilen wir einen Feind«, sagt Demirci.

»Möchten Sie das Arschloch lieber zum Freund?«

Demircis Stimme klebt am Gaumen. »Besitzen Sie die Kopie tatsächlich? Ich frage nur, weil meine Karriere daran hängt.«

»Nein. Aber Ihr Vorgänger. Es wäre ihm sicher eine Freude, sie mir aus Schweden zu faxen.«

Im selben Moment sieht Aaron, wie sie mit Niko in Schönefeld den Terminal verlässt. Kinder lärmen vor einem Bus, eine skandinavische Sprache.

Ein Schneeball rollt durch ein Flugzeug.

Aaron geht mit einer Tüte heiße Maronen zum Ausstieg.

Die Kinder sehen ihr traurig hinterher.

»Wir suchen einen Bus mit einer Schulkasse aus Skandinavien. Welches Land weiß ich nicht. Der Bus ist wahrscheinlich aus Berlin.«

»Wie kommen Sie darauf?« fragt Demirci überrascht.

»Wenn ich es Ihnen sage, nehmen Sie's nicht ernst. Belassen wir es dabei.«

Demirci drückt auf die Sprechaste und gibt es an Helmchen weiter. Wieder überfliegt ein Helikopter das Haus. »Eine Minute können wir Svoboda noch zugestehen. Wenn er sich dann nicht gemeldet hat, räume ich meinen Schreibtisch auf.«

»Er wird anrufen. Er weiß, dass ich nicht bluffe.«

»Was macht Sie so sicher?«

Zum ersten Mal in ihrem Leben sagt sie: »Ich bin die Tochter von Jörg Aaron.«

Im Vorzimmer klingelt das Telefon.

»Mein Vorgänger riet mir übrigens das Gleiche wie Sie.«

»Was denn?«

»Die Männer nur mit ihren Nachnamen anzusprechen. Aber ich kann mich nicht überwinden.«

»Das war gestern. Heute gefällt mir ihr Stil.«

»Haben Sie noch Kontakt zu ihm?« fragt Demirci.

»Wir telefonieren ab und an.«

»Wie geht es ihm denn so in Schweden?«

»Er fängt dicke Fische.«

»Grüßen Sie ihn mal von mir.«

Die Tür geht auf. Helmchen. »Das Geld kommt.«

Zwei Menschen atmen aus.

»Und Sascha ist eingetroffen.«

Sie kamen zu sechst und sprachen kein Wort. Er sah ihre Wut und lachte über ihre Gedanken. Sie verbanden ihm die Augen, legten ihm Hand- und Fußschellen an, doch er genoss es und spürte die Fesseln nicht. Sie fuhren schnell, und er wusste warum. Sie stießen ihn in einen Lift und zerrten ihn in Ketten über Gänge, und nie waren ihm Schritte so leichtgefallen. Viele Türen hatten sich in den fünf Jahren hinter ihm geschlossen. Er hat sie alle gehasst. Aber diese eine war es wert.

Denn dahinter sitzt *sie*.

Man drückt ihn auf einen Stuhl und nimmt die Binde ab.

Die Enttäuschung steigt wie Galle in ihm hoch. Er will sofort über den Tisch springen und Aaron töten.

Sie schaut ihm in die Augen.

Tausendfach malte Sascha sich aus, wie es sein würde. Immer glotzte sie an ihm vorbei. Der Drang, seine Narbe am Hals anzufassen, ist derart übermächtig, als sei er seit zwei Minuten unter Wasser und müsse endlich atmen. Aber die Freude will er dem Mann, der an der Wand lehnt, und den anderen, die hinter dem Spiegel stehen, nicht machen. Er konzentriert sich auf die Schwellung über ihrem Jochbein. Sascha zweifelt nicht, dass sein Bruder das war. Er hat Aaron geschlagen und gedemütigt, und Sascha wollte, er wäre dabei gewesen.

Aber das Beste, das Allerbeste, ist, dass sie denkt, er wäre ihr ausgeliefert.

Dass sie denkt, sie wäre in Sicherheit.

Er lehnt sich zurück, verschränkt die Arme lässig hinter dem Kopf und sagt: »Ich sehe was, was du nicht siehst.«

Aaron hat im Vernehmungsraum auf Jetonaugen gewartet, damit er sich nicht daran aufgeilen konnte, wie sie nach dem Stuhl tastete. Sie

weiß Pavlik bei sich. Zwar wird sie das Gespräch allein führen, das haben sie so besprochen. Aber schon seine Anwesenheit hilft ihr. Die Stimme von Jetonaugé hallt in ihr nach. Sie ist höhnisch, beißend, böse. Und doch klingt sie wie die eines Kindes, das unter dem Weihnachtsbaum hockt und wütend ist, weil es das Geschenk, das es sich am meisten gewünscht hatte, nicht bekommen hat.

»Ich habe Sie herbringen lassen, weil Ihr Bruder in Berlin ist. Ist Ihnen bekannt, wo er sich aufhält?«

Er lacht auf. »Blind und dämlich.«

»Wenn Sie kooperieren, könnten wir über Hafterleichterungen reden.«

»Ich werde nie wieder in einen Knast gehen.«

»Herr Holm, Sie scheinen zu glauben, dass wir Sie freilassen. Das ist lächerlich.«

»Ach, ihr habt mich nur spazieren gefahren?«

»Ich sagte Ihnen, warum Sie hier sind.«

»Ich bin hier, weil mein Bruder dich fickt, wann und wo er will. Was hast du unter dem Auge, Schlampe? Gefallen?«

»Er hat sich mit zwei Geiseln in einer Wohnung bei der JVA verschanzi. Aber das stellt kein großes Problem für uns dar.«

Jetonaugé gluckst. »Wow. Hat er die anderen alle schon gekillt? Und wie hat er den Bus in die Wohnung gekriegt?«

Verdammt.

Aaron wartet einen Moment, um ihre Stimmuskeln zu lockern und sich die Anspannung nicht anmerken zu lassen. »Wir gehen davon aus, dass Ihr Bruder Ihren Transport beobachtet hat. Er soll sich in Sicherheit wiegen. Wir müssen nur Zeit gewinnen. Und Sie sind uns dabei behilflich.«

»Blind, dämlich, verlogen. Gib mir ne Kippe, Dreckstück.«

»Wir werden die Geiseln befreien und Ihren Bruder höchstwahrscheinlich töten. Wollen Sie auch sterben?«

»Du drohst mir mit Erschießung? Und was meinen Bruder angeht: Er hat drei von euren Männern erledigt. Als ob er sich an den Eiern kratzt.«

Aaron sieht, wie sie Jetonaugé in den Hals schießt. Das hilft ihr, sich zu beruhigen. »Sie sind nicht mehr in spanischer Haft. In

Deutschland haben Sie noch zwölf Jahre. Dann könnten Sie entlassen werden.«

»Blind, dämlich, verlogen und verzweifelt.«

»Das ist besser als lebenslänglich im Sinne des Wortes.«

»Lebenslänglich hast du und nicht ich. Rechne von mir aus fünfzehn Jahre drauf für die, mit der ich meinen Spaß hatte. Und kann einer das Fenster aufmachen? Du stinkst nach dem Keller von Boenisch. Ekelhaft.«

Er gesteht den Mord an Melanie Breuer einfach so.

Jeder weitere Versuch ist Zeitverschwendung.

»Ich soll dir was von ihm geben. Vielleicht greift der Bulle, der sich an der Wand langweilt, mal in meine rechte Hosentasche. Aber nicht fummeln.«

Aaron nickt Pavlik zu. Jetonauge steht auf. Stoff scheuert. Er setzt sich wieder. Pavlik legt etwas in ihre Hand. Sie befühlt es und schaut Jetonauge dabei unverwandt an.

»Ups, fast vergessen: Ich hab dem kranken Wichser versprochen, ihm irgendwann zu erzählen, auf welche Art ich dich getötet habe. Und ich halte immer ein Versprechen.«

Sie erkennt, was sie in der Hand hält.

Sechzehn Jahre werden atomisiert. Aaron ist Praktikantin bei der Sechsten Mord und sitzt in dem winzigen Büro, das man ihr zugewiesen hat. Noch weiß keiner von dem Keller in Spandau.

Sie liest die Aussage des Ehemanns einer der vermissten Rechtsanwältinnen. *Morgens hat sie mir Rasierwasser geschenkt. Es war unser Hochzeitstag. Ich hatte es ganz vergessen.* Ihr Blick geht zu Boenisch, der sich in der Ecke auf einen Stuhl gequetscht hat und auf seine dritte Zeugenvernehmung wartet. Seit zehn Minuten bewegt er nicht mal einen Finger. An seiner Nasenspitze hängt ein Schweißtropfen wie festgefroren. Aaron liest weiter. *Sie ist traurig zur Arbeit. Jetzt sehe ich sie vielleicht nie mehr.*

Sie bemerkt, dass Boenisch sie beobachtet, hebt die Augen.

»Entschuldigung, ich wollt Sie nicht anstarren. Aber Sie sind in dem Kleid sehr hübsch.«

Das sagt er so nett, dass sie plötzlich ein schlechtes Gewissen bekommt, weil sie ihn nicht gefragt hat, ob er was trinken möchte.

»Haben Sie Durst?«

»Ja. Danke.«

Sie geht in die Kaffeeküche und kehrt mit einem Glas Wasser zurück. Boenisch leert es in einem Zug. »Danke.« Man bittet ihn in den Nebenraum. Sie sieht ihm kurz hinterher, einem riesenhaften Mann mit fleischfarbenen Socken in Sandalen, der seinen Kopf im Türrahmen einzieht, sich zu ihr umdreht und zum dritten Mal »Danke« sagt.

Anderntags sucht Aaron in der Schreibtischschublade vergeblich nach dem Medaillon, das ihre Mutter ihr geschenkt hat. Sie legt es weg, weil der Verschluss kaputt ist. Das Medaillon bedeutet ihr viel. Obwohl ihre Mutter und sie oft keine Worte füreinander finden, weiß sie doch, dass es ein besonderes Geschenk ist, denn es stammt von ihrer Großmutter.

Als sie es bekam, war das Medaillon leer. Vielleicht hat ihre Mutter gehofft, Aaron würde ein kleines Bild von ihr reinkleben. Sie hätte es ihr natürlich mit einem solchen Bild darin schenken können, fand aber wohl den Gedanken schöner, ihre Tochter würde es von sich aus hineintun – so ist sie.

Vor Kurzem hat Aaron begonnen, sich mit fernöstlicher Philosophie zu befassen. Sie wählte für das Medaillon die beiden japanischen Zeichen für Leben und Tod.

Ein Gewitter verdunkelt das Fenster, erste dicke Tropfen platschen dagegen. Plötzlich ist sie sich nicht mehr sicher, das Medaillon in die Schublade getan zu haben. Sie nimmt sich vor, zuhause nachzusehen.

Dazu kommt es nicht mehr. Am späten Nachmittag liest sie Boenischs dritte Aussage, vergleicht sie mit den beiden vorherigen und klingelt bei ihm. Ab da ist nichts mehr wie zuvor.

Sie umschließt das Medaillon mit der Faust. Diese Erinnerung war verloren. Zum dritten Mal seit ihrer Rückkehr nach Berlin wird dem Feuer etwas entrissen. Aaron weiß wieder, wie Pavlik aussieht. Sie schoss Jetonaue in den Hals. Sie hält das Medaillon in der Hand, das Boenisch ihr damals stahl; ein Fetisch, den er all die Jahre sorgsam hütete.

Die Flammen haben die Erinnerungen gar nicht vernichtet, schießt ihr in den Sinn. Vielleicht besitzt die Bibliothek unendlich viele

Türen, jede davon hitzefest, und die Erinnerungen haben sich dahinter versteckt. Warten nur darauf, dass die Türen geöffnet werden.

Aber das wird sofort von der Erkenntnis verdrängt, dass Boenisch in diesem Augenblick an sie denkt. Er weiß, was sie in der Hand hält. Das amüsiert Jetonaugen. Er will aus ihr eine Gummipuppe machen, mit der Boenisch sich befriedigen kann. Sie steckt das Medaillon ein, zündet sich eine Zigarette an und pustet Jetonaugen den Rauch ins Gesicht.

Demirci und Niko stehen im Nebenraum vor einem venezianischen Spiegel und verfolgen die Vernehmung. Bükür kommt mit Majowski herein. Die beiden waren für den Transport von Sascha verantwortlich.

»Was gibt's denn?«

»Haben Sie mit dem Häftling gesprochen?« fragt Demirci.

»Nein. Wieso?«

»Er weiß von den drei Toten«, sagt Niko. »Habt ihr über die gequatscht? Hat er euch belauscht?«

»Hältst du uns für bescheuert?«

Demirci tauscht einen Blick mit Niko. »Ich will wissen, ob jemand in seiner Zelle war, nachdem er in Einzelhaft kam.«

Niko geht mit Majowski und Bükür raus.

Telefon. Sie hebt ab. »Ja? – Streamen Sie mir das Video aus dem Vernehmungsraum auf mein Tablet.« Demirci nimmt ihr iPad mit und steckt sich einen Kopfhörer ins Ohr. Als sie drei Türen weiter die Einsatzzentrale betritt, sieht sie Aaron und Sascha bereits auf dem Screen.

»Es ist lediglich ein Bus mit skandinavischen Kindern in der Stadt«, erfährt sie von Giulia Delmonte. »Eine sechste Klasse aus Århus in Dänemark. Siebenundzwanzig Schüler und zwei Lehrer. Man hat den Fahrer angefunkelt, aber er ging nicht dran; sein Handy hat er ausgeschaltet.«

»Ist die Berliner Polizei informiert?«

»Vor einer Minute. Wir lassen sein Handy orten.«

»Geben Sie Fahrzeugtyp, Lackierung und Kennzeichen an alle Onlinemedien und Berliner Radiosender, ohne die Geiselnahme zu

erwähnen. Wir suchen diesen Bus, das reicht. Wissen wir, wo er die Kinder aufgenommen hat?«

»Holocaust-Mahnmal. Um drei viertel neun.«

»Dort patrouillieren Wachleute, lassen Sie die befragen. Außerdem das Personal der Imbissbuden und Souvenirläden. Ist jemandem zwischen acht und drei viertel neun was aufgefallen? Die amerikanische Botschaft gegenüber wird mit Kameras überwacht. Kontaktieren Sie die.«

Demirci guckt auf das Tablet. Aaron sagt: »Ich bezweifle, dass Ihre Gefängnis Karriere heute endet. Und hätte Sie intelligenter eingeschätzt.«

Sascha flätzt sich breitbeinig hin und feixt.

Demirci wendet sich an Majowski. »Die beiden SETS sollen sich für einen Zugriff bereithalten.«

»Heißt das, wir stürmen, sobald der Bus lokalisiert ist?«

»Nein. Das Fluchtauto wird mit dem Geld bereitgestellt. Präparieren Sie es.«

Demirci eilt wieder in den Raum hinter dem Spiegel.

Pavlik stellt eine Untertasse vor Aaron. Sie drückt ihre Zigarette aus. Jetonaug zieht die Worte hoch wie Rotz: »Wie kann eine, die so feige ist wie du, so überheblich sein?«

»Sie nennen mich feige? Ein Mann, der eine wehrlose Frau mit einer Plastiktüte erstickt, damit Boenisch sich aufteilt?«

»Du weißt, dass das nicht der Grund war. Du bist hier, und ich bin hier. Darum geht es, Hure.«

Sie hört Demirci in ihrem Ohrknopf. »Wir brechen ab.«

Aaron sagt zu Pavlik: »Er möchte in eine Zelle.«

»Man kann an Feigheit zerbrechen oder auch an ihr wachsen. Manchmal entscheidet sich das am ersten Tag des Baumes im Monat der Zuneigung«, fährt Jetonaug fort.

Pavlik zieht ihn vom Stuhl hoch. »Das war's.«

»Nein, warte«, sagt Aaron.

Der Monat der Zuneigung.

So hieß der Januar in der Zeit der Samurai.

Heute ist Donnerstag. Der Tag des Baumes.

Das ist nicht Jetonaug, der mit mir spricht.

Sein Bruder.

»Heute genau vor sechs Jahren.«

»Wovon redet er?« fragt Demirci.

Sechs Jahre. Der erste Donnerstag im Januar. Was war da?

»Es gibt noch einen Namen für den Tag des Baumes«, sagt Jetonaug mit den Worten seines Bruders.

Der Tag des Jupiter.

Jetzt weiß sie es: *Die Ukrainerin. Pi.*

Wochenlang hatten sie damals zwei Ukrainerinnen in einem vermeintlich sicheren Haus in Frankfurt/Oder einquartiert. Sie waren die Hauptbelastungszeuginnen gegen den Betreiber eines Zwangsprostitutionsrings. Die Frauen wurden mit einem kompletten SET geschützt, fünf Männern. Obwohl die Vorhänge geschlossen waren, gelang es einem Sniper, der vierhundert Meter vom Haus entfernt in Stellung lag, eine der beiden Frauen mit einem Thermofühler zu orten. Er verwendete Panzerglas brechende Munition und tötete sie mit einem Kopfschuss. Die überlebende Zeugin wurde in Sicherheit gebracht. Man musste lediglich eine Nacht überbrücken, am übernächsten Tag würde der Prozess beginnen. Aarons Kollegen wählten das Hotel Jupiter. Sie trafen abends ein. Fünf Männer umringten die Ukrainerin beim Verlassen der Limousine. Vom gegenüberliegenden Hausdach wurde erneut ein Anschlag verübt.

Ralf Paretzki, den alle Pi nannten, warf sich vor die Zeugin. Zwei Kugeln trafen seinen Oberkörper, wurden jedoch von der Weste abgefangen. Die dritte erwischte ihn an der Schläfe. Pi verlor viel Blut, überlebte aber. Auf dem Dach fand man drei Patronenhülsen. Der Schütze wurde nie gefasst.

Jetonaug sagt: »Ich sehe, du erinnerst dich.«

War er der Attentäter? Nein. Holm.

»Er hat der Frau das Leben gerettet, seine Schuld beglichen.«

Das Knistern der Neonröhre ist das einzige Geräusch.

Im Nebenraum hält Demirci den Atem an.

»Ich habe keine Ahnung, wovon Sie reden«, sagt Aaron.

Und weiß es besser. Pi hatte in Frankfurt/Oder versagt. Er war mit der Ukrainerin allein im Zimmer gewesen und hatte den roten Punkt des Infrarotsensors auf dem Vorhang gesehen. Aber er hatte sich in

Deckung geworfen und die Frau nicht zu Boden gerissen, wie er es hätte tun müssen. Es war ein Reflex gewesen, kein Kamerad hatte ihm einen Vorwurf gemacht. Nur er selbst. Alle hatten erwartet, dass Pi von dem Kommando abgezogen werden würde. Doch ihr Chef entschied nach einem langen Gespräch mit ihm anders. Wie richtig das war, bewies Pi vor dem Hotel Jupiter.

Woher weiß Holm, dass es derselbe Mann war? Nein, das ist einfach. Pi war nur eins fünfundsiebzig, der einzige Terrier.

»Er war feige am Tag des Merkur, doch mutig am Tag des Jupiter. Sein Opfer war nicht vergebens.«

Der Tag des Merkur. Mittwoch.

»Läuft jetzt ein Film ab?« fragt Jetonauge.

Ein Bild zuckt auf: Aaron wartet vor einem Kino auf Niko, sie weiß nicht, vor welchem. Er küsst sie auf die Wange, also sind sie noch nicht zusammen. Er kauft zwei Karten für einen Film, aber sie weiß nicht, für welchen. Sie sucht und sucht.

Plötzlich taumelt sie in die Erinnerung.

Sie kommt mit Niko aus dem Kino. Sie haben *Avatar* gesehen und behalten auf dem Alexanderplatz die 3D-Brillen auf. Sie albern herum. Niko schenkt ihr eine Tüte heiße Maronen. Sterne funkeln in seiner Iris, sie küsst ihn zum ersten Mal. Sie nimmt ihn mit nachhause, und danach sind die Fenster beschlagen. In den drei Stunden, die Niko schläft, betrachtet sie ihn wie das wundervollste Weihnachtsgeschenk ihres Lebens. Wie konnte sie Jahre vergeuden? In Wahrheit wollte sie Niko vom ersten Moment an, und irgendein dummer Stolz war schuld, dass sie ihn so lange zappeln ließ.

Sie tut kein Auge zu, macht um sieben Frühstück und hat ein wenig Angst, ihn zu wecken. Doch er zieht sie wieder zu sich ins Bett, und sie genießen einander wie zwei, die alles richtig gemacht haben.

Sie fahren getrennt in die Abteilung. Ernste Gesichter. Sie erfährt, was nachts in Frankfurt/Oder passiert ist. Die Ukrainerin wird über den Flur geführt. Aaron sieht die Furcht der Frau, aber es ist nicht ihr Fall, und den ganzen Morgen purzeln kleine, kugelförmige Nikoläuse kichernd in ihrem Bauch herum.

In der Kaffeeküche trifft sie auf Pi. Er weicht ihrem Blick aus. »Ich weiß, was ihr alle denkt. Und es stimmt.«

Er muss zum Chef.

Niko hat für abends einen Tisch in einem teuren Restaurant am Kollwitzplatz reserviert. Sie wählt das schwarze Strickkleid aus Kaschmir, das ihm auf der Geburtstagsfeier ihres Chefs so gefiel. Aaron kann kaum erwarten, dass er es ihr auszieht.

Eisregen schmirgelt die Windschutzscheibe, im Autoradio läuft Peter Gabriel. Sie dreht die Musik richtig laut und tippt den stampfenden Rhythmus von »Solsbury Hill« auf dem Lenkrad mit. In der Potsdamer stockt der Verkehr. Niemand traut sich, schneller als zwanzig zu fahren. Ihr Handy vibriert. Pavlik. Nur ein Satz. Die Nikoläuse in ihrem Bauch geben blitzartig Ruhe. Sie pflanzt das Blaulicht aufs Dach, scheucht die anderen Autos zur Seite. Der Wagen schlingert auf der spiegelglatten Fahrbahn, sie balanciert ihn mit ihrem Hintern aus. Aaron mag alles, was sich balancieren lässt. Aber nicht auf diesen drei Kilometern, die sie bis zum Jupiter durch die Blechlawine pflügt.

Dort wird Pi in einen Krankenwagen geschoben. Er greift ihre Hand und flüstert: »Jetzt muss ich mich nicht mehr schämen.«

An all das erinnert sie sich innerhalb von Sekunden. In diesem Schmerz sucht sie nach der Zahl, die für das steht, was sie verloren hat, und fürchtet sich vor jener anderen, die sie niemals an sich heranlässt.

Die Drei.

Zu wissen, dass etwas aussichtslos ist, und es doch zu tun.

Das Medaillon.

Im Zen heißt es, dass man die Zeichen für Leben und Tod stets vor Augen haben muss, das letztere soll man sich sogar auf die Stirn malen. Nur dann besitzt man die Energie, bis zum Ende zu kämpfen.

Holm kennt die Bedeutung. Das Medaillon war kein Geschenk von Boenisch. Es ist von ihm.

Pavlik hat bisher kein Wort gesagt. Aber Aaron spürt, dass er sie unverwandt anschaut. Er ist zu klug, um nicht zu sehen, was mit ihr geschieht.

»Die Ukrainerin schwieg vor Gericht, und sie wusste warum. Mein Auftraggeber wurde freigesprochen, das war reine Mathematik«, spricht Holm mit Jetonauges Stimme zu Aaron. »Doch ich lasse ungern etwas unerledigt. Eine Zeitlang spielte ich mit dem Gedanken, diesen Beamten zu bestrafen. Als er aus der Klinik kam, habe ich ihn beobachtet. Sein kleines Leben mit seiner Frau und seinem Baby. Ich schenkte ihm sein kleines Leben. Aber lediglich seines Mutes wegen. Wäre er ein zweites Mal feige gewesen, hätte ich ihn getötet. So gewiss, wie Sie die Zahl der Schritte zu den Gräbern Ihres Vaters und Ihrer Mutter kennen.«

Worte wie Asche. Als Holm sie mit der Leiche von Eva Askamp alleinließ, hieß das: *noch nicht*. Sie weiß, was sie tun muss. Im Grunde weiß sie es schon fünf Jahre, und alles, was sie seit Barcelona hoffte und durchlitt und fürchtete, ergibt in diesem Moment einen Sinn.

»Wir wären dann fertig.«

»Wir sehen uns«, sagt Jetonauge.

Pavlik bringt ihn raus.

Aaron tippt auf ihre Armbanduhr: »Elf Uhr, fünfzehn Minuten, acht Sekunden.« Demirci kommt herein und schließt die Tür. »Haben wir den Bus?« fragt Aaron.

»Nein. Aber Sie hatten recht. Eine dänische Schulklasse.«

Aaron steht auf. »Setzen Sie Sascha mit dem Geld in das Auto. Sein Bruder wird sich in fünfundzwanzig Minuten melden und uns mitteilen, wo er ist. Holm wird die Zeit so knapp bemessen, dass wir keine Vorbereitungen treffen können. Wenn Sascha eine Sekunde zu spät eintrifft, tötet Holm die erste Geisel.«

»Worüber hat er gerade mit Ihnen gesprochen?«

»Das waren nur Spielchen.«

»Frau Aaron, als ich in meinem Büro sagte: ›Jetzt teilen wir einen Feind‹, dachten wir beide dasselbe.«

»Ja.«

»Wir dachten: ›– und haben eine Freundin gewonnen.«

»Ja.«

»Denken Sie das immer noch?«

»Ja.«

»Ich auch. Vor zwei Stunden fragte ich Sie, warum Holm Sie in der Wohnung von Eva Askamp davonkommen ließ. Sie sagten: ›Es war nur das Vorspiel.«

»Ich habe mich getäuscht.«

»Interpretieren wir Freundschaft unterschiedlich?«

Die Tür geht auf. Pavlik. »Lassen Sie mich mit Aaron allein.«

»Abgelehnt«, antwortet Demirci.

»Ich muss darauf bestehen.«

»Nicht nötig«, sagt Aaron. »Sie weiß, was Holm will.«

»Wie viele Schritte sind es zu den Gräbern deiner Eltern?«

»Die zähle ich nicht.«

»Zeig mir das Medaillon.«

»Warum?«

»Weil ich dich darum bitte.«

Sie gibt Pavlik das Medaillon.

Er klappt es auf. »Was bedeuten die Zeichen?«

»Wahrheit und Wahrhaftigkeit«, lügt sie.

»Sie wissen, wo der Bus ist«, sagt Demirci.

»Sie irren sich.«

Pavlik gibt ihr das Medaillon zurück. »Doch, tust du.«

»Ich wollte, dass es so wäre.«

Demircis Stimme klirrt. »Ich lasse unter keinen Umständen zu, dass Sie Austauschgeisel werden. Selbst wenn Holm Kinder töten sollte: Sie. Gehen. Nicht. Verstehen wir uns?«

»Natürlich.« Aaron nimmt ihren Mantel von der Stuhllehne und tastet sich zur Tür. Sie verlässt mit Pavlik und Demirci den Raum und wendet sich zum Lift.

»Wo wollen Sie hin?«

»Aufs Dach. Ich brauche frische Luft.«

»Ich komme mit«, grätscht Pavlik sofort rein.

»Nein. Die beiden SETS sind in der Tiefgarage. Sie leiten den Einsatz«, sagt Demirci.

»Ich lasse Aaron keine Sekunde allein.«

»Sie geht nicht allein.« Demirci ruft: »Herr Kvist – begleiten Sie Frau Aaron auf die Dachterrasse. Sie sind mir persönlich für ihren Schutz verantwortlich. Ich erwarte Sie beide in spätestens zwanzig Minuten in der Einsatzzentrale.«

Die Minuten fliegen dahin. Das Handy des Busfahrers wurde geortet. Man fand es am Spreeufer in einer Plastiktüte, zusammen mit den anderen. Novak kommt mit einer neuen Information. »An der Avus-Nordschleife wurde die Leiche eines Tankwarts entdeckt. Der Recorder mit den Videoaufnahmen ist weg.«

»Todesursache?« fragt Demirci.

»Noch unklar. Hämatom am Hals.«

Sieben.

»Wann wurde er gefunden?«

»Um 9.39 Uhr. Die Leiche war warm.«

Eine Minute vor Holms zweitem Anruf.

»Ist jemandem ein Bus an der Tankstelle aufgefallen?«

»Die Kripo ist dran.«

Demirci fährt in die Tiefgarage. Dreizehn Mann haben vor zwei schwarzen Ford Transit Aufstellung genommen. Die beiden wichtigsten Befehle hat Pavlik schon erteilt: Das Leben der Geiseln besitzt Priorität. Feuerfreigabe nur durch ihn.

Demirci sagt: »Der Mann, der uns herausfordert, hat drei Ihrer Kameraden getötet. Wir werden uns die Zeit zum Trauern nehmen. Aber nicht jetzt. Wer damit ein Problem hat, wird ersetzt.« Ihr Blick gleitet über die mit Sturmhauben maskierten Gesichter. Dreizehn Augenpaare halten stand. »Einige von Ihnen waren bereits hier, als Jenny Aaron der Abteilung angehörte. Sie mögen mit ihr befreundet sein oder haben sie zumindest gern. Sie wissen, dass Holm für ihre Erblindung verantwortlich ist. Ich verlange, dass Sie das ebenfalls ausblenden. Ein einziger Fehler kann eine Katastrophe auslösen. Derjenige wird sich wünschen, mir nie begegnet zu sein. Hinter jedem anderen stehe ich wie eine Mauer, egal was passiert. Sie haben das Go.«

Sascha sitzt mit Handschellen im Fluchtauto, amüsiert sich. Demirci öffnet den Wagenschlag und spricht so laut, dass alle Männer es hören. »Ihnen möchte ich auch etwas mitgeben. Es ist 11.37 Uhr. In spätestens vierundzwanzig Stunden sind Sie wieder im Gefängnis oder tot.«

Sie weiß um ihren Blick.

Saschas Grinsen wird zu einer Maske.

Als sie oben den Lift verlässt, bleibt noch eine Minute. Helmchen eilt Demirci entgegen. »Die Innenstaatssekretäre der Länder, der Präsident des BKA und der Präsident der Bundespolizei haben eine Videokonferenz anberaumt und bitten Sie für eine Stellungnahme dazu.«

»Seit wann bitten die?« fragt sie, während sie über den Flur jagt und Helmchen Mühe hat, mit ihr Schritt zu halten.

»Was soll ich denen sagen?«

»Dass das warten muss.« Demirci reißt die Tür zur Einsatzzentrale auf. Sie sieht mit einem Blick, dass die wichtigste Person fehlt. »Wo ist Frau Aaron?«

Ratlose Gesichter.

»Sofort anrufen. Und Herrn Kvist.«

Demirci zittert kurz; so viel Kraft verlangt es ihr ab, nicht zu schreien. Die Tür fliegt auf. Einen Herzschlag lang hofft sie, es sei Aaron, doch es ist Peschel. »Ja, wir haben den Bus. Straße des 17. Juni, vor dem Mathe-Institut der Technischen Universität. Eine Drohne hat ihn entdeckt.«

»Ist schon Polizei vor Ort?«

»Nein. Aber unterwegs. In zwei Minuten sind Streifenwagen dort. Pavlik ist gestartet. Die Drohne müsste jeden Moment ein Bild schicken.«

Demirci sieht auf die Sekundenanzeige der großen Uhr.

Drei, zwei, eins. Holms Anruf wird durchgestellt.

»Ich höre.«

»Wir haben das Geld und Ihren Bruder.«

»Sagte ich nicht, dass ich nur mit Frau Aaron spreche?«

»Sie muss gleich hier sein.«

»Sie hat dreißig Sekunden.«

Delmonte bedeutet Demirci, dass sie weder Aaron noch Niko erreichen kann. Auf der Videowand erscheint das wacklige Bild, das die Drohne sendet. Sie kreist in circa fünfzig Metern Höhe über dem Bus. Ein Mann springt raus. Er blickt hoch, sein Gesicht ist mit einer Sturmhaube maskiert. Sie sehen den Mündungsblitz, als er mit einer kurzläufigen Maschinenpistole feuert. Das Bild bricht zusammen.

»Die dreißig Sekunden sind um.«

»Frau Aaron steht nicht zur Verfügung.«

»Ich stelle eine weitere Bedingung«, hämmern Holms Worte in die Stille. »Frau Aaron sitzt mit meinem Bruder im Auto. Als zusätzliche Austauschgeisel.«

Niemand atmet. Alle schauen Demirci an.

»Ausgeschlossen.«

Die Lautsprecher übertragen ein Helikoptergeräusch.

»Es dürfte Ihnen mittlerweile bekannt sein, dass siebenundzwanzig Schulkinder und zwei Lehrer im Bus sind.« Holm redet vom Mikrofon weg. »Nennen Sie Ihren Namen.«

Ein Wimmern. »Magnus Sørensen.«

»Entweder Sie bestätigen mir sofort, dass Jenny Aaron zu mir unterwegs ist, oder ich erschieße den Mann und werfe die Leiche auf die Straße. Danach töte ich jede Minute eine Geisel, bis Sie es sich anders überlegt haben.«

Das ist der schwerste Satz ihres Lebens: »Ich werde Ihnen Frau Aaron niemals ausliefern.«

Sørensen kniet vor Holm. Als er sich am Holocaust-Mahnmal umdrehte und in die Augen dieses Mannes sah, wusste er, was geschehen würde. Aber er wollte nicht sterben, ohne ein einziges Mal mutig gewesen zu sein. Vergebens. Seit Holm ihn vor der Klasse sagen ließ, dass er mit Lena schlief, hat Sørensen Abschied genommen. Von seiner Frau. Seiner Tochter. Von allem. Er bereut so vieles. Dass er zu jung geheiratet hat. Dass die Jahre wie vom Wind weggerissen wurden und ihm die Kraft fehlte, sich dagegenzustemmen. Dass er kein guter Vater war. Aber am meisten, dass er Lena im Lehrerzimmer geküsst hat.

Der Schuss fällt. Sein Echo bricht sich in den Gesichtern von Demirci und den anderen.

»Als Nächstes ist ein Kind dran.«

»Vielleicht kommen Sie heute davon«, sagt Demirci, und jeder im Raum erschrickt in diesem Moment vor ihr. »Aber ich werde Sie jagen. Wie lange es auch dauert: Ich werde Sie finden.«

»Entschuldigen Sie mich kurz, wir haben Besuch.«

Sie hören, dass die Bustür sich öffnet. Polizeisirenen. Den Helikopter. Das gleiche Zischen noch einmal.

»Hier ist jemand für Sie.« Holm reicht das Handy weiter.

Aarons Stimme dringt aus den Lautsprechern: »Bei der Zwischenlandung in Aden durfte Kapitän Schumann die ›Landshut‹ verlassen, um das Fahrwerk zu inspizieren. Er hätte fliehen können. Stattdessen kehrte er ins Flugzeug zurück. Was glauben Sie, warum?«

Demirci schließt die Augen.

»Gut gesprochen«, sagt Holm. »›Es ist wahrer Mut zu leben, wenn es recht ist zu leben, und zu sterben, wenn es recht ist zu sterben.‹ Gnade und Mut gehörten für die Samurai zusammen, vielleicht hofft sie darauf. Aber von mir wird sie keine Gnade erfahren. Ich gebe Ihnen zehn Minuten für meinen Bruder und das Geld.«

Er legt auf. Schritte. Demirci öffnet die Augen. Niko steht vor ihr. Sein Blick ist leer und grau. Sie nimmt seine Waffe aus dem Holster. »Herr Kvist, Sie stehen unter Arrest.«

19

»Sie. Gehen. Nicht.« Demircis Worte verloren sich in der Unendlichkeit der Schritte, die Aaron mit Niko zum Lift brauchte. Sie verbargen ihre Gedanken voreinander. Die Tür schloss sich. Die Kabine zitterte, als sie nach oben fuhren. Nikos Hand stieß gegen ihre. Sie wollte danach fassen, aber er zog sie weg.

Dachterrasse. Die Tür ging auf. Sie stellte sich hinein und blockierte den Sensor. »Ich muss los.«

»Wohin?«

»Du weißt, wohin.«

Schnee trieb ihr ins Gesicht und schmolz sofort.

Niko schwieg, während die Zeit raste.

»Lass mich gehen.«

»Wie kannst du glauben, dass ich das tun würde?«

»Sonst wird er alle töten.«

»Er will nur seinen Bruder und das Geld. Kriegt er.«

»Er will mich.«

»Das bildest du dir ein.«

»Holm trug Sascha auf, was er sagen soll. Er weiß, dass Demirci sich weigern wird. Holm hat die Entscheidung über das Schicksal von dreißig Menschen in meine Hände gelegt. Und jetzt auch in deine. Wenn du mich nicht gehen lässt, werden wir beide an dieser Schuld zerbrechen.«

»Du verlangst von mir, dass ich dir helfe, dich zu opfern?«

»Ich verlange, dass du dreißig Menschen rettetest.«

»Du willst es aus einem anderen Grund.«

»Sag, dass ich in Barcelona nicht feige war.«

Der Wind antwortete für Niko.

»Ich habe mir so lange eingeredet, vielleicht damit leben zu können, bis ich es selbst geglaubt habe. Ich habe mir eingeredet, die

Zeit würde helfen. Dass ich es eines Tages vergesse. Aber mein Vater hatte recht: niemals.«

Die Kabine zitterte, obwohl sie stand.

»Du konntest nichts mehr für mich tun. Es war richtig.«

»Du hast mir eine Tüte mit heißen Maronen geschenkt. Ich habe dich geküsst. Wir haben uns geliebt. Am nächsten Morgen bat ich dich um etwas.«

»Tu mir das nicht an.«

»Ich nahm dir das Versprechen ab, mich nie zu belügen. Davon habe ich dich nicht entbunden. Wenn du glaubst, dass auch nur ein einziges dieser Kinder davonkommt, fährst du jetzt wieder mit mir runter, und worüber wir hier gesprochen haben, bleibt für immer allein zwischen uns beiden. Wenn nicht, steigst du jetzt aus.«

Der Wind.

Ihr Herz.

Polizeisirenen.

Sie sehnte sich danach, Niko ein letztes Mal zu sehen.

Sagte: »Es ist *Sisu*.«

Dreißig Sekunden lang atmete Aaron nicht. Dann tastete sie nach den Knöpfen. Sie drückte auf Erdgeschoss. Die Tür fuhr zu. Sie war noch immer nicht sicher, dass Niko fort war. Sie streckte die Hand aus, suchte. Niemand. Sie rief die Taxizentrale an, sagte, dass sie blind sei und der Fahrer sie vor dem Haus ansprechen solle.

Aaron wartete in der Kälte.

Siebzehn Schritte zum Grab meines Vaters.

Sechs zu dem meiner Mutter.

Der siebzehnte Sechste.

»Reine Mathematik«, sagte Holm.

Das Mathematikgebäude der TU an der Straße des 17. Juni.

Zwei Kilometer. So nah.

Aaron hörte einen Helikopter. Sie hatte nur noch sehr wenig Zeit. Das Taxi kam. Sie bat den Fahrer, sich zu beeilen.

»Ick hol mir doch keen Strafzettel.«

Ein Hunderter änderte seine Meinung. Er holte alles aus dem Diesel raus.

Jedes Wort, das sie zu Niko gesagt hatte, war aufrichtig gewesen. So wie auch der dritte Grund zu gehen, aufrichtig war: Holm besaß

die Macht über das Feuer, das in ihr wütete.

Und die Macht, es zu löschen.

Er war der Herr über die Minuten in dem Lagerhaus in Barcelona. Er allein konnte ihr diese Erinnerung schenken. Dann würde sie verstehen. Warum sie in Barcelona fortlief. Warum Holm ihr all das antat. Warum er fünf Jahre gewartet hatte, während er die ganze Zeit nur die Hand hätte ausstrecken müssen. Er würde sie erlösen. Vielleicht ginge es mit ihrem Tod einher. Auch dieses Eingeständnis war aufrichtig. Aber selbst wenn sie es erst in der letzten Sekunde begreifen würde, so stünde sie in diesem Moment hoch oben auf einem Berg und sähe ihr ganzes Leben unter sich wie eine weite Landschaft, in der sie jeden Stein kennt und alles, was darunter ist.

Sie hörte ein leises Stakkato. *Uzi. Schalldämpfer.* Für den Taxifahrer gewiss nicht als Schüsse wahrnehmbar.

Die Drohne wurde abgeschossen.

»Hier isset.«

»Sehen Sie irgendwo einen Reisebus?«

»Muss ick kieken.«

Wertvolle Sekunden verstrichen. Flap-Flap-Flap. Über ihnen stand der Helikopter. Die Polizeisirenen waren schon von Weitem zu vernehmen.

»Da is eener. Andere Seite, uff'm Parkplatz.«

»Wie sieht der Bus aus?«

»Wie'n Bus. Die Fenster sind zupappt. Mit wat Hellem.«

»Fahren Sie hin und stoppen Sie direkt davor.«

»Ick komm grad nich rüba.«

Aaron hielt ihm noch einen Fünfziger hin. Vollgas. Sie wurde gegen die Tür geworfen, als er über die Straße brettete. Blech knirschte, Autos schoben sich ineinander, sie holperten über einen Bordstein, das Bodenblech schlug auf, die Reifen drehten durch, das Taxi schlidderte.

Vollbremsung. Der Fahrer schnappte sich den Schein. »Mach ick ma besa, det ick vom Acka reite, wa.«

Aaron hörte einen einzelnen Schuss ohne Schalldämpfer.

Zu spät, zu spät.

Sie stieg aus. Das Taxi raste weg. Der Helikopter ging tiefer. Die Sirenen waren jetzt so laut, dass sie den Verkehrslärm übertönten.

Sie stand reglos da, richtete ihr Gesicht zum Himmel.

Der Bushidō verlangt, den Weg zu Ende zu gehen, und sagt, dass der Tod eine Erleichterung ist, die Rettung aus der Schande. Der Fürst gewährte als letzte Gunst den *Seppuku*, den ehrenvollen Selbstmord.

Ihr Fürst hingegen war die Wahrheit. Sie allein konnte Aaron zum Tod verurteilen. Aber erst, wenn sie die Wahrheit kannte. Bis dahin würde sie um ihr Leben kämpfen. Wenn Aaron die Chance bekäme zu fliehen, würde sie es tun. Wenn sie der Abteilung einen Hinweis auf Holms Pläne geben könnte, würde sie es tun. Wenn sie die Gelegenheit hätte, Holm zu töten, würde sie es tun.

Die erste Tugend: *Gi*. Aufrichtigkeit.

Hier bin ich.

Heile mich.

Nimm meinen Körper.

Meine Seele bekommst du nicht.

Die Sirenen waren nur noch hundert Meter weg. Etwas fiel vor ihre Füße. Aaron wusste, dass es ein Leichnam war. Sie wurde gepackt, meterweit mitgeschleift, flog eine Stiege hoch. Zischend schloss sich die Bustür.

Holm sagte: »Endlich.«

Beim Europacenter geraten sie in einen Stau. Pavlik sitzt am Steuer des BMW, neben ihm Kleff, im Fond Rogge mit Sascha. Sie klemmen hinter den zwei schwarzen Fords, deren Sirenen nichts ausrichten. Davor boxen sich die Stoßstangen der Autos, die nicht ausweichen können, weil die Busspur durch Lieferverkehr blockiert ist. Im Rückspiegel klebt Saschas Grinsen. Pavliks rechter Ohrknopf ist dem Funk vorbehalten, auf dem linken liegt die Telefonleitung zu Demirci.

Ein Fußgänger quetscht sich vorbei. Er bleibt ruckartig stehen, als er die mit Sturmhauben maskierten Gesichter von Kleff und Rogge sieht. Pavlik bedeutet ihm weiterzugehen. Der Fußgänger nimmt die Beine in die Hand. Die Sturmhauben dienen dem Schutz der beiden. Sascha soll nicht wissen, wie sie aussehen, um sich nicht an ihnen rächen zu können. Aus demselben Grund trugen auch die Männer Sturmhauben, die ihn von Tegel zur Abteilung transportierten.

Pavlik braucht diese Mimikry nicht. Demirci wollte ihn anweisen, die Haube überzustreifen, ehe er in den Vernehmungsraum ging. Doch er widersetzte sich und zeigte Sascha sein Gesicht, um ihm klarzumachen, dass er den Tag nicht überleben wird. Die Botschaft kam sicher an. Wenn Sandra es wüsste, würde sie durchdrehen.

Demirci meldet sich und reißt ihn aus den Gedanken. »Holm hat die erste Geisel erschossen.«

Er zwingt sich zu der Frage: »Ein Kind?«

Kleffs Blick.

Rogges schneller Atem.

»Einen der Lehrer. Aber das ist nicht alles.« Das Vergebliche, das Undenkbare, Endgültige liegt in ihrem nächsten Satz. »Kvist hat sie gehen lassen.«

Pavlik ertrug das Schweigen des Mannes, dem sein Motorrad das Liebste genommen hatte. Er wartete mit Sandra drei Tage auf das Ergebnis einer Mammographie. Er sah Freunde sterben und saß an Aarons Bett. Nichts war so furchtbar wie das.

»Ich hätte sie nie mit ihm alleinlassen dürfen«, sagt Demirci.

Pavlik blickt in den Rückspiegel.

Saschas Mundwinkel zucken hämisch.

Du kennst mich nicht. Und Aaron kennst du auch nicht. Sie wird sich dir vorstellen. Aber anders, als du denkst.

»Holm weiß, dass Sie unterwegs sind.«

Sie stehen seit einer Minute. Er aktiviert das Kehlkopfmikrofon und befiehlt den Fords: »Bürgersteig!«

Das Führungsfahrzeug drängt sich zwischen Lastwagen, die auf der Busspur entladen werden; der zweite Ford folgt, dann Pavlik. Sie preschen an den Kolonnaden des Bikinihauses entlang. Menschen springen weg, ein kleiner Hund fliegt an einer Leine vorbei. Die Frontschürze des BMW streift eine Werbetafel und wirbelt sie durch den Scherbenregen eines Schaufensters. Im letzten Moment sieht Pavlik die Frau mit dem Kinderwagen. Er treibt das Bremspedal in den Boden und tippt den Buggy an, der kurz wippt. Die Augen der Frau sind groß wie Frisbees. Sie wird von einem grimassierenden, brüllenden, zähnebleckenden Mann weggerissen, klammert sich an den Buggy. Die Dreierkolonne donnert am Stau vorbei, schießt am Hardenbergplatz zurück auf die Straße und hat freie Fahrt.

Pavlik überlegt, ob er den anderen sagen soll, dass Aaron in Holms Gewalt ist. Es wird einen Schock auslösen. Aber wenn Holm mit ihr aus dem Bus kommt, müssen die Männer vorbereitet sein, sonst trifft es sie im schlechtesten Moment.

Während er mit fast einhundert Stundenkilometern durch die Schneise wagt, die von den Sirenen der Fords in den Verkehr gerissen wird, legt er einen sachlichen Ton in die Stimme. »Wir haben eine neue Lage. Eine Geisel wurde getötet. Eine Geisel ist neu. Aaron.«

Rogge checkt seine Luger. Sascha grinst.

»SET 1 verstanden.«

»SET 2 verstanden.«

Sie erreichen die monumentale Straße des 17. Juni, die den Tiergarten bis zum Brandenburger Tor durchschneidet. Das Teilstück, in dem sie sind, ist als einziges bebaut; beidseits ist die Technische Universität. Links auf dem Parkplatz sieht Pavlik den Bus. Die Scheiben sind mit Zeitungen verklebt. Zehn Streifenwagen halten Abstand. Letzte Fußgänger werden von Bereitschaftspolizisten in Sicherheit gebracht. Pavlik startet die Stoppuhr an seinem Handgelenk. »SET 1 zu mir. SET 2 auf Position«, schnarrt er ins Mikrofon.

Der erste Ford schert aus. Er kreuzt die Straße und stoppt dreißig Meter vom Bus entfernt. Pavlik überholt den zweiten und biegt mit ihm im Schlepptau in den Seitenweg, der parallel zu der Prachtstraße verläuft. »SET 2 an Zentrale.«

»Zentrale hört.«

»Gib mir die Leitstelle der Polizei.« Es knackt, als die Verbindung hergestellt wird. »Die Hummel soll verschwinden. Alle Fahrzeuge abziehen. Den 17. Juni vom Ernst Reuter bis Charlottenburger Tor sofort absperren. Lassen Sie die Uni über die Hinterausgänge evakuieren. Wenn fünfzig Pfund C4 hochgehen, will ich außer meinen Leuten keinen in der Nähe sehen.«

Und die auch nicht.

Pavlik stoppt in einer Einfahrt neben dem Sechzigerjahre-Bau, der die Fakultät für Verkehrs- und Maschinensysteme beherbergt. Er springt aus dem Auto. Mit einem Blick registriert er, dass der Hubschrauber abdreht. Die Streifenwagen schwärmen aus, um eine der Hauptverkehrsachsen Berlins lahmzulegen. Auf dem Parkplatz bezieht das andere SET Stellung. Sie nutzen Autos als Deckung. Pavlik weiß, dass auf der ihm abgewandten Seite des Fords eine Luke auffährt und Fricke das Präzisionsgewehr justiert, das er im Fahrzeug mit einem Joystick steuert.

Er nimmt sich die Zeit, noch einmal nach hinten in den BMW zu sehen. Sascha blickt zu ihm raus. Erst jetzt streift Pavlik provozierend langsam die Sturmhaube über.

Er rennt zu den Männern seines SETs, bindet einen langen Plastikstreifen an den Ast eines Baumes und steckt einen Sensor in den Stamm. Greift sich seine Tasche. Jeder von ihnen schleppt einen Zentner, als sie ins Gebäude hetzen.

Eine Sirene heult; über Lautsprecher wird dazu aufgefordert, sich umgehend zu den Hinterausgängen zu begeben. Die Männer müssen sich durch einen Pulk von Studenten und Angestellten arbeiten, die an ihnen vorbei nach unten eilen.

Pavlik läuft vorneweg und stürmt so schnell in den zweiten Stock, dass er den anderen alles abverlangt. Das kostet den Fünzigjährigen mehr Kraft, als die sich vorstellen können.

Auf jeder Treppenstufe ist er bei Aaron. Er nimmt sie zum ersten Mal mit nach Hause und weiß in dem Moment, als Sandra und sie einander anlächeln, dass die beiden für immer Freundinnen sein werden. Er stellt sie den Zwillingen vor, und sie wollen von da an, dass sie jeden Abend kommt. Er hat in Paris die Drahtschlinge des Basken um den Hals, und sie tötet den Mann mit einem Bügel ihrer Sonnenbrille. Er sitzt mit ihr und Marlowe auf dem Sofa, und sie spielen ernst gucken. Er war in Barcelona im Krankenhaus und liegt die ganze Nacht wach und hat Angst, die Augen zu schließen.

Pavlik reißt die Tür zu einem leeren Hörsaal auf. Zwei fahren die Teleskopständer aus, zwischen die sie eine schwarze Plane als Hintergrund spannen, um die fünf Präzisionsschützen für Holm unsichtbar zu machen. Einer installiert die Videokamera, deren Bilder zur Einsatzzentrale der Abteilung gesendet werden. Eine zweite Kamera ist unten auf dem Dach des Fords.

Die Routine, die sie konzentriert abspulen, hilft Pavlik, zu Atem zu kommen. Sie schneiden Kreise mit einem Durchmesser von vierzig Zentimetern in die Fensterscheiben. Er öffnet den Waffenkoffer und nimmt das Gewehr heraus. Pavlik ist gern beweglich und arbeitet darum bis dreihundert Meter seit langem mit dem betagten, aber leichten Mauser. Er mag das vertraute Gefühl des antiquierten Holzschafts an seinem Kinn; das Gewehr und er sind eins. »Ich wette, du hast einen Namen für sie«, hat Aaron einmal gefrotzelt. »Jaqueline? Lucy? Mandy?«

Das mit dem Namen stimmt. Aber den behält er für sich.

Als das Zielfernrohr eingerastet ist, deckt er das Objektiv mit der Schutzblende ab, um sich nicht durch eine Spiegelung zu verraten. Pavlik spannt das Flimmerband über den Lauf, das bei einem Schuss die Hitze ableitet und so eine Irritation durch die »Mirage« verhindert, die Schlieren, die vorm Zielfernrohr entstünden, sobald

das Licht von den veränderten Luftdichten gebrochen würde. Zuletzt schraubt er den Schalldämpfer auf, der lediglich das Mündungsgeräusch beseitigt, nicht aber den Überschallknall des Projektils. Um diesen ebenfalls zu eliminieren, ordnete Pavlik die verhasste Unterschallmunition Kaliber .308 an. Sie müssen dabei in Kauf nehmen, dass die Geschosse trudeln, extrem seitenwindempfindlich sind und die Flugbahn eine geringere Rasanzenz aufweist. Doch wenn der Feind den Schuss nicht hört, kann das von großem Vorteil sein.

Er erinnert sich an sein erstes Training in der Mühle. »Wir sagen nicht Feind, sondern Gegner«, hatte der Ausbilder ihn angeraunt. »Merken Sie sich das.«

»Ach, wie beim Sport?« gab er zurück. »Und wie nennen wir den, der überlebt? Champion?« Damals dachte er, dass seine Karriere in der Abteilung sehr kurz sein würde. Pavlik legte sich schlafen, und als er aufwachte, waren achtzehn Jahre vorbei.

Er sieht, dass Wolter eine .300er Magnum in die Patronenkammer seines Gewehrs schiebt. Wolter ist der Einzige, der mit Stahlkernmunition Mach 1 erreicht. Er muss notfalls in den Fluchtwagen schießen. Damit die Kugel nicht durch die entstehende Glaswolke abgelenkt wird, braucht sie Power.

Pavlik hingegen fokussiert sich bereits auf den Moment, in dem Holm mit Aaron den Bus verlassen wird. Er will ihm keine Chance geben, seine Reflexe unter Beweis zu stellen.

Der unten am Ast flatternde Plastikstreifen zeigt ihnen die Windrichtung an, Nordost. Ihre Handys empfangen vom Sensor im Baumstamm Informationen über Luftdruck, Luftfeuchtigkeit und Temperatur. All diese Faktoren gilt es zu bedenken.

Ein Grad minus. Sie müssen also marginal höher zielen.

Die fünfundsechzig Meter sind kein Problem. Er hat schon auf die dreißigfache Distanz gearbeitet.

Die Zeitungen vor den Scheiben sind ein Problem.

Der böige Wind ist ein Problem.

Der Schnee ist ein Problem.

Die dreißig Geiseln sind ein Problem.

Die Bombe ist ein Problem.

Dreißig Stunden ohne Schlaf sind ein Problem.

Aaron ist ein Problem.

Ein Mann wie Holm ist die Summe all dieser Probleme.

Fünfzehn Sekunden vor den anderen legt Pavlik das Gewehr auf den Ständer, passt dessen Höhe an und klappt den Sitzstock aus. Als Letztes wirft er einen Blick auf die Stoppuhr. Vier Minuten, seit er den Bus zum ersten Mal sah.

Sein rechtes, dominantes Auge gehört dem Sucher. Dieses Auge tötet. Auch das andere behält er offen. Kontrolliert damit die Peripherie, um durch nichts überrascht zu werden.

So kann er Stunden verharren, ohne zu blinzeln. Es gibt bloß ihn und das Ziel. Die Distanz dazwischen existiert nicht. Sein Ruhepuls ist so niedrig, dass er seinen Herzschlag nicht mehr wahrnimmt. Demirci hat ihn in diesen vier Minuten nicht mit Informationen behelligt, die für seine Arbeit unwesentlich sind, keine einzige Frage an ihn gerichtet.

Das weiß er zu schätzen.

Auf einer Strecke von einem Kilometer fährt kein Auto, sieht man nicht einen Menschen. Der Schnee fällt so dicht, dass keine Fahrzeugspuren mehr zu sehen sind. Alle Konturen, selbst die der Bäume, verschwinden unter einer weißen Haut.

Zwei Meter vor dem Bus liegt die Leiche. Sie würde nicht stören. Aber sie lassen einen Toten nicht einfach zuschneien. Pavlik muss den Befehl nicht erteilen, er weiß, wer das übernehmen wird. Hagen Kemper ist Motorradfahrer wie er. An manchen Sonntagen kitzeln sie sich auf dem Lausitzring; ihr letztes Rennen hat Pavlik eine Flasche Nardini gekostet. Kemper protzt nicht mit PS, aber steht immer in der ersten Reihe.

Er sieht, dass Kemper seine Deckung verlässt und geduckt zum Bus läuft. Er trägt Schutzweste und Helm. Doch bei einem Schuss ins Gesicht hilft das nicht.

Wegen der beklebten Scheiben können sie kein Lasermikrofon einsetzen, um mitzuhören, was im Bus passiert. Darum erwartet Pavlik, dass Kemper die Gelegenheit für etwas anderes, sehr Hilfreiches nutzen wird.

Tatsächlich presst er sich, ehe er sich um die Leiche kümmert, unterhalb der Fenster gegen den Bus und heftet blitzschnell einen »Lolli« an eine der Scheiben, eine transparente Wanze, nicht größer

als ein Zwei-Cent-Stück. Jedes Geräusch, sei es noch so leise, erzeugt Schallwellen und lässt die Fenster vibrieren. Der Lolli wandelt den Effekt wieder in Töne um.

Kemper hebt den toten Lehrer hoch und läuft mit ihm zurück. Pavlik sieht, wie er den Leichnam sachte hinter ein parkendes Auto legt.

»SET 2 an Technik«, murmelt er.

»Technik hört.«

»Lolli aktivieren.«

»Ist aktiviert.«

Der Ton wird auf Pavliks Handy gesendet. Er vernimmt die leise Stimme eines Mannes. »Was hat der gemacht?«

»Nichts von Bedeutung.« Holm.

»Der hat was ans Fenster geklebt.« Holms Komplize.

Der Mann klingt unsicher, aufgeregt.

»Das ist ein Haftmikrofon.« Aaron. »Sie sollten ihm nicht vertrauen, wenn er Ihnen so etwas vorenthält. Sie sind nur zu zweit, und Sie liefern sich ihm vollkommen aus.«

Die Erleichterung, sie zu hören, nimmt Pavlik mit wie seine Hayabusa, wenn er in einer Haarnadelkurve mit dem Knie den Asphalt streift.

»Zwei«, informiert er das SET unten. »Aaron ist okay.«

»Nun haben Sie Ihre Kollegen instruiert, Frau Aaron«, sagt Holm ruhig. »Noch einmal, und ich töte das Mädchen, das Sie so innig trösten. Bitte – möchten Sie etwas hinzufügen?«

Er macht keine Anstalten, mit ihnen zu kommunizieren. Sie haben seine Handynummer nicht und müssen ihm die Regie überlassen. Er will sie weichkochen, seine Macht demonstrieren und zeigen, dass nur er die Regeln bestimmt. Aber diese Eitelkeit ist dumm. Holm hätte besser die ersten hektischen Minuten genutzt, in denen die Befehlskette instabil war und der Lolli nicht an der Scheibe klebte.

Sein erster Fehler.

»Entscheide in sieben Atemzügen«, sagte Aaron immer.

Sie waren klug, diese Samurai. Doch dieser Teil von Aaron blieb Pavlik stets fremd. Er weiß noch, wie er das erste Mal in ihre Wohnung kam und sofort erkannte, dass sie jederzeit hätte fortgehen

können, ohne zurückzusehen. Nur das alte Ledersofa hätte sie vielleicht vermisst. So wie Pavlik seins.

Anfangs sprach sie nicht über den Bushidō, hütete dieses Geheimnis. Aber eines Nachts draußen in der Mühle, als sie beide in einer Schlammkuhle kauerten und Aaron die Spucke im Mund gefror, vertraute sie ihm an, dass der Tod ihr Freund war, dessen Umarmung sie immer spürte.

So könnte er nicht leben. Pavlik nahm sich für alle seine Toten Zeit. Er dachte bei jedem sorgfältig darüber nach, warum er es getan hatte, und fand eine schlüssige Erklärung. Die Toten lassen ihn schlafen.

Bis auf den einen. Jenen, über den er nicht spricht.

Aber er weiß, dass es für ihn keinen Weg gibt, dem er folgen muss. Er glaubt nicht an Vorsehung oder Schicksal. Und wenn irgendjemand über ihn richten muss, dann er selbst.

Auch Aarons Vater verstand es nicht. Einmal suchte er das Gespräch mit Pavlik. Sie waren keine Freunde, aber empfanden Respekt voreinander. Jörg Aaron machte sich Sorgen. Damals in Boenischs Keller sei etwas in seiner Tochter erwacht, das Männer wie Pavlik und er von sich fernhielten. Es sei gefährlich für sie und für andere. Ihm komme es vor, als verhöhne sie den Tod. Und seit sie den Bushidō gewählt habe, frage er sich, ob sie ihn sogar herbeisehne. Sagten die Samurai nicht, dass man fest entschlossen sein müsse, jeden Augenblick zu sterben? »Sie denkt zu viel an sich und doch zu wenig.«

Stille Post, die Pavlik nicht überbrachte.

Er erinnert sich an seine Antwort: »Wenn meine Chance bei eins zu tausend läge, würde ich nur einen Menschen bei mir haben wollen. Und das ist Ihre Tochter.«

Er fragte sie, wer ihr Fürst sei. Sie vertraute es ihm nicht an.

Der Bushidō ist eine komplizierte Welt, Pavlik wünschte, er würde mehr darüber wissen. Dann hätte er Holms Nachricht ebenso verstanden wie Aaron. *Das Jahr der Zuneigung, der Tag des Baumes*, die Schriftzeichen in dem Medaillon, all diese versteckten Andeutungen.

Dann hätte Pavlik es verhindern können.

Niko.

Was er tat, ist unverzeihlich. Es mag eine Welt geben, in der ein solches Wort dahingesagt wird. Nicht in Pavliks. Er darf es jetzt nicht an sich heranlassen, sonst steigt er mit dem Gewehr ins Auto und fährt zur Abteilung zurück.

Er konzentriert sich auf den Bus: »SET 1 Lage.«

»Am zweiten Fenster ist ein Spalt, fünf Millimeter«, berichtet Fricke. »Zwei gegenläufige Bewegungen im Abstand von zwanzig Sekunden. Einer patrouilliert durch den Gang. Schwarze Klamotten. Vielleicht ein Fan von Johnny Cash.«

»Sollen wir ihn anstupsen?« fragt Dobeck. Womit er meint, dass sie über ein Megaphon Kontakt aufnehmen könnten.

»Negativ«, antwortet Pavlik.

Dann denkt Holm, uns gehen die Nerven durch.

Der Himmel bricht auf. Letzte Schneeflocken glitzern in dem gleißenden Licht, das über die Straße und den Parkplatz strömt. Unvermittelt wirkt der Bus im Visier größer. Das Licht kommt von links und würde die Kugeln »wegdrücken«. Pavlik vergrößert den Zoomfaktor, um diesen Effekt auszugleichen.

»Er will mit Ihnen reden«, sagt Demirci.

Schon hört er Holm: »Sie sind der Einsatzleiter?«

»Ja.«

»Wo befinden Sie sich?«

»Nah genug.«

»Sie trafen mit zwei SETS ein. Fünf Mann befinden sich auf dem Parkplatz. Sechs mit dem, der das ferngesteuerte Gewehr im Ford bedient. Die anderen fünf sind die Präzisionsschützen. Sie begaben sich sofort in den zweiten Stock des gegenüberliegenden Gebäudes. Nach vier Minuten waren sie auf Position. Sie gehören dazu. Das ist ungewöhnlich für einen Einsatzleiter. Was verschafft Ihnen Ihre besondere Stellung?«

»Mit etwas Nachdenken wird es Ihnen einfallen.«

»Wie alt sind Sie?«

»Volljährig.«

»Bei einer Geiselnbefreiung setzt die Abteilung Männer zwischen dreißig und vierzig Jahren ein. Wären Sie in diesem Alter, hätten Sie es mir ohne Weiteres sagen können. Sollten wir bereits gestern das Vergnügen gehabt haben? Auf der Stadtautobahn? Sie machten mit

Frau Aaron einen Abstecher zu einem Blumengeschäft, und ich durfte Ihr Können studieren. Um einen Wagen derart zu beherrschen, benötigt man viel Erfahrung.«

Der Phaeton.

»Leider waren die Scheiben verspiegelt, so dass ich Ihr Gesicht nicht sehen konnte.«

»Kommen Sie rüber, und ich zeig's Ihnen.«

»So reizvoll der Gedanke ist: vielleicht ein andermal. Was war Ihr bester Schuss bisher?«

»In den rechten Mundwinkel aus zweitausendzweihundertvierundachtzig Metern.«

»Respekt.«

»Mein Ziel war der linke Mundwinkel.«

»Humor haben Sie also auch. Schön. Eine Gabe, die ich leider nicht besitze.«

»Was war Ihr bester Schuss?«

»Aus zwei Metern zwischen die Augen.«

»So habe ich Sie mir vorgestellt.«

»Da wir uns nun ein bisschen besser kennen: Das Auto mit meinem Bruder wird direkt vor dem Bus abgestellt. Die Handschellen werden ihm abgenommen. Bestätigen Sie.«

»Ja.«

»Nur der Form halber: Der Tank ist voll?«

»Ja.«

»Erteilen Sie den Befehl.«

»SET 3 hat das Go. Vordertür«, lässt er Holm mithören.

»SET 3 verstanden.«

Pavlik sieht, dass der BMW über die Straße fährt.

»Ist die Geldtasche mit einem Sender ausgestattet?«

Sein erster Impuls ist zu lügen. Eine innere Stimme sagt ihm jedoch, dass es ein Fehler wäre. »Richtig.«

»Eine gute Antwort. Ich habe einen Bug-Detector, möchte aber keine Zeit damit verschwenden, die Tasche zu scannen. Lassen Sie den Sender entfernen. Danach haben die beiden Männer unverzüglich zu verschwinden.«

Der BMW stoppt vor dem Bus.

»SET 3: Ihr steigt aus, nehmt den Sender aus der Tasche und haut ab.« Pavliks nichtdominantes Auge ist auf Kleff und Rogge gerichtet. Kleff öffnet den Kofferraum und kramt in der großen Seglertasche. Die fünf Millionen wiegen einundsiebzig Kilo.

Schleppt euch daran tot.

Kleff schließt den Kofferraum und läuft mit Rogge zu den anderen in Deckung.

»Nun zu dem Sprengstoff«, sagt Holm. »Über die Masse sind Sie ja bereits im Bilde. Ich zünde die Bombe über mein Handy, die Reichweite ist unbegrenzt. Wir sprachen über Ihren besten Schuss. Gegen zweitausendzweihundertvierundachtzig Meter sind die fünfundsiebzig zwischen uns selbstverständlich unbedeutend. Wir wissen, wie groß die Wahrscheinlichkeit für einen letalen Treffer auf diese Distanz ist.«

»Hundert Prozent.«

»Exakt. Sie bereiten sich darauf vor, mich mit einem finalen Rettungsschuss zu töten; dieses Privileg steht allein Ihnen zu. Dazu müssen Sie mein Kleinhirn zerstören, nur so verhindern Sie, dass ich noch den Finger bewegen kann.«

Die möglichen Koordinaten wären bei gleicher Höhe: frontal Holms Nasenspitze, seitlich die obere Ohrmuschel, hinten der Übergang zur Schädelbasis. Da Pavlik sich im zweiten Stock befindet, muss er das Zielfenster entsprechend anpassen.

»Der Tod tritt innerhalb einer Zweitausendstelsekunde ein. Zu schnell für eine Reaktion. Allerdings stellt sich ein Problem: Ich löse die Bombe aus, indem ich den Button *loslasse*. Ihnen ist klar, was das bedeutet.«

»Ja, dass Sie ein krankes Arschloch sind.«

»Sobald meine Muskeln entspannen, ist die Klassenfahrt um. Daher rate ich Ihnen, nicht über diese Option nachzudenken.«

Wenn man für Intelligenz ein Patent anmelden könnte, hätte der da ausgesorgt.

»Trotz der Bastelarbeit der Schulkinder wissen Sie, dass wir zu zweit sind. Ehe wir mit Frau Aaron den Bus verlassen, befestige ich an der Tür einen Bewegungssensor. Ich aktiviere ihn, sobald wir draußen sind. Sollte sich danach im Bus jemand bewegen, wird die

Bombe ebenfalls gezündet. Die Geiseln wurden bereits instruiert. Teilen Sie das Ihren Männern mit.«

»SET 1: Sie kommen jetzt raus. Nicht schießen. Ich wiederhole: nicht schießen. Wir lassen sie abrücken.«

»Verstanden.«

»Wenn uns ein Hubschrauber oder auch nur ein einziges Polizeifahrzeug folgt, ist unsere Abmachung hinfällig«, sagt Holm.

»Das muss ich der Leitstelle übermitteln.«

»Natürlich.«

Pavlik hält das Gespräch. Schon wird er zur Berliner Polizei durchgestellt. »Der Fluchtwagen hat freie Fahrt. Ihre Leute lassen ihn passieren.«

»Verstanden.«

»SET 2 an Zentrale: Eine Drohne soll dranbleiben, aber so hoch wie möglich und im toten Winkel. Ich will das Bild auf meinem Tablet.« Er wechselt zu Holm. »Ich habe es veranlasst.«

»Gut. Dann wären wir durch.«

»Eins noch«, entgegnet Pavlik. »Sie haben sicher ein Fernglas dabei. Schauen Sie doch mal zu mir rüber.« Er steht auf, streift die Sturmhaube vom Kopf, tritt ans Fenster und öffnet es. Die Männer neben ihm zucken. Pavlik verschwendet keinen Gedanken an die Grabesstille in der Einsatzzentrale, die erstarrten Kameraden unten, Demircis fliegenden Atem. Er steht gelassen am Fenster, weiß, dass Holm ihn durch einen Spalt in den Zeitungen groß heranholt. »Ihrem Bruder habe ich mein Gesicht auch gezeigt. Ziehen Sie Ihre Schlüsse daraus.« Er setzt sich wieder hinters Gewehr, nimmt den Bus ins Visier.

Holm sagt: »Vielleicht begegnen wir uns irgendwann. Es wäre interessant.«

»Das glaube ich nicht.«

»Dass es interessant wäre?«

»Dass wir uns wiedersehen. Aaron ist blind. Aber sie bleibt, was sie ist, genau wie Sie. Sie sind ein Soziopath mit Manieren, Ihr kleiner Bruder ist Ihre dressierte Ratte und diese Frau Ihr schlimmster Albtraum. Sie wird Sie beide töten, bevor der Morgen graut. Mein Wort darauf.«

»Ich habe es vernommen.« Kunstpause. »Herr Pavlik.«

Sandra.

Angst schießt mit fünfzig Bar in Pavliks Herz und pumpt es auf wie einen Ballon.

»Ihre Fahrkünste machten mich neugierig. Ich nahm mir die Freiheit, Frau Aaron gestern Abend zu Ihrer Geburtstagsfeier zu folgen. Wir beide dürften im gleichen Alter sein. Dass Männer wie Sie und ich ihren Fünfzigsten erleben, ist nicht selbstverständlich, meinen Glückwunsch nachträglich. Sie waren erst um vier daheim. Der Taxifahrer half Ihnen, die vielen Geschenke zum Haus zu tragen; Sie sind beliebt. Auf dem Gehweg rutschte er hinter Ihnen aus. Sie machten einen halben Standspagat rückwärts, in beiden Händen schwere Tüten. Er hielt sich an Ihrem linken Fuß fest, sonst hätte er sich vermutlich etwas gebrochen. Sie haben einen Gleichgewichtssinn wie ein Balletttänzer; ich sah selten eine solche Artistik. Wenn ich in Betracht ziehe, dass Sie Alkohol getrunken hatten, war diese Bewegung noch staunenswerter. Das Überraschendste war jedoch: Ihr linkes Hosenbein rutschte hoch. Sie haben eine Unterschenkelprothese. An Ihrem Gang bemerkte ich lediglich eine nichtige Unregelmäßigkeit, ich wähnte eine leichte Zerrung, nichts, was Sie wirklich behindert. Es ist schwer, mich zu beeindrucken. Zweifelsohne hat die Abteilung mir ihren besten Mann geschickt. Aber sind Sie sicher, dass Ihre Frau noch lebt? Und Ihr kleines Kind, an dessen Zimmerfenster so hübsche Märchenfiguren kleben?«

Holm legt auf.

Pavliks Gewehr ist jählings aus Eis. Er fühlt den Abzug nicht mehr. Demirci sagt: »Wir rufen schon an.«

Im zitternden Visier des Zielfernrohrs sieht er, dass ein Stück Zeitungspapier entfernt und ein Kästchen an der Bustür befestigt wird.

Der Bewegungssensor.

Als Aaron sich die Stufen hinuntertastet, erlöst Demirci ihn. »Es geht ihnen gut.«

Pavlik muss seinen Puls aus der Erdumlaufbahn zurückholen. Er atmet mehrmals tief ein und aus, lässt die Luft extrem langsam entweichen und konzentriert sich aufs Zwerchfell. Er wird ruhiger, die Waffe schmiegt sich wieder an ihn. Hinter Aaron taucht Holm

mit dem zweiten Mann auf. Die Bustür fährt zu. In Holms Hosenbund steckt die Remington unter der offenen Jacke. Er trägt dünne Handschuhe und hält das Handy hoch, damit alle es sehen. Schräg über seiner Brust liegt der Riemen eines flachen Futterals. Sechzig mal dreißig, schätzt Pavlik. Er zoomt auf Holms linken Daumen, bis er das Bild ausfüllt. Der Daumen liegt auf einem Button.

Pavlik schwenkt zu dem Komplizen. Eins achtzig, massig, kleiner Rucksack, Uzi mit Schalldämpfer, Sturmhaube. Er richtet das Visier auf Mister Uzis Augen. Sie irren rüber zu ihm, suchen beidseits die Straße ab.

Er bewegt die Waffe zu Holm, der die Hintertür des Autos öffnet. Sein Bruder steigt aus. Auf diese Begegnung achtet Pavlik besonders. Fünf Jahre haben sie einander nicht gesehen. Aber keine Umarmung, kein Handschlag, nicht die kleinste Berührung. Alles, was Holm für Sascha übrighat, ist eine unmerkliche Bewegung des Kinns, die man mit viel Wohlwollen als Nicken deuten könnte.

»Gib mir das Go, und ich schieße ihm seinen Daumen weg«, murmelt Fricke.

»Denk nicht mal dran«, erwidert Pavlik.

»Wir haben noch den Lolli im BMW«, sagt Kemper.

»Der wird uns genauso wenig nützen wie das GPS.«

Mister Uzi öffnet den Kofferraum und inspiziert die Geldtasche. Holm interessiert sich nicht dafür.

Pavlik achtet nur auf Aaron. Mit dem rechten Auge sieht er sie riesig in vierundzwanzigfacher Vergrößerung, für das linke ist sie klein, weit weg. Einsam steht sie da, still und beherrscht, ihr Gesicht weiß wie der Schnee. Sie richtet die Augen hinüber zu ihm, direkt auf sein Visier, und es bricht ihm das Herz.

Doch sie zeigt keine Angst. Teilt ihre Gedanken mit ihm.

Ich weiß, du verstehst es nicht.

Nein. Niemals.

Wir sehen uns.

In diesem Leben oder einem anderen.

Sag Sandra, dass ich sie liebhave.

Holm schiebt Aaron in den Fond des Autos. Sascha will sich ebenfalls nach hinten setzen, doch er hält inne, als sein Bruder ihn

anspricht. Pavlik sieht Saschas Augen brennen. In der Ford-Antenne ist ein Richtmikrofon. »Was hat er gesagt?« fragt er.

»Es ist dir nicht gestattet.«

Die Brüder stehen sich mit einem Meter Abstand gegenüber, Sascha wie auf dem Sprung, Holm locker. Er spreizt die Schulterblätter. Sascha senkt den Blick. Als er ums Auto herum zur Beifahrerseite geht, sind seine Schritte eckig und steif.

Deine Muskeln verkrampfen, weil du dir gerade vorstellst, dass du deinem Bruder das Herz und die Augen rausreißt.

Mister Uzi setzt sich zu Aaron, Holm übernimmt das Steuer. Der BMW rollt langsam vom Parkplatz. Er biegt in den 17. Juni ein, beschleunigt in Richtung Siegestsäule und malt zwei zarte weiße Streifen in den makellosen Schneeteppich. Pavlik reißt das Fenster auf, hängt sich halb raus und starrt dem Auto durchs Zielfernrohr hinterher. Mister Uzi streift die Sturmhaube ab. Pavlik muss sich mit seinem Hinterkopf zufriedengeben. Aschblonde Haare, nassgeschwitzt. Sein Blick saugt sich am Auto fest, bis es am Großen Stern aus dem Sichtfeld verschwindet.

»SET 2 an Technik. Sendet der Lolli im BMW?«

Krampes Antwort überrascht ihn nicht. »Negativ. Er benutzt einen Störsender, wir hören nur Rauschen.«

Ein Transporter stoppt auf dem Parkplatz. Die Bombenentschärfer. Der Wind weht eine scheppernde Megaphonstimme zu Pavlik herüber. »Bleiben Sie sitzen, bewegen Sie sich nicht. Wenn Sie unsere Anweisungen befolgen, wird Ihnen nichts geschehen.« Das Gleiche wird auf Englisch wiederholt.

Während Pavliks Tablet hochfährt, ruft er Sandra an.

»Was ist passiert?« fragt sie sofort.

»Später. Pack die Kleine ins Auto und komm sofort zur Budapester.« Er drückt das Gespräch weg. Auf dem Tablet sieht er das Bild, das von der Drohne gesendet wird. Der BMW hat sich in den Verkehr eingereiht. Er fährt über das Lützowufer nach Osten.

Schöneberger Ufer.

Nationalgalerie.

Pavlik wechselt auf Demircis Leitung. »Er nimmt den Tiergartentunnel. Die Drohne soll die Ausfahrt an der Invalidenstraße kontrollieren. Aber ich bin sicher, dass er zum

Hauptbahnhof will. Die Bundespolizei muss informiert werden. Sie sollen ihm nicht auf die Pelle rücken. Er kann die Sprengladung jederzeit hochgehen lassen, es reicht, wenn wir den Zug wissen. Lassen Sie die Personenbeschreibungen durchgeben.«

Sie erteilt Anweisungen. Der Hall verschwindet aus der Leitung. Demirci hat den Lautsprecher ausgeschaltet, so dass keiner mehr mithört. »Sind Sie einem solchen Mann schon einmal begegnet?« fragt sie gedämpft.

»Nein.«

»Er denkt dasselbe. Er ist noch nie einem Mann wie Ihnen begegnet. Und ich auch nicht.«

21

Holm ist die Strecke vorher abgefahren. Sobald die Ampel an der Nationalgalerie auf Grün schaltet, sind es zwölf Sekunden bis zum Tunnel. Dort wird er einhändig auf Einhundertsechzig beschleunigen und zur Not auf dem Standstreifen vierundvierzig Sekunden bis zum Ziel benötigen. Sein linker Daumen bewegt sich nicht vom Handy.

Sascha wendet den Kopf nach hinten. »Wie heißt du?«

»Bosch.«

Er schaut seinen Bruder an. »Wofür ist er gut?«

»Ich bringe uns raus«, spricht Bosch für sich selbst.

»Lass das Handy los. Mach uns den Spaß«, sagt Sascha, ohne Bosch weiter zu beachten.

»Ja, dir«, murmelt Holm. »Weil du nie gelernt hast, das Unwichtige vom Wichtigen zu unterscheiden. Mitunter frage ich mich, ob du überhaupt etwas gelernt hast.«

Er fühlt Saschas Hass. So war es immer.

In dem Haus gab es kein gutes Wort, kein Lachen, keinen Schlaf ohne Angst. Es gab die Faust mit dem Siegelring und die Rohrzanze und den Gürtel mit der Dornenschnalle. An guten Tagen war es die Faust. Es gab die leeren Augen der Mutter, Essen pünktlich um sieben und die Treppe zum Keller. Sechs Jahre musste er die Treppe hinunter, zählte er die Risse an der Kellerdecke, hörte er den Atem seines Vaters.

Dann wurde Sascha vier, und Holm hatte seine Schuldigkeit getan. Oben zählte er die Risse an der Zimmerdecke, bis er hörte, dass die Kellertür wieder aufging.

Jeden Abend flehte sein Bruder ihn an: »Bring ihn um.«

Und jeden Abend schwieg er.

Der Vater war ein Forstarbeiter mit Muskeln wie Baumwurzeln. Einmal streunte eine Dogge durch ihren Garten und suchte nach

Abfällen. Sein Vater erwürgte das Vieh, als wär's nichts.

Aber Holm wusste: *irgendwann*.

Er begann heimlich zu trainieren, stemmte Felsbrocken im stillgelegten Steinbruch, schlug sich mit den gemeinsten Jungs, größeren, älteren, die ihm Schmerzen zufügten.

Holm lernte von ihnen. Er versteckte die wachsenden Muskeln und ging seinem Vater aus dem Weg, solange er noch nicht stark genug war.

Irgendwann.

Vier Jahre hörte er, wie die Kellertür abgeschlossen wurde.

In der Woche vor seinem neunzehnten Geburtstag suchte er sich im Bahnhofsviertel einen Zuhälter, der so groß war wie sein Vater. Er warf ihn in eine Gasse und trieb ihm das Nasenbein ins Hirn und ließ erst von ihm ab, als er im Gesicht des Mannes keinen einzigen Knochen mehr spürte. Da wusste er, dass die Zeit gekommen war.

Er sagte seinem Vater, dass der seinen Bruder nie wieder anfassen würde. Sein Vater legte den Gürtel mit der Dornenschnalle ab, und Holm wehrte sich nicht. Diese Minuten genoss er.

Von da an ging er jeden Nachmittag in den Wald, dorthin, wo die Forstarbeiter Bäume fällten. Sechs Tage lang fuhr sein Vater zum Feierabend mit den anderen fort. Am siebten blieb er länger. Es war kurz vor Weihnachten, er wollte einen Christbaum schlagen. Holm hätte ihm von hinten mit der Axt den Schädel spalten können. Aber sein Vater sollte ihn ansehen. Als Holms Fäuste taub waren, nahm er die Kettensäge. Er setzte sie im Schritt an und sah seinem Vater die ganze Zeit in die Augen. Er sah ihn schreien, aber hörte es nicht. Er nahm den Spaten aus dem Auto und hob im tiefen Gehölz die Grube aus und wusch sich danach im Bach. Er ging heim, setzte sich an den Abendbrottisch und reichte seinem Bruder den Ketchup.

Die Mutter meldete den Vater am nächsten Tag als vermisst. Polizisten kamen und stellten Fragen, kamen ein weiteres Mal und blieben dann fort. Die Mutter weinte, aber nicht aus Trauer. Daran, wie sie Holm anschaute, erkannte er, dass sie es wusste. Zwei Monate kochte sie ihm und seinem Bruder ihre Lieblingessen. An einem Morgen war sie tot. Schlaganfall, hieß es. Auf der Beerdigung sagten Menschen, die Holm nie gesehen hatte, dass er und Sascha nun bei ihnen leben würden.

Noch während diese Fremden Kuchen aßen, ging er mit Sascha fort. All die Jahre sorgte er für ihn. Eine Zeit hoffte er, dass sein Bruder ihn irgendwann nicht mehr hassen würde. Dieser Tag wird nie kommen. Er hob die Grube aus. Aber die vier Jahre davor würde Sascha ihm nie vergeben. Später wurde es für Holm bedeutungslos. An den Mann, der er vor vielen Wintern gewesen war, erinnert er sich so wenig wie an irgendeinen Schnee, den er sich einmal aus der Kleidung geschüttelt hat.

Er hat sich bemüht, Sascha ein guter Bruder zu sein. In seiner Welt hieß das, ihn zu lehren, die Furcht zu verbrennen wie die Jacke und die Hose, auf die das Blut seines Vaters gespritzt war. Während andere für immer in einen Keller müssen, sei dieser Keller in einem Haus oder in einem Kopf.

Lange bekümmerte ihn, dass Sascha ein schlechter Schüler war. Jetzt nicht mehr. Er hat ihm die Freiheit geschenkt, das war das Letzte, was er für ihn tun würde. Vielleicht wird sein Bruder irgendwann begreifen, dass er diese Kellertür endlich schließen muss.

Aaron hat versucht, anhand der Richtungswechsel ihre Position zu bestimmen. Die erste Abbiegung nach rechts war einfach, es konnte nur die Hofjägerallee am Großen Stern in der Mitte des Tiergartens sein. Kurz darauf ging es nach links. Die Tiergartenstraße oder das Lützowufer.

Ihre Hände sind nicht gefesselt.

Aaron hat es in Gedanken ausgeführt.

Sie bricht Boschs Kehlkopf und greift sich die Uzi, die er eben unter seine Jacke gesteckt hat. Ehe Holm oder Jetonaugé reagieren können, hat sie beiden ins Hirn geschossen.

Zwei Sekunden.

Wahrscheinlich würde sie den Unfall überleben.

Und neunundzwanzig Menschen würden sterben.

Wieder scharf links. Es geht bergab, in eine langgezogene Kurve. Die Reifen schmatzen nicht länger auf dem Matsch, der Verkehrslärm weicht einem hohlen Rauschen. Sie erkennt, dass sie in dem Tunnel sind, der das Regierungsviertel unterquert.

Holm beschleunigt brutal. Aaron wird in einen anderen Tunnel gerissen. Im Rückspiegel sieht sie einen Audi und darin sitzt der Tod und trägt einen Maßanzug aus der Savile Row.

Plötzlich kniet sie neben Niko. Sein Hemd ist rot, sein Mund ist rot, seine Augen sind rot, seine Stimme ist die eines Sterbenden: »Verschwinde.«

Holm macht eine Vollbremsung. Aaron prallt mit der Stirn gegen die Kopfstütze. Die Türen werden aufgerissen. Sie sind noch im Tunnel. Autos rasen vorbei. Holm packt sie, zieht sie dicht zu sich, rennt mit ihr los. Hinter ihnen wird der Kofferraum geöffnet, das Geld. Holm stößt eine Tür auf. Treppenhaus. Zerrt sie die Stufen hoch. Aaron stolpert neben ihm her und krallt sich an Barcelona, an Nikos letzten Blick.

Neue Tür. »Kein falsches Wort«, wirft Holm ihr zu. Bahnhofslärm brandet heran. »Achtung auf Gleis 6: Der ICE 1512 nach Hamburg, planmäßige Abfahrt 12.58 Uhr, hat voraussichtlich zwölf Minuten Verspätung.« Über ihr fährt ein Zug in den Kreuzungsbahnhof. Ein Kleinkind schreit, zwei kehlig getrillerte Sätze zappeln vorbei, italienisch. Aaron wird angerempelt, hört eine weggenuschelte Entschuldigung, Holm reißt sie weiter. Rolltreppe nach oben. Sie rutscht ab, schrammt sich den Knöchel auf, Holm wirbelt sie zurück an seine Seite. Sie versucht, die Stufen zu treffen, Schritt zu halten, während er sie mit sich schleift.

Aaron torkelt auf den Bahnsteig. »Vorsicht an Bahnsteig 16.« Das Rattern einer S-Bahn, noch leise. Er hat es so bemessen, dass wir auf die Sekunde genau eintreffen, schießt ihr in den Kopf. Sie hat jedes Zeitgefühl verloren. Wann haben sie das Gebäude betreten? Wurden sie von Bahnpolizisten bemerkt? Und dann? Ihr Todesurteil und das von siebenundzwanzig Kindern?

Bosch steht links neben ihr, schleppt schwer am Geld, pumpt, die Lunge rasselt. Im Bus hatte seine Stimme zwar ängstlich, jedoch klar geklungen. Aber als sie ins Auto stiegen und er ungläubig »Die lassen uns wirklich gehen« hervorstieß, war sie dumpf. Kurz darauf streifte er etwas vom Kopf.

Eine Sturmhaube. Im Bus trug er sie nicht. Aber beim Aussteigen wollte er nicht, dass sein Gesicht gesehen wurde.

In diesem Augenblick sieht sie sich mit Niko hier, ist verknallt, kitzelt ihn, er kitzelt zurück. Lachend guckt sie in eine der Überwachungskameras und streckt die Zunge raus.

»Gucken Sie mal, hinter Ihnen«, sagt sie zu Bosch.

Sie fühlt die Bewegung, als der Mann sich umdreht. Holms Hand schließt sich wie eine pralle Blutdruckmanschette um ihren Arm.

»Wie dumm kann man sein?« blafft er Bosch an.

»Excuse me, could you take a picture of us?«

Aaron wird kalt.

Doch Holm sagt in tadellosem Oxford-English: »Sure. Say cheese, my ladies.«

»Thank you very much.«

»My pleasure.«

Der Zug steht. »Stufe«, raunt Holm. Sie steigen ein. Werden von hinten geschoben. Der Wagen dampft. Aaron stößt gegen Schultern, kriegt einen Ellbogen in die Rippen. Holm quetscht sich mit ihr durch. Drückt sie auf eine Bank, schiebt sie ans Fenster. Am Gang wird was Schweres abgestellt, die Geldtasche. Weiter hinten grölen Jugendliche.

»Zurückbleiben!«

Die Türen schließen sich, sie ruckeln los.

Aaron kniet in Barcelona bei Niko. Sie sieht, wie sein Brustkorb zuckt und er sich quält. »Verschwinde.«

»Nächster Halt: Bellevue«, plärrt die Lautsprecheransage.

Ein Handy dudelt, Schunkelmelodie. Eine Frau weist ein knatschiges Mädchen zurecht. Die Jugendlichen steigen großmäulig aus. »Ey, Opfer, mach ma Platz.« Kalte Luft drängt in den Waggon, Menschen pressen sich hinein. Frisches Birnenshampoo, nasser Hund, Döner. In der S-Bahn von Wiesbaden nach Frankfurt wurde Aaron zweimal angesprochen, weil sie in Gedanken war und, ohne es zu merken, den Blick auf Männer richtete, die dachten, sie flirte mit ihnen. Das darf jetzt nicht passieren, daraus könnte eine Katastrophe erwachsen. Aaron wendet ihre Augen zum Fenster. Noch eine Station. Danach überqueren sie den 17. Juni. Wäre sie nicht blind, würde sie dann den Bus sehen.

»Nächster Halt: Tiergarten.«

Holm beugt sich zu ihr. »Sie kennen das Procedere«, flüstert er. Seine Stimme ist so leise, dass selbst Aaron sie kaum versteht. »Die Entschärfer öffnen als Erstes die Tasche. Das erledigt ein Roboter. Natürlich bedeutet das ein Risiko. In der Tasche könnte ein Sensor sein, der den Sprengstoff zündet, sobald der Reißverschluss aufgezo- gen wird. Alternativ könnte der Roboter die Tasche aus dem Gepäckraum entfernen, um sie in sichere Distanz zu bringen. Aber dieses Risiko wäre noch größer; ein Haftzünder unter der Tasche ist eine beliebte Falle von Bombenlegern. Also wählt man die Reißverschluss-Variante. Die Roboterkameras zeigen, dass es sich um einen relativ simplen Mechanismus handelt; ich habe mir keine unnötige Mühe gemacht. Man entscheidet sich dafür, die Zündkapsel mit einem Wassergewehr von der Ladung zu trennen.«

Sie fahren in die Station ein. Der Hund bellt. Gegenüber steht jemand auf. »Lassen Sie mich durch?« Der Platz wird sofort wieder belegt. Bosch. Aaron hört ihn die Geldtasche ranziehen. Ihr Herz wummert im Technorhythmus.

»Zurückbleiben!«

»Die Entschärfer hatten jetzt neunzehneinhalb Minuten Zeit, das müsste genügen. Wenn wir auf der Brücke über den 17. Juni sind, lasse ich den Button los. Sollte ich mich geirrt haben, werden wir es gleich wissen.«

Aarons Atem setzt aus. Der Zug nimmt Fahrt auf. Ist auf der Brücke. Der Hund jault. Eine Zeitung raschelt. Eine Frau erzählt von einem Vierer im Lotto. Eine Nase wird geschnäuzt.

»Sie retteten neunundzwanzig Menschen«, wisperst Holm ihr ins Ohr. »Aber sich selbst werden Sie nicht retten.«

Pavlik telefoniert mit Demirci. »Ist die Bombe entschärft?«

»Vor drei Minuten. Die Kinder sind wohl auf.«

»Hat man Aaron im Bahnhof gesehen?«

»Nein. Die Bundespolizei hat dort um diese Uhrzeit nur fünfzehn Beamte im Einsatz. Und allein sechs waren bei einer Messerstecherei im Untergeschoss.«

»Was ist mit der Videoüberwachung vom Parkhaus?«

»Das haben sie nicht benutzt. Der Fluchtwagen steht im Tunnel. Sie sind durch eine Feuertür ins Gebäude. Wo stecken Sie?«

»Bin gleich da.« Pavlik stürmt im dritten Stock der Abteilung aus dem Fahrstuhl. Sieht Nieser mit Majowski und Delmonte. »Wo ist er?« fragt Pavlik.

»Hör mal –«

»Wo?«

»Vernehmungsraum II.«

Die Tür kracht aus den Angeln. Pavlik fliegt heran. Er donnert Niko die Fäuste in die Nieren, Niko sackt stöhnend zusammen. Pavlik reißt ihn hoch. Zwei in die Rippen, einer ins Gesicht. Nikos Nase bricht. Er wehrt sich nicht gegen den Trommelwirbel von Schlägen. Solarplexus, Kopf, Milz, Leber. Allein die Wand verhindert, dass er umfällt. Männer kommen angelaufen, ziehen Pavlik weg. Niko kippt um. Pavlik befreit sich und tritt ihm in den Unterleib. Vier können ihn kaum halten.

Er brüllt: »Was hast du getan?«

Sie wollen ihn rauszerren, schaffen es nicht. Er tobt, schlägt um sich, bis er Sandras Stimme hört. »Ich weiß, Ulf.« Pavlik friert ein. Die Männer lassen ihn los. Zwei helfen Niko auf die Beine. Blut strömt aus seiner Nase wie aus einem Wasserhahn. Sie legen sich seine Arme um die Schultern, schleppen ihn zur Tür. Sandra stellt sich ihnen in den Weg. Niko hängt willenlos vor ihr. Ihre Faust trifft mit voller Wucht sein Nasenbein, bricht es ein zweites Mal. Kein Laut. In seinen Augen ist mehr Trauer, als sie je gesehen hat. Sie gibt die Tür frei. Man schließt sie leise hinter ihr. Pavlik fällt auf die Knie. Sandra sinkt vor ihn und zieht ihn an sich. Beide weinen.

»Ich bin schuld«, flüstert er.

Sie nimmt seinen Kopf in beide Hände. »Ich geb dir fünf Minuten zum Flennen. Dann stehst du auf und holst sie da raus.«

Helmchen hat das schreiende Baby auf dem Arm. Sie funktioniert eine Dose mit Büroklammern zu einer Rassel um und beruhigt die Kleine damit. Jenny patscht nach dem neuen Spielzeug, während Helmchen mit der freien Hand das klingelnde Telefon abnimmt. »Abteilung, Helm. – Frau Demirci ist informiert. Tut mir leid, ich weiß nicht, wann sie Zeit hat.« Sie sieht Pavlik und Sandra. »Ich melde mich.« Helmchen legt auf.

»Ich will, dass Sandra und Jenny in das sichere Haus nach Cottbus gebracht werden. Wer ist frei?«

»Keiner. Aber Frau Demirci hat gesagt, dass die Fünf sich um die beiden kümmern, solange es nötig ist. Ich rufe sie her.«

Inan Demirci genießt Personenschutz, auch wenn sie es anders formulieren würde. Obwohl die Abteilung nicht zum BKA gehört, stellt dessen Sicherungsgruppe traditionell die Männer des Kommandos, die nur »die Fünf« genannt werden.

Sandra nimmt Helmchen das Baby ab und legt es in den Tragekorb, wo es strampelnd lacht. Pavlik zieht seine Frau an sich. »Ich soll dir sagen, dass sie dich liebhat.«

Neue Tränen kommen.

Seine Stimme ist fest. »Erinnerst du dich, wie wir mit ihr und den Zwillingen im Garten Wilder Westen gespielt haben?«

Sandra nickt.

»Damals haben wir uns mit Spielzeugpistolen duelliert. Sie hat gemeint: »Keiner ist schneller als ich, Fremder.« Es war die Wahrheit. Keiner ist schneller. Morgen Abend spielen wir mit ihr Scrabble und lassen sie gewinnen.«

Helmchen legt den Hörer auf. »Die Fünf sind gleich da.«

Pavlik küsst Sandra. »Ich rufe dich an.« Er läuft raus, kehrt um, hebt seine Tochter hoch, um noch einmal ihren Geruch zu inhalieren, weil er nicht weiß, wie lange es vorhalten muss.

In der Einsatzzentrale eins höher steht die halbe Truppe um Demirci herum. Sie telefoniert über Lautsprecher mit der Polizei auf dem Hauptbahnhof. »Sie müssten um zehn vor eins im Gebäude gewesen sein. Er hat das garantiert so berechnet, dass sie unmittelbar vor der Abfahrt auf dem Bahnsteig waren. Ich will die Züge, die zwischen 12.50 Uhr und 13.00 Uhr abfahren. Fern- und Regionalverkehr, U- und S-Bahn.«

»Augenblick.«

Pavlik tritt neben Demirci. Hektik im Raum. Sie sind einen Moment unter sich. »Danke für die Fünf«, sagt er leise.

Demirci drückt kurz seine Hand, eine überraschende, warme Berührung, die ihm unendlich guttut. Sie wendet sich einem Kollegen zu, stellt im Telegrammstil präzise Fragen, die ebensolche

Antworten fordern. Pavlik betrachtet sie verstohlen. Aus dem Nichts haben sich tiefe Kerben in ihr Gesicht gegraben. Zum ersten Mal fällt ihm auf, wie schmal sie ist. Nicht hübsch, eher eigenwillig, die Augen zwei große blaue Splitter, aus einem rohen Saphir gebrochen. Im fuchsroten Haar erste Silberfäden, die Nase gebogen wie der Schnabel eines Raubvogels. Augenfältchen verraten, dass sie gern lacht. Aber Pavlik hat sie nie lachen sehen.

»Die U-Bahn Richtung Brandenburger Tor«, teilt die Bundespolizei mit. »Drei S-Bahnen: Westkreuz, Wartenberg, Potsdam. Vier Regionalzüge: Eisenhüttenstadt, Dessau, Rathenow, Nauen. Der Hamburger ICE. Nein, hatte Verspätung. Das war's.«

Pavlik denkt nach. Die Regionalzüge ergeben keinen Sinn. Zu wenige Stopps, zu riskant. Die U-Bahn scheidet auch aus. Was soll Holm am Brandenburger Tor?

Demirci und Pavlik sagen gleichzeitig: »S-Bahn.«

Die Kamerabilder vom Bahnhof werden in die Videowand eingespeist. Sie zeigen die Bahnsteige in vier Perspektiven. Von Aaron keine Spur.

Vorlauf.

»Da sind sie!« ruft Ines Grauder.

Potsdam. 12.55 Uhr. Der Zug fährt bereits ein. Holm umfasst Aarons Hüfte, in der Linken hat er das Handy. Sie rennen von der Rolltreppe auf den Bahnsteig.

Sascha und Mister Uzi sind dicht hinter ihnen. Pavlik achtet nur auf Mister Uzi. Er schleppt das Geld. Die geschlossene Jacke wird von der Waffe ausgebeult. Er hat eine Basecap ins Gesicht gezogen, hält den Kopf gesenkt.

»Komm schon, zeig dich«, murmelt Pavlik.

Aaron tippt Mister Uzi an. Er fährt herum und schaut direkt in die Kamera.

Gutes Mädchen.

»Stopp!« sagt Demirci. Das Gesicht des Mannes ist groß im Bild. Ein Mittvierziger, fleischig, teigige Haut, atemlos. »Sofort biometrischer Abgleich mit INPOL«, weist sie Krampe an.

Ein Screenshot wird gemacht.

»Was hat Holm da?« Büker meint das Futteral.

»Schusswaffe?« fragt Demirci.

Pavlik schüttelt den Kopf. »Für ein Gewehr zu kurz, für eine MP zu flach, für eine Pistole zu groß.«

Das Video läuft weiter. Zwei asiatische Touristinnen sprechen Holm an. Er zieht den rechten Handschuh mit den Zähnen ab und schießt ein Handyfoto von ihnen, während der Zug zum Stehen kommt.

»Frau Grauder, lassen Sie die beiden über die Medien suchen. Holms Fingerabdrücke sind auf dem Handy.«

»Sie sind vor genau fünfundzwanzig Minuten abgefahren«, sagt Pavlik. »Wie lange braucht der Zug nach Potsdam?«

»Vierzig Minuten«, lautet die Antwort der Bundespolizei.

»Falls sie noch im Zug sind – wo wären sie jetzt?«

»Fahren in einer Minute in den Bahnhof Wannsee ein.«

»Haben Sie dort Beamte?«

»Aktuell nicht.«

»Können Sie eine Drohne hinschicken?«

»Nein. Die sind alle in der City und haben bloß eine Reichweite von fünfzehn Kilometern.«

»Besitzen Sie Zugriff auf die Kameras in Wannsee?«

»Ja.«

»Schnell.«

»Wo macht der Zug noch Halt?« fragt Demirci.

»Griebnitzsee. Babelsberg. Potsdam Hauptbahnhof.«

»Sofort Zivilbeamte zu den Stationen. Sie sollen bei Kontakt nichts unternehmen, nur observieren.«

Am anderen Ende werden Anweisungen erteilt.

Die Bilder aus Wannsee kommen. Der Zug steht schon, die Türen öffnen sich. Ein Mann mit einem Hund. Drei Sportler laden ihre Räder aus. Zwei Frauen mit Einkaufstaschen.

Aaron.

Holm presst sie links an sich und geht zügig, aber nicht überhastet zum Ausgang. Sascha und Mister Uzi folgen.

»Umschalten«, sagt Pavlik.

Die Bahnhofshalle wird eingespielt. Die drei Männer tauchen mit Aaron auf. Vor einem Zeitungskiosk wird die Auslage neu bestückt. Ein Packen klatscht auf den Boden.

Aaron bleibt stehen und spricht den Zeitungshändler an.

In der Einsatzzentrale wird es abrupt zehn Grad kälter.

Der Händler schüttelt den Kopf. Holm zerrt Aaron weiter. Sie verlassen das Gebäude und sind verschwunden.

»Haben Sie Kameras auf dem Vorplatz?« fragt Demirci.

»Nein.«

»Beordern Sie Leute hin. Ich will wissen, was sie zu dem Mann gesagt hat. Treiben Sie Zeugen auf, die sie beim Verlassen des Bahnhofs gesehen haben. Sie setzen die Flucht mit einem Auto fort. Ich will das Kennzeichen.«

»Dreihundert Meter weiter ist eine Marina«, schiebt Pavlik hinterher. »Überprüfen Sie die auch. Für den Fall, dass sie ein Boot nehmen.«

Demirci sieht ihn an. »Legen Sie sich kurz aufs Ohr.«

»Nicht nötig.«

»Doch. Ich brauche Sie ausgeruht.«

Niko sitzt reglos auf einem Stuhl. Der Kopf hängt auf der Brust. Demirci kommt rein. Sie nimmt ihm gegenüber Platz. Er hebt den Blick. Seine Nase ist geschwollen, die Wangen aufgeplatzt. Verkrustetes Blut bedeckt den Mund.

»Ich sehe, Herr Pavlik hat Ihnen schon das Nötigste gesagt«, meint Demirci kalt.

»Bringen Sie's hinter sich.«

»Ich versuche zu verstehen, was Sie getan haben. Doch so sehr ich mich bemühe, es will mir nicht gelingen.«

»Das ist etwas zwischen Jenny und mir.«

»Die Entscheidung über ihr Leben?«

»Sie hat mich angefleht, sie gehen zu lassen.«

»Es war Ihre gottverdammte Pflicht, sie davon abzuhalten!« brüllt Demirci.

»Es hat mit Barcelona zu tun.«

Demirci steckt sich eine Zigarette an. Sie braucht fünf tiefe Züge, um ihre Stimme zu beruhigen. »Was heißt das?«

»Sie glaubt, dass sie dort ihre Ehre verloren hat. Dass sie feige war. Ich konnte es ihr nicht ausreden.«

»Ich kenne Ihre Aussage von damals. Und auch die von Jenny Aaron. Wir sind unter uns, das Gespräch wird nicht aufgezeichnet.

Wie war es wirklich?«

»Das ist doch nicht mehr wichtig.«

»Ich entscheide, was wichtig ist.«

»Holm und Nina Deraux hatten Waffen in der Halle deponiert. Sein Bruder hat draußen die drei Katalanen erschossen. Ich habe von Holm zwei Kugeln gekriegt. Jenny konnte fliehen. Sie hat Deraux getötet und Sascha die Narbe am Hals verpasst. Jenny wollte mich rausbringen. Ich war zu schwer, konnte ihr nicht helfen, sah schon den Fährmann. Sie war verwundet. Holm hat auf uns gefeuert. Es war unmöglich. Ich habe Jenny weggeschickt. Es gibt kein Geheimnis. Sie lebt mit einer Schuld, die außer ihr niemand versteht.«

»Doch. Ich verstehe es. Es wäre ihre Pflicht gewesen, Holm auszuschalten und Sie zu retten.«

»Sie reden darüber, als hätten Sie's aus einem Handbuch.«

Seine Nase blutet wieder. Demirci hält ihm ein Tempo hin. Er nimmt es nicht. Blut tropft übers Kinn auf den Tisch. »Haben Sie in Barcelona Gaudís Kathedrale gesehen, La Sagrada Família?« fragt sie.

»Und?«

»Hier ist *unsere* Kathedrale. In unserer Familie gibt es Gesetze, die nirgends niedergeschrieben sind. Einige musste ich lernen. Aber das eine kannte ich schon, denn es ist heilig: Wir überlassen keinen Kameraden dem sicheren Tod.«

»Ich habe sie von ihrer Pflicht entbunden.«

»Das konnten Sie nicht.«

»Sie war in Panik.«

»Diese Frau gerät niemals in Panik. Wäre ich zu der Zeit bei der Internen gewesen, hätte ich ein Verfahren gegen sie angestrengt. Vielleicht hat man ihrer Verdienste halber darauf verzichtet oder wegen ihres Namens.«

»Sie herzloses Miststück.«

»So habe ich noch gestern früh gedacht«, spricht Demirci ungerührt weiter. »Aber jetzt habe ich Jenny Aaron kennengelernt. Was immer sie in Barcelona zu ihrem Handeln bewog, es muss von großer Bedeutung gewesen sein. Etwas, das wichtiger war als unser Kodex. Was?«

»Ich weiß es nicht.«

Die Sonne ist weg. Der Schnee kommt zurück.

»Das ist nicht alles«, beharrt sie.

»Sie erinnert sich nicht mehr an das Lagerhaus. Das hat sie mir gestern gesagt.«

Demirci starrt auf das Blut, das auf dem Resopal trocknet. Nikos Halsschlagader pulsiert. Seine Stimme kippt. »Das Einzige, was nicht im Bericht steht, ist meine Angst und ihre Angst und ihr Blick, ehe sie um ihr Leben lief.«

Die Neonröhren flackern. Draußen spritzen Schritte vorbei. Ihr Handy klingelt, sie reißt es hoch. »Ja? Das übernehme ich.« Sie steht auf. »Sagen Sie mir, was ich mit Ihnen machen soll.«

Niko hebt den Kopf. »Wenn das, was ich getan habe, ein Verbrechen war, dann eins, für das es keinen Paragraphen gibt.«

»Sie sind suspendiert«, sagt Demirci.

Pavlik hat ein Sofa. Alt und fadenscheinig steht es in seinem Büro und nimmt die Hälfte des kleinen Raums ein. Vor zehn Jahren hat er es auf der Straße beim Sperrmüll entdeckt und zur Abteilung geschleppt. Es sieht aus, als seien die Motten drin. Einmal erappte er Aaron dabei, dass sie es mit Desinfektionsspray besprühte. Aber nirgends kann er besser nachdenken als auf diesem Drecksmöbel. Es ist in der Abteilung berüchtigt. Wer Mist gebaut hat, muss darauf Platz nehmen. Wenn derjenige danach mit hängendem Kopf über die Flure tritt, braucht nur einer zu raunen: »Er war auf dem Sofa«, und alle wissen Bescheid.

Pavlik kann immer und überall schlafen, fünf Minuten oder fünf Stunden, und ist auf die Sekunde wach. Er schlief in einem Hagelschauer, während sein SET das Go erwartete. Er schlief stehend in der U-Bahn auf dem Weg zur Darmspiegelung. Er schlief, als die Kleine die ersten Zähne bekam, wachte direkt vor ihrem Pseudokrapp-Anfall auf, beruhigte sie am offenen Fenster. Er schlief im Winter unter Laub im Wald, bei einem Stones-Konzert und in einem Bach.

Aber jetzt liegt er seit zwanzig Minuten auf dem Sofa und starrt die Decke an. Die Tür geht auf. Demirci. Pavlik sitzt sofort senkrecht.

»Keine Zeugen in Wannsee. Niemand hat etwas gesehen.«

Darauf war er vorbereitet. Viel wichtiger ist: »Was hat sie zu dem Zeitungshändler gesagt?«

»Wörtlich: ›Verzeihung, wohnen Sie nicht im Bübingweg?‹«

Er wirkt ratlos.

»Dort war damals Boenischs Haus. Stand in seiner Akte.«

Pavlik denkt nach.

»Sie wollte uns etwas mitteilen«, sagt Demirci. »Die Information muss in der gestrigen Vernehmung versteckt sein.«

Es klopft kurz. Helmchen lugt rein. »Die KT hat Holms DNA aus dem Blut auf dem Messer extrahiert, aber in der Datenbank findet sich nichts. Und die Fingerabdrücke waren verwischt.«

Wir haben immer noch die beiden Touristinnen, von denen er das Foto gemacht hat, sagt der Blick, den Pavlik Demirci zuwirft.

»Tut mir leid, ich kann die Konferenz nicht mehr hinhalten«, fährt Helmchen betrübt fort. »Ich muss wenigstens eine Uhrzeit für die Videoschaltung nennen.«

»In fünfzehn Minuten. Danke, Frau Helm.«

»Für Sie ab jetzt Helmchen. Wenn Sie mögen.«

Demirci lächelt kurz. »Sehr gern.«

»Helmchen, wo ist Boenischs Vernehmung?« fragt Pavlik.

»Das weiß ich nicht.«

»Auf ihrem Handy«, erinnert Demirci sich. »Sie wollte die Aufnahme überspielen, aber dazu kam es nicht mehr.«

»Es war im Bus und liegt jetzt bei mir im Büro. Ich bring's dir gleich runter.« Helmchen zieht sich leise zurück.

Pavlik deutet neben sich aufs Sofa. Demirci betrachtet leicht angewidert einen großen Fleck. »Ist das Blut?«

»Keine Ahnung.«

»Tja dann.« Sie setzt sich, verharnt aber steif auf der Kante.

»Er weiß, dass wir in der Budapester Straße sitzen«, sagt Pavlik. »Und er kennt unsere Einsatztaktik.«

»Ja. Das beschäftigt mich auch.«

»Wo hat er das her? Wir schotten uns komplett ab.«

»Ein Maulwurf?«

»Ich bin unsere Leute vorhin alle durchgegangen. Bei keinem kann ich's mir vorstellen. Aber ich will nicht so tun, als ob das noch nie vorgekommen wäre. Man müsste jeden unter die Lupe nehmen.

Doch abgesehen davon, dass dafür die Zeit fehlt, glaube ich, dass Holms Quelle in der Teppichetage sitzt.«

»Die Innenministerkonferenz –«

»Es muss kein Minister sein; vielleicht ein Staatssekretär«, sagt Pavlik. »Holm macht Geschäfte mit der Angst. Es könnte ihm gelungen sein, jemanden zu erpressen. Es gibt noch andere Möglichkeiten. Er übernimmt Auftragsmorde für die Mafia. Die kauft sich politische Kontakte. Wenn ich mit Kaisern und Königen tafeln müsste, so wie Sie, wäre ich sehr vorsichtig, was für einen Trinkspruch ich ausbringe.«

Schweigen.

»Wollen Sie gar nicht wissen, was Kvist ausgesagt hat?«

»Wozu?«

»Er nennt sie ›Jenny‹. Ich habe sie tanzen sehen. Wie lange waren sie zusammen?«

»Ein Jahr.«

»Würde er für sie lügen?«

»Er würde alles für sie tun.«

Demirci zögert. Eine Frage brennt ihr auf der Zunge. Aber sie lässt sie verglühen. »Womit können wir arbeiten?«

»Holm wusste, dass ich fünfundsiebzig Meter von ihm entfernt lag. Er kann Entfernungen genau bestimmen.«

»Er hat sich mit den Gegebenheiten vertraut gemacht.«

»Sicher. Aber ein Maßband hat er nicht gebraucht. ›Aus zwei Metern zwischen die Augen‹. Sie erinnern sich? Das war Ironie.«

»Sie denken, er ist Scharfschütze?«

»Von zwei Anschlägen mit dem Gewehr wissen wir. Einmal in Frankfurt/Oder, dabei wurde eine Ukrainerin getötet. Und einmal vor dem Hotel Jupiter. Darauf hat Sascha angespielt. Er hat nicht für sich gesprochen, sondern für seinen Bruder. Es waren keine großen Distanzen. Aber ich wette, Holm kennt sich mit ganz anderen aus. Das ist eine Wissenschaft, die muss man lernen. In der Regel beim Militär wie ich. Wo? Beim Bund war er nicht. Sollten wir Fingerabdrücke von ihm kriegen, gleiche ich sie mit der ›Pavlik-Liste‹ ab.«

Demirci schaut ihn fragend an.

»Mein privates Archiv. Ich habe die Schüsse von Snipern dokumentiert, die Spuren am Tatort hinterließen. Was ist mit dem dritten Mann? Hat der biometrische Abgleich was ergeben?«

»Nein. Es wird nicht nach ihm gefahndet, er ist nicht vorbestraft, kein Eintrag in INPOL.«

»In irgendeinem System ist er. Und noch was: Sascha wollte hinten zu Aaron ins Auto steigen. Aber Holm sagte: ›Es ist dir nicht gestattet.««

Sie wechseln einen langen Blick. »Er erlaubt seinem Bruder nicht, sich an ihr zu rächen«, murmelt Demirci. »Ist das eine gute oder eine schlechte Nachricht?«

»Eine schlechte. Es heißt, dass er für sie eine Strafe vorgesehen hat, die schlimmer ist als alles, was Sascha ihr antun könnte.«

»Sie sagten vorhin etwas zu Holm.«

»Ich habe so einiges zu ihm gesagt.«

»Dass sie ihn und seinen Bruder töten wird. Sie haben ihm Ihr Wort darauf gegeben. Meinten Sie das ernst?«

»Ja.«

Kein Zweifel schwingt in dieser Antwort mit. Als habe Demirci gefragt, ob in seinem Büro ein Sofa steht.

»Wie schätzen Sie ihre physische Verfassung ein?«

»Ich habe sie umarmt. Jeder Muskel ist definiert. Sie hat ihr Kampfgewicht.«

»Was ist das wert? Sie ist blind.«

»Sie waren im Schießkino dabei. Es war Aarons Bahn. Auf der Waffenablage ist eine Kerbe, genau in der Mitte, sie konnte sich also orientieren. Trotzdem: Ein solcher Schuss ist ein Wunder. Das war aber nicht die eigentliche Sensation. Sie *wusste*, dass es eine Neun und keine Zehn war. Haben Sie eine Vorstellung davon, welches Raum- und Körpergefühl man besitzen muss, um das blind erkennen zu können?«

»Nicht einmal ansatzweise.« Demirci ist in Gedanken beim gestrigen Nachmittag. *Eine Metapher? Eine Erfahrung.* »Sie hat die Rüstung in meinem Büro gesehen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich weiß nicht, wie sie es bewerkstelligt hat, aber sie wusste, dass dort etwas steht, das sie nicht von früher kannte.«

Er steckt sich eine Zigarette an. »Holm gibt seinen Feinden keine Chance. Dennoch hat sie ihn mit dem Messer verletzt. Um Aarons Physis sollten Sie sich keine Sorgen machen.«

»Will sie leben, oder will sie sich opfern?«

»Sie hat uns am Bahnhof Wannsee eine Nachricht hinterlassen. Also will sie leben.«

»Sie glaubt, in Barcelona feige gewesen zu sein. Konnte sie ihre Ehre durch die Rettung der Kinder wiedererlangen?«

»Nein. Das vermochten die Samurai nur durch eines.«

Beide wissen es. Allein durch den Tod.

Er atmet ruhig und ist es nicht. »Einmal sagte sie: ›Sollte am Ende noch Zeit sein, will ich mich nicht fragen, warum ich sterben muss, sondern wissen, warum ich gelebt habe.««

Fårösund, Dezember 2013

Wie soll ich diesen Brief beginnen?

»Liebe Aaron« klingt seltsam. Wir reden uns alle nur mit Nachnamen an, so halten wir's, seit es uns gibt. Vielleicht, um besser klarzukommen, wenn einer dem Fährmann seine Münze geben muss. Bei mir hat es nie funktioniert. Und bei Dir auch nicht. Nur einen haben wir beim Vornamen genannt. Und über den sprechen wir nicht mehr.

Ich weiß noch, wie man mir Deine Akte gab und sagte: »Die sollten Sie sich ansehen.« Ich hatte nie eine Beurteilung wie Deine in der Hand gehabt. Aber ich will ehrlich sein: Zu dem Gespräch ins Ministerium habe ich Dich wegen Deines Namens gebeten, mehr aus Neugierde. Ich wollte keine Frau in der Truppe. Große Eier vertragen sich nicht mit knappen Röcken. Entschuldige einen alten Macho, weißt schon, wie ich's meine.

Garantiert hast Du mich für ein hochnäsiges Arschloch gehalten. Mir hat genügt, Dich durch die Tür kommen zu sehen. Der Rest war nur Geplauder.

Bis auf das, was ich Dir am Ende sagte. Wirst Dich erinnern.

Sechs Jahre warst Du bei uns. Du hast noch knappere Röcke getragen, als ich befürchtet hatte, und allen die Köpfe verdreht. Bis auf Pavlik natürlich. Aber jeder wäre für Dich durchs Feuer gegangen. Ich muss Dir nicht sagen, warum.

Ein paarmal haben die Korinthenkacker versucht, Dir ans Zeug zu flicken. Du wirst es nicht wissen, immer sind die Jungs einer nach dem anderen zu mir und haben gemeint: »Wenn Aaron gehen muss, gehe ich auch.« Pavlik und Butz haben sogar mal ihre Waffen auf den Tisch gelegt. Die Wahrheit ist: Wenn man mich gezwungen hätte, Dich rauszuschmeißen, wäre ich vor Dir gegangen.

Weil Du mit der Pistole die Beste warst? Auch. Wegen Deiner Intelligenz? Auch. Weil Du mit dem Bügel einer Sonnenbrille töten kannst? (Ja, Pavlik hat es mir erzählt.) Auch. Doch im Grunde nur, weil die Abteilung ohne Dich nicht mehr dasselbe gewesen wäre. (Und das ist sie auch nicht.)

Beim Wettschießen bleibt die sechste Bahn leer, das haben die Jungs entschieden, ohne dass einer ein Wort darüber verloren hätte. So feierst Du immer mit.

Solange ich Dich kenne, hast Du mich nur einmal enttäuscht. Du hast gedacht, ich würde das mit Dir und Kvist nicht merken. Gesagt habe ich nichts. Er war nicht richtig für Dich, aber das war Deine Sache. Ich bin nicht Dein Vater, auch wenn es mir gefallen würde.

Er war wohl der einzige Mensch, der stolzer auf Dich war als ich. Wir sind uns öfter beruflich über den Weg gelaufen. Ich habe seine Augen leuchten sehen, wenn ich ihm von Dir erzählt habe. Aber er hatte Angst um Dich. Einmal hat er angedeutet, dass es besser wäre, wenn ich Dich in leichteres Fahrwasser schicken würde. Den Gefallen konnte ich ihm nicht tun.

Er war eine Legende. Aber wenn ich vor einem Einsatz die Wahl gehabt hätte, ihn in seiner besten Zeit zu nehmen oder Dich – ich hätte mich ohne Zögern für Dich entschieden.

In Barcelona war ich nicht dabei. Ich habe viele Berichte in meinem Leben gelesen. (Ich bin sie alle müde.) Manchen habe ich zugestimmt, anderen nicht. Nie gab es einen, der weniger von der Wahrheit sprach als dieser. Alles mag so gewesen sein. Mit einer Ausnahme: dass Du feige warst. Wer das schrieb, hat Dich nie gekannt. Eine Situation einschätzen: Das kann allein derjenige, der sich darin befindet. Kein Bericht erfasst, warum man so und nicht anders gehandelt hat.

Vielleicht gibt es auch etwas, das Du für Dich behältst. Dann wirst Du Deine Gründe haben. Wenn Dir irgendwann danach ist, gehen wir angeln, und Du erzählst es mir.

In zwei Jahren ist mein Ausstand. Die Nachfolge ist geregelt. Inan Demirci. Eine Frau, stell Dir vor! (Na, das hast Du uns eingebrockt.) Sie taugt was, muss sich nur ein bisschen lockerer machen. Man wird mir eine Uhr schenken, und ich überführe mein Boot nach Schweden. Das Haus steht Dir immer offen.

Hier sitze ich gerade auf der Veranda. Ich genieße ein paar freie Tage mit einem alten Freund. Er liegt in der Hängematte und schläft. Du kennst ihn, er leitet im BKA die Abteilung Terrorismus. Gestern Abend hat er mir eine sehr große Freude gemacht, als er sagte, dass Du jetzt Fallanalytikerin bei ihnen bist. (Ehe Du auf falsche Gedanken kommst: An der Schraube habe ich nicht gedreht.)

Du hast ihn beeindruckt. Aber das war ja klar.

Wie soll ich Dir erklären, was ich in dem Moment gefühlt habe? Als mein Sohn mir eröffnet hat, dass ich Großvater werde, war das phantastisch. Das Aufwachen nach meiner Herz-OP. (Letztes Jahr, aber mir geht's gut.) Und auch mein dreißigster Hochzeitstag. Weil ich nicht fassen kann, dass ich das alles überlebt habe und bis heute diese wunderbare Frau lieben darf. (Von der ich Dich umarmen soll!) In die Kategorie gehört das.

Wir können den Wind nicht ändern, aber die Segel anders setzen. Das hast Du getan. Du bist, was Du bist. Es gibt keine Situation, die so aussichtslos ist, dass Du sie nicht meisterst. Du wirst aus allem immer das Beste machen. Das ist Deine Natur.

Jetzt weiß ich auch, wie ich den Brief hätte beginnen sollen. Willkommen zurück, Aaron. Das hätten die Worte sein müssen.

Dein alter Lissek

Seit vierzig Minuten zählt sie die Sekunden, während sie gleichzeitig nachdenkt. Sie sind auf der Autobahn. Aaron spürt es am ruhigen Vibrieren des Fahrzeugbodens, dem Flüsterasphalt, den fehlenden Ampelstopps und Richtungswechseln. Direkt nach dem Verlassen des Bahnhofs Wannsee wurde sie in den unbeheizten Laderaum geworfen. Holm wies Bosch an, ihr die Hände mit einem Kabelbinder hinter dem Rücken zu fesseln. Nahm ihm die Uzi ab, geht kein Risiko ein. »Lassen Sie sich nicht von ihrer Blindheit täuschen. Wenn Sie ihr die kleinste Chance geben, bricht sie Ihnen das Genick, als wäre es ein Streichholz.«

Holm siezt ihn. Natürlich. Er würde sich nie mit jemandem gemein machen.

Das Band schnürt tief in ihre Haut. Sie hat beim Losfahren geschnipst, erkannt, dass sie in einem Transporter oder Lieferwagen

ist. Bosch hockt ihr auf dem Boden gegenüber. Zwischen ihnen liegt die Geldtasche, sie stößt mit den Füßen dran. Die Brüder sind vorn in der Fahrerkabine. Sie weiß nicht, ob es ein Sichtfenster gibt.

Längst ist ihr klar, dass Holm sie nicht mit Jetonauge allein lassen will. Sie hat seinen Satz im Ohr:

Es ist dir nicht gestattet.

Zum dritten Mal verändert Aaron unmerklich ihre Position. Rechts hat sie bereits zwanzig Zentimeter erkundet. Sie rutscht ein winziges Stück nach links, sucht etwas, womit sie das Band durchscheuern kann. Nichts. Weitere zehn Zentimeter.

Ihre Finger streifen nur die geriffelte Metallwand.

Bosch schraubt eine Wasserflasche auf. Trinkt. Schraubt sie wieder zu. Steckt die sechste Zigarette an. Sie hört das Klacken des Einwegfeuerzeugs, riecht den Rauch.

»Lassen Sie mich mal ziehen?«

Er macht keine Anstalten, raucht hastig, ignoriert sie. Aaron ruft sich seine Stimme ins Gedächtnis und versucht, sie einer Gestalt zuzuordnen. Sie ist nicht sehr gut darin. Es kommt vor, dass sie eine Stimme als attraktiv und männlich empfindet und später erfährt, dass es ein Dicker, Dünner, Krummer war. Eine junge Stimme kann zu einem alten Menschen gehören und umgekehrt. Ein Leben, die Summe all dessen, was den Klang der Stimme prägt, ist keine Frage von Jahren.

Boschs Sprachschatz ist überschaubar, er nuscht die Worte schlampig weg, behandelt sie lieblos; der Takt der Silben ist eintönig. Am Satzende geht seine Stimme stets leicht nach oben. Als fühlte er sich ungerecht behandelt und habe ständig das Gefühl, sich wehren zu müssen. Eine Empörung sitzt in ihm und darf nicht raus.

Seine Angst vor Holm ist offensichtlich; er ordnet sich ihm vollkommen unter. Aber es wird niemanden geben, der keine Angst vor Holm hat, Aaron eingeschlossen. Anweisungen bestätigt Bosch mit einem knappen »Ja« oder »Gut«. Sie leitet daraus ab, dass er längere Zeit in einem System von Befehl und Gehorsam verbrachte. Er benutzt kein Deo, Aaron riecht seinen sauren Schweiß. Er ist die Gesellschaft von Männern gewohnt, die daran keinen Anstoß nehmen. Bundeswehr, vermutet sie, aber kein höherer Dienstgrad.

Wofür Holm ihn braucht, ist klar; Bosch verriet es im BMW, als Jetonauge nochmal nachfragte: »Also, wofür bist du gut?« Mag sein, dass er Stresssituationen kennt, die Ereignisse dieses Tages überfordern ihn jedoch definitiv. Bosch hat seine Nerven nicht unter Kontrolle, sonst hätte er sich auf dem Bahnsteig nicht zu der Kamera umgedreht.

Sie muss eine Beziehung zu dem Mann aufbauen. Er ist der Einzige, der zwischen den Brüdern und ihr steht. Stehen könnte. »Nur ein Zug«, wiederholt Aaron. Sie schaut an ihm vorbei, tut so, als suche sie sein Gesicht, will sein Mitleid erregen. Erneut zeigt Bosch keine Reaktion. »Ist meine Marke.«

Er beugt sich vor. Sie spürt die Zigarette zwischen ihren Lippen, saugt gierig daran, Chesterfield. »Wie ist Ihr Vorname?« fragt sie. »Meiner ist Jenny. Eigentlich Jennifer. Aber so hat mich nie jemand genannt.«

»Ich weiß, was Sie versuchen.« Er zieht den Reißverschluss der Tasche auf. Zählt Geld. Will sich ablenken.

»Was denn?«

»Mich bequatschen.«

Er spricht nach unten, hat die Augen aufs Geld gerichtet. Sie nutzt es aus, um einige Zentimeter weiter zu rutschen. Aaron bekommt etwas zu fassen und erforscht es vorsichtig. Ein Haken für Spanngurte. »Ich will nur, dass wir uns ein bisschen besser kennenlernen«, sagt sie und beginnt, mit dem Kabelbinder am Haken zu scheuern. »Damit Sie mir zuhören, wenn ich Ihnen erzähle, wer Holm ist. Das scheinen Sie nicht zu wissen.«

»Was er mit Ihnen hat, geht mich nichts an.« Er schließt die Tasche.

»Und wenn Sie das Geld zehnmals zählen: Sie werden keinen Cent davon sehen. Holm hat nie etwas mit irgendjemandem geteilt. Nicht einmal mit seinem Bruder. Er kann einen Menschen auf viele Arten töten.«

»Er hat gesagt, dass Sie das probieren.«

»Hat er Ihnen auch gesagt, dass wir heute schon früh aufeinandergetroffen sind? Fragen Sie ihn.«

»Seien Sie ruhig.«

»In der Wohnung der Blumenhändlerin, die er meinem Kollegen gegenüber erwähnt hat. Sie erinnern sich?« Sie arbeitet konzentriert an ihren Fesseln, hält die Arme dabei still, bewegt nur die Hände. Bosch steckt sich eine neue Zigarette an. Sie hört, dass er das Feuerzeug in die Schachtel stecken will. Er rutscht beim ersten Mal ab, schafft es im zweiten Anlauf. »Holm sagte: ›Heute Abend sind Sie tot, und mein Bruder und ich sind um fünf Millionen reicher.‹ Von Ihnen war nicht die Rede.«

»Sie müssen mich für ziemlich dämlich halten.«

»Ich halte Sie für jemanden, der nicht sterben will. Der darüber nachdenken sollte, ob er in Holms Plänen eine Rolle spielt. Wissen Sie, was er mit dieser Blumenhändlerin gemacht hat? Er hat sie gehäutet und ausgeweidet wie ein Tier. Ihr kleines Kind hat er aus dem vierten Stock geworfen.«

Bosch zieht den Reißverschluss wieder auf.

Sie fahren langsamer. Stoppen. Aarons Puls drückt den Kickdown durch und beschleunigt auf Vollgas. Wenn Holm sie jetzt im Nirgendwo gefesselt aus dem Wagen zieht, ist sie wehrlos.

Nein, wir sind nicht abgebogen. Das ist die Autobahn.

Sirenen kommen schnell näher, Polizei und Feuerwehr, krakeelen direkt an ihnen vorbei, werden leiser, bis sie nur noch tuscheln. Unfall, weit vor ihnen.

Aaron kontrolliert ihren Atem. »Was meinen Sie, warum sein Bruder gefragt hat, wofür Sie gut sind? Wenn Sie mir helfen, bleiben Sie vielleicht am Leben.«

Sie arbeitet sich am Stahlhaken ab. Die Haut reißt auf. Ihre Handgelenke glühen.

Es gibt keine Situation, die du nicht meisterst.

Aaron hört, dass Bosch seine Jacke auszieht. Der Zigarettenrauch kommt näher. Sie fühlt Boschs Atem. Etwas berührt ihre Wange. Bewegt sich daran entlang, wird schrundig, schweißig. Sie zuckt zurück. Er streicht über Aarons andere Wange. Sie erkennt, dass es sein Unterarm ist.

Narben. Eine Landschaft aus Schmerz.

»Ich habe viele umgebracht«, flüstert Bosch. »Man hat mir meinen Lohn genannt. Der wäre fair. Ein Dreck ist es.«

Er hockt sich wieder Aaron gegenüber und zählt Geld. Sein Geruch klebt in ihrer Nase.

Aaron sucht Schutz in ihrer inneren Kammer. Das Vibrieren des Fahrzeugs. Der Rauch der Zigarette. Das Knistern der Banknoten. Die Erinnerung an Lisseks Brief. Ihre blutenden Handgelenke. Dieser Haken. Ihre Angst.

Das ist alles, was sie hat.

Und die Frage: *Wird Pavlik meine Botschaft verstehen?*

Helmchen bringt ihm Aarons Handy. »Es ist ausgeschaltet. Soll ich wegen der PIN jemanden von der Technik holen?«

»Nicht nötig. Wo ist der Busfahrer?«

»Noch in der Keith. Die Kripo vernimmt ihn.«

»Ich will mit ihm sprechen.«

»Habe ich schon veranlasst.« Helmchen legt eine kleine, mit einer Schleife verzierte Schatulle auf Pavliks Schreibtisch.

»Du willst mir doch keinen Antrag machen?« fragt er.

»Dein Geburtstagsgeschenk. Ich war ja gestern nicht da.«

Er nimmt die Schatulle in die Hand, dreht und wendet sie.

»Als du vor achtzehn Jahren bei deinem Dienstantritt in meinem Vorzimmer gesessen und auf dein Gespräch mit Lissek gewartet hast, hatte ich Kummer«, sagt sie. »Eine gute Freundin von mir war sehr krank. Eigentlich verberge ich so was gut, und du hast mich ja auch nicht gekannt. Aber du hast mich angelächelt und gemeint: ›Auf jeden beschissenen Tag kommen zehn gute.‹ Dafür war ich dir dankbar.«

Pavlik erinnert sich.

»Bei mir haben sie alle zum Dienstantritt gesessen«, fährt sie fort. »Sie waren sehr mit sich beschäftigt, haben sich Gedanken gemacht, was sie wohl erwarten wird, wie kalt das Wasser ist, in das man sie wirft, ob sie gut genug sein werden. Du nicht. Du hast in dir geruht und hattest Zeit, dich mit meinem Kummer zu beschäftigen. Da dachte ich, vielleicht wirst du der Einzige sein, der seinen Fünfzigsten in der Abteilung erlebt.«

Pavlik nestelt an der Schleife rum, kriegt es mit seinen großen Fingern nicht hin und reißt sie endlich nach Männerart auf.

In der Schatulle liegt eine Patronenhülse.

»Vor deinem ersten Training habe ich den Schießwart gebeten, mir die Hülse von deiner ersten Kugel zu geben. Herzlichen Glückwunsch, Ulf. Und danke, dass du den anderen immer ein Freund, ein Bruder und auch ein Vater gewesen bist.«

Pavlik weiß nicht, was er sagen soll.

»So wie damals habe ich nur noch einmal gedacht. Du weißt, bei wem. Die Patronenhülse liegt in meiner Schreibtischschublade. Ich habe es nicht fertiggebracht, sie wegzwerfen.« Sie sieht ihn lange an. Diesen Blick hat er bei ihr nie gesehen. »Du bist alles, was sie hat.«

Pavlik nickt nur. Helmchen geht.

Er betrachtet die Hülse, rollt sie zwischen den Fingern. Sie sieht aus wie jede der vielen tausend anderen. Und doch ist sie kostbar. Pavlik tut sie sachte in die Schatulle zurück.

Aaron hat immer noch ein weißes iPhone. »Girliehandy«, hat er sie gern gefoppt. Er probiert es mit den letzten vier Ziffern ihrer alten Dienstnummer. Ungültig. Wann lief Marlowe ihr zu? Weiß er nicht. Der Todestag ihres Vaters? Ungültig. Ein Versuch bleibt ihm, ehe das Handy gesperrt wird.

1905. Sandras Geburtstag. Akzeptiert.

Zwei Dateien mit Sprachaufnahmen. »Vernehmungen« und »Persönlich«. Sein Finger schwebt über dem Display. Er kommt sich schäbig vor. Aber er wählt »Persönlich«.

»19. Juni. Was geschah in der Bar in Paris?«

»20. Juni. War ich wirklich mit Butz in Antwerpen?«

»21. Juni. Welche Farbe haben Pavliks Augen?«

»22. Juni. Wie hieß das Hotel in Barcelona?«

»23. Juni. Hatte ich als Kind Klavierunterricht?«

»24. Juni. Wie klingt Sandras Lachen?«

»25. Juni. Wo habe ich Russisch gelernt?«

»26. Juni. Welches Kleid mochte Niko so an mir?«

Er springt.

»2. Dezember. Noch einmal zu Barcelona. Die wichtigsten Fragen: Wie lange war ich in dem Lagerhaus? Was ist in dieser Zeit passiert? In welchem Zustand war Niko? Hat er mich berührt? Ich ihn? Gab es Worte? Welche? Warum habe ich nicht versucht, Holm auszuschalten?

Warum bin ich geflohen und habe Niko zurückgelassen? Warum habe ich nicht das MEK gerufen, keinen Krankenwagen angefordert?»

Er steht auf und öffnet das Fenster. Die Kälte nagelt in sein Gesicht. Häuser stemmen sich gegen den tiefen Himmel. Im Grunde wusste er es schon in dem Moment, als Aaron ihn vor dem Hotel Jupiter fragte, wie er aussieht. Aber er hoffte, sich zu irren. Nein, belog sich selbst.

Darum hat sie sich Holm ausgeliefert: Weil er die Wahrheit kennt. Dafür ist sie bereit zu sterben.

Gegenüber trudelt ein abgewrackter Weihnachtsbaum auf die Straße. Das Telefon klingelt. Pavlik schreckt zusammen.

»Du wolltest wissen, wenn sich bei Kvist was tut. Er räumt seinen Schreibtisch leer«, hört er Fricke, als er abnimmt.

»Ist der Lolli in seinem Auto?»

»Ja. Hat Claus gemacht. Mikro unter der Kopfstütze.«

»Zwei Mann bleiben an ihm dran.«

»Nur so: warum? Sollen sie mit ihm ein Bier trinken?»

»Er war mit ihr allein. Vielleicht weiß er mehr als wir.«

»Das merkt er doch. Wie gestern.«

»Gestern war es egal. Heute nicht. Peschel und Nieser machen das mit zwei Autos. Sie können Abstand halten, wir haben das GPS. Ruf beim BKA an und schick Kleff und Rogge hin. Sie sollen sich von denen zwei aus dem Achter-Set geben lassen.« Die Fahrzeuge aus dem »Achter-Set« des Bundeskriminalamts besitzen Kennzeichen aus den acht großen deutschen Ballungsräumen. »Aber nicht Berlin. München oder Ruhrgebiet, irgendwelche Rostlauben. Sie lösen Peschel und Nieser schnell ab.«

»Sekunde.« Gemurmelt. Dann wieder Fricke: »Wir haben die Touristinnen. Ein Ticketverkäufer für Stadtrundfahrten hat sie am Zoo aufgrund der Personenbeschreibungen im Radio erkannt. Die Bundespolizei nimmt die Fingerabdrücke von dem Handy. Wenn sie's nach dem Foto nicht betatscht haben, könnten wir Schwein haben.«

»Sofort Abgleich mit AFIS.« Er schließt das Fenster, setzt sich an den Schreibtisch und startet die Boenisch-Aufnahme.

»Es tut mir so leid, dass Sie blind sind. Sehr, sehr leid.«

»– Sie arbeiten in der Wäscherei. Kommen Sie mit den Kollegen zurecht?«

Ein Wäschereifahrzeug als Fluchtwagen? Nein, im Bahnhof Wannsee konnte sie das noch nicht wissen.

»– Ein Schließer hat mich geschlagen.«

Mister Uzi: ein Schließer aus Tegel? Möglich.

»– Ist der Empfang Ihres Transistorradios gut?«

Elektrogeschäft?

»– Ich schäme mich, dass ich den Film geguckt hab. Das hätt ich nicht tun dürfen.«

Videothek?

»– Ich bin so froh, dass Sie damals gekommen sind. So froh. Sie haben mich gerettet.«

Pavlik schließt die Augen. Er versucht, sich die junge Frau vorzustellen, die im Dunkeln vor dem Haus in Spandau stand. Die junge Frau, die Polizistin werden wollte, um ihrem Vater nachzueifern. Die junge Frau, die Pavlik nie gekannt hat. Zwanzig war sie, ihre Zukunft eine große Wundertüte. Gewiss hatte sie bei den Ausbildern keinen Bonus wegen ihres Namens. Der kitzelte sie höchstens, Aaron härter ranzunehmen als die anderen. Hatte sie Freunde unter den Kommilitonen? Vielleicht nicht. Menschen wie sie ziehen andere an und verunsichern sie gleichzeitig; man muss ihre Nähe aushalten können.

War sie in einen netten Jungen verliebt, in einen von den Großen, Dunklen, die sie so mag? Welche Träume hatte sie? War sie unbekümmert? Übermütig? Glückliche?

Als Aaron ihr Praktikum bei der Sechsten Mordkommission in der Keithstraße machte, gehörte Pavlik schon seit zwei Jahren zur Abteilung. Nur fünfhundert Meter trennten sie. Und doch eine ganze Welt. Mit dem Alltag der Kriminalpolizei hatte seine Arbeit nichts gemein.

Hin und wieder war er bei der Sechsten im Haus, weil sie die beste Kantine haben. Manchmal fragt er sich, ob er Aaron damals gesehen hatte. Nein, sie wäre ihm aufgefallen. Sie fällt überall auf. Anfangs war das ein Problem für Lissek. Er war sich unsicher gewesen, ob er sie in einen Verdeckten Einsatz schicken sollte. Sie kann sich kaum unsichtbar machen. Aber rasch wurde ihm klar, dass Aarons

Aussehen ein Plus war. Eine Frau wie sie hielt niemand für eine Polizistin.

Von Boenisch hörte Pavlik vor sechzehn Jahren natürlich; die Zeitungen waren voll davon. Es war die Rede von einer »mutigen Polizeianwärterin«, die ganz allein einen Serienkiller zur Strecke gebracht hatte. Kein Bild von ihr. Er wünschte, er hätte sie damals in die Arme nehmen und trösten können und nicht erst so viel später.

»– *Mein Engel. Danke, dass Sie bei mir geklingelt haben.*«

Pavlik sieht zum Sofa. Dort sitzt Aaron.

Sie kennen sich jetzt zwei Jahre, sind längst Freunde. Sie kommt mit Marlowe zu ihnen nachhause. Sie spielen Scrabble und Malefiz, samstags grillen sie. Wenn sie in der Bar in Clichy nicht gewesen wäre, hätten seine Kinder keinen Vater mehr.

Sie funktioniert wie ein Uhrwerk.

Doch gestern tat sie etwas, das ihn erschreckte.

Sie waren zum Training in der Mühle. Das LKA rief an. Ein Mann hatte sich mit seiner Frau und dem kleinen Sohn in einem Haus verschanzt, weil die Frau ihn verlassen wollte. Er drohte damit, sie und das Kind zu töten. Normalerweise wäre es ein Fall für die Brandenburger gewesen. Aber die Mühle war nur zwei Kilometer entfernt, man bat die Abteilung um Hilfe.

Sie rückten zu fünf an, drangen in das Haus ein und fanden die Frau und das Kind gefesselt vor, unverletzt. Der Mann hatte sich im Keller versteckt. Keiner von ihnen hatte bemerkt, dass Aaron längst dort unten war. Das Licht im Keller war kaputt. Pavlik ging mit zwei anderen im Stockfinstern runter. Sie saß auf dem Boden. Als er sie mit der Taschenlampe anstrahlte, weiteten ihre Pupillen sich nicht. Der Mann lag bewusstlos neben ihr. Obwohl er unbewaffnet war, hatte sie ihm drei Rippen, den Kiefer und einen Arm gebrochen.

Pavlik sah, dass Reden sinnlos war. Er verdonnerte den Trupp dazu, das Maul zu halten, schickte Aaron heim und schrieb in seinen Bericht, dass der Mann sie angegriffen hatte. Lissek stellte keine Fragen.

Abends klingelte Pavlik bei ihr, aber sie machte nicht auf.

Jetzt sitzt sie auf seinem Sofa und schweigt seit zehn Minuten. Er setzt sich neben sie. Weitere Minuten vergehen. Dann erzählt sie von

Boenisch. Ihre Stimme rutscht über die Leerrille einer Schallplatte, die sie ewig hören wird. Als sie mit Boenisch fertig ist, erzählt sie von Runge und der Kellnerin in Delmenhorst und den beiden anderen, die er noch getötet hat. Die sie hätte retten können, wenn sie nicht beschlossen hätte, sich selbst zu retten. Pavlik unterbricht sie nicht. Endlich weint sie. Er nimmt sie in die Arme und sagt: »Ist ja gut.«

Sie stößt hervor: »Es wird nie mehr gut.«

Er erträgt die Erinnerung nicht länger. Startet wieder Boenischs Vernehmung.

»Was gefällt Ihnen besonders an Mr. Brooks?«

Boenischs Antwort geht im Lärm eines Flugzeugs unter.

»Ich habe Sie nicht verstanden.«

»Die Hauptfigur.«

»Mr. Brooks?«

»Der ist nicht die Hauptfigur. – Mr. Brooks fährt mit Smith auf den Friedhof. Er drückt ab!«

Friedhof? Nein.

»– Warum Melanie Breuer?«

»Sie hat mich an jemand erinnert.«

»Wie haben Sie sich gefühlt, wenn Sie zu ihr gingen?«

»Da war immer der Druck in meinem Kopf. Sie hätten das merken müssen. Die war doch vom Fach.«

Könnte ihre Botschaft in den Aufzeichnungen der Psychologin verborgen sein? Unwahrscheinlich. Um die zu studieren, hatte Aaron nicht die Zeit.

»– Hab sie still gemacht. Ist so schön, wenn sie still sind. Wie in einem Segelflugzeug, wo man nur den Wind hört.«

»Die Tüte war undurchsichtig. Dabei lieben Sie es doch, die Angst in den Gesichtern der Frauen zu sehen.«

»– Ich hab mich vor mir selber geekelt.«

Ende der Aufnahme. Das war's. Pavlik starrt ins Leere.

Aaron, was willst du uns sagen?

Lisseks letzten Satz bei ihrer ersten Begegnung hat sie nie vergessen: »Wir führen Sie an den gefährlichsten Ort der Welt. Ihren

Verstand.«

Als der Kabelbinder den Widerstand gegen den Spanngurthaken aufgibt und reißt, hat Aaron den Angriff schon zehnmal durchgespielt.

Da sie nicht weiß, ob Bosch seine Jacke geöffnet hat, scheidet der Oberkörper als Ziel aus. Sein Solarplexus und der Rippenbogen verbieten sich ebenso wie Milz, Leber, Galle, Nieren. Ein Dreifingerstich in die Schlüsselbeingrube würde Boschs Atem lähmen. Doch nur, falls das Schlüsselbein freiliegt.

Zu unsicher. Aaron hat sich für den Hals entschieden.

Dabei muss sie sein Gewicht und seine Physis bedenken. Auf dem Bahnhof gewann sie ein Gefühl für seine Größe. Augenhöhe, wenn sie die sechs Zentimeter ihrer Pumps abrechnet. Bosch war in der Lage, eine anderthalb Zentner schwere Tasche im Laufschrift Treppen hochzutragen. Also wiegt er bei einer Größe von eins achtzig mindestens neunzig Kilo, ist durchtrainiert. Aaron muss mit maximaler Härte zuschlagen.

Falls sie sich irrt und Bosch nicht die Halsmuskeln eines Bullen besitzt, wird ihre Faust ihn töten.

Über seine Reflexe weiß sie nichts. Sicher sind sie nicht so gut wie ihre. Trotzdem mahnt sie sich zur Vorsicht. Sie hört ihren Vater: *Denk nie ans Gewinnen, denk daran, nicht zu verlieren.*

Seit zehn Minuten fahren sie wieder.

Holm hat die Autobahn verlassen. Landstraße.

Während sie ihre Handgelenke hinter dem Rücken vorsichtig streckt und dehnt, um die Blutzirkulation in Gang zu bringen, atmet Aaron bereits so, dass ihre Konzentration zum Körperschwerpunkt im Unterbauch verlagert wird.

Ihre größte Sorge ist, dass es zwischen der Fahrerkabine und dem Laderaum ein Fenster geben könnte. Aber sie hat die Entscheidung getroffen. Ihre Füße sind nicht gefesselt. »Meine Beine sind eingeschlafen.« Sie streift die Pumps ab, geht in die Hocke und drückt den Rücken an die Wand. Bosch kümmert es nicht. Aaron hatte genug Zeit, sich seine Position einzuprägen, kann ihn exakt lokalisieren. Er schraubt die Wasserflasche auf und trinkt. Danach klopft er jedes Mal eine neue Kippe aus der Schachtel. Sie wird ihn angreifen, wenn der erste tiefe Zug die Lunge verlässt. Direkt nach

dem Ausatmen ist ein Mensch am entspanntesten, darum ist dieser Moment auch perfekt für den Schuss mit einer Waffe.

Sie legt die Zungenspitze an den Gaumen, um bei einem Gegentreffer einen Knockout zu vermeiden.

Aaron krümmt den linken kleinen Finger.

Bosch zündet die Zigarette an. Er steckt das Feuerzeug zurück in die Schachtel, inhaliert den Rauch, pustet ihn raus. Sie stößt sich ab und springt ihm mit dem Knie in den Schritt. Er stöhnt vor Schmerz auf, etwas Heißes fliegt ihr ins Gesicht; die Glut der Zigarette, die sie ihm aus der Hand geschlagen hat, ehe der mittlere Knöchel ihres kleinen Fingers den Yang-Meridian an der Schlagader findet. Durch die Reizung der Dehnungsfühler in der Aorta wird Boschs Kreislauf vorgegaukelt, dass sein Blutdruck wie eine Rakete in die Stratosphäre schießt. Sein Herz sendet ein Notsignal an den Sympathikus, der die Aktivität sofort auf null fährt und damit einen drastischen Blutdruckabfall auslöst. Sie hat Bosch perfekt getroffen. Sein Körper erschlafft; ehe er auch nur blinzeln kann.

Aaron fühlt seinen Puls. Ohnmächtig.

Ihr Triumph währt zwei schnelle Atemzüge. Das Fahrzeug schlingert in eine scharfe Rechtskurve. Sie wird von Bosch weggeschleudert, fliegt an die Wand. Sie rasen über einen Weg voller Schlaglöcher.

Das Fenster. Holm hat alles gesehen.

Sie versucht, an die Tür zu gelangen. Wieder reißt Holm hart das Steuer herum. Sie wird gegen die andere Wand geschmissen. Will sich festhalten, findet nur glatten Stahl.

Holm macht eine Vollbremsung. Sie hört, dass Fahrer- und Beifahrertür auffliegen. Ihre Schulter ist taub. Sie erwartet, dass Holm den Laderaum öffnet. Doch das passiert nicht. Sie kriecht zu Bosch, klopft die Kleidung ab, sucht die Zigarettenschachtel mit dem Feuerzeug. Draußen kein Laut. Die Schachtel muss irgendwo auf dem Boden liegen. Sie zwingt sich, ruhig zu bleiben, jeden Zentimeter um Bosch herum abzutasten.

Da. Sie reißt die Schachtel auf und greift nach dem Feuerzeug. Aaron öffnet zitternd die Tasche, wühlt ein Loch in die Mitte.

Wenn es mir gelingt, das Geld zu vernichten, brauchen sie mich für eine neue Forderung.

Sie zündet ein Bündel Scheine an, wirft es ins Loch, ein zweites Bündel, drittes. Riecht einen lachhaft dünnen Rauchfaden. Nicht genug, nicht genug. Verzweifelt erkennt sie, dass sie es ohne Brandbeschleuniger nicht schafft. Aaron will weinen, so aussichtslos ist es.

Die Tür wird entriegelt. Sie stellt sich in Angriffsposition, atmet lang und tief, um ihre Muskulatur zu lockern. Holm springt auf die Ladefläche. Er lässt sich fallen, rutscht auf sie zu. Sie weiß, dass er sie mit einem Fußfeger zu Fall bringen will, und weicht aus. Tritt zu und erwischt ihn mit dem Knöchel am Kopf. Sie kniet sich hin, um Holm mit einem Doppelschlag auszuschalten. Doch sie hat keinen Wirkungstreffer gesetzt. Er blockt ihre Faust ab und sticht mit einem Finger in ihre Drosselgrube.

Es ist, als ob ein Stück Fleisch in Aarons Hals steckt. Ein dürres Pfeifen entweicht ihrer Lunge. Eine Minute giert sie nach Luft, verkrampft so, dass ihre Nase zu bluten beginnt. Holm sieht ihr dabei zu. Als sie spürt, dass sie das Bewusstsein verliert, packt er sie und schlägt hart gegen ihren Brustkorb.

Ein Atemzug. Zwei. Flach. Kaum der Rede wert. Sie liegt auf dem Rücken, muss um jeden Kubikmillimeter Luft kämpfen.

Holm schleift Bosch aus dem Laderaum und schmeißt ihn wie einen Sack in den Schnee.

Drei Atemzüge. Vier.

Sie verzehrt sich nach jedem bisschen mehr.

Holm kehrt zurück und geht neben ihr in die Hocke. Genugtuung fettet seine Stimme. »Ich wäre enttäuscht gewesen, wenn Sie es nicht versucht hätten.«

Er hält ihr etwas ans Ohr. Sie vernimmt ein Krächzen, wahnsinnig leise.

»Was – ist – passiert?« Bosch ist wieder zu sich gekommen.

»Warum hören Sie ihn?« fragt Holm. »Weil ich eine Wanze in seine Jacke gesteckt habe. Sie sagten, ich hätte diese Frau gehäutet und ausgeweidet. Bosch könnte so etwas glauben. Aber Sie wissen es besser: Ich bin nicht grausam. Ich handle angemessen, Sie kennen den Unterschied.«

Aaron schiebt sich zur Wand, die Schmerzen brüllen sie an.

»Dass ich nie etwas geteilt habe, nicht einmal mit meinem Bruder, ist eine Lüge, deren Quintessenz Sie nicht begreifen. Ich habe mit meinem Bruder mehr geteilt, als Sie sich vorstellen können. Aber ich sehe es Ihnen nach. Sie wissen nicht das Geringste über mich, und ich weiß alles über Sie.«

Aaron will sich aufrichten. Scheitert.

»Sie spekulieren auf Ihren Marktwert als Geisel? Denken Sie tatsächlich, dass Ihr Heldenmut auf dem 17. Juni ein Blankoscheck auf Ihr Leben ist?«

Plastik reibt an Plastik, Schraubverschluss. Aaron riecht Benzin. Entsetzt will sie fliehen. Sie kommt auf Knien einen Meter weit, dann tritt Holm ihr in den Unterleib. Übelkeit überwältigt sie. Wieder kriegt sie keine Luft.

Jetonauge schreit: »Was soll das? Bist du verrückt?« Er springt in den Laderaum. Stöhnt klagend. Fällt stumpf auf sie. Seine Kleidung riecht nach billigem Gefängniswaschmittel. Sie will sein Gesicht von ihrem schieben, hat keine Kraft mehr. Jetonauge bewegt sich nicht, ist bewusstlos oder tot.

Holm zieht seinen Bruder von ihr runter. Er schleift ihn raus wie Bosch, schmeißt ihn in den Schnee.

Die Lautlosigkeit, mit der er zurückkehrt, verhöhnt sie. Er leert den Benzinkanister neben ihr. Aaron atmet die ätzenden Dämpfe ein, kann nicht mehr klar denken. Sehnt sich danach aufzugeben und zu sterben.

»Ich gebe Ihnen Ihren Blankoscheck zurück.«

Ein Streichholzkopf zischt über die Reibefläche. Ihr Herzschlag wird zum Dauerfeuer eines Maschinengewehrs.

Holm steckt die Tasche in Brand. Aaron rollt sich weg. Ihr Nacken glüht. Sie reißt sich den Mantel vom Leib und erstickt die Flammen in ihren Haaren.

Holm steigt aus.

Er schließt die Tür und lässt sie in dem Inferno allein.

Aaron kriecht über den Boden, durch fauchende Hitze, sucht Boschs Trinkflasche. Sie schließt die brennenden Augen. Ihre Lunge füllt sich mit Ruß und Asche; sie würgt, hustet bitteren Schleim. Nach einer Ewigkeit findet sie die Flasche. Übergießt ihr Kleid mit Wasser, hält es sich vor Mund und Nase. Umsonst. Sie robbt zur Tür,

hofft, dass dort ein Spalt ist, durch den sie Luft bekommt, saugt nichts als beißenden, stinkenden Qualm ein. Sie merkt, wie sie dieses geschundene, nutzlos gewordene Bündel verlässt, das einmal ihr Körper war. Das Maschinengewehr hat ausgefeuert, der Bolzen schlägt bloß in eine leere Patronenkammer, immer langsamer, immer leiser.

Klick ... Klick ... Klick ... Klick ... Klick ... Klick ... Klick ... Klick ...

Tausend glühende Funken tanzen vor ihren Augen und sprühen in den Nachthimmel über einem niedergebrannten Scheiterhaufen. Ben zappelt neben ihr, ebenso aufgeregt wie sie; es riecht erdgrasig-schmurgelig. Sie sind fünf und wissen noch nichts von dem Loch im weißen Weiher. Der Bauer schüttet eine große Kiepe Kartoffeln auf die Glut. Aaron kann es kaum erwarten, nach der ersten zu graben, hat diesen wunderbar weichen, rauchigen, nussigen Genuss schon auf der Zunge.

Ihr Vater packt sie lachend am Hosenbund, holt aus, schwingt sie vor und zurück, während sie kreischt und er so tut, als wolle er sie in den Himmel werfen. Die Kartoffeln sind dick und rund und werden schwarz und schrundig. Aaron wünschte, sie hätte riesige Hände, mit denen sie alle zu einer einzigen Monsterkartoffel zusammenmantschen könnte, die ganz allein ihr gehört. Endlich werden sie aus der Glut geholt. Heiß, heiß, heiß. Ben und Aaron werfen sie von einer Hand in die andere und zählen: »Eins, zwei, Papagei, drei, vier, Offizier, fünf, sechs, alte Hex!« Sie kratzen die verkohlte Pelle ab, bemalen sich mit schwarzen Fingern die Gesichter, bis sie aussehen wie Indianer auf dem Kriegspfad.

Aaron beißt in die beste Kartoffel ihres Lebens.

Sie ist unsagbar dankbar, dass sie so sterben darf.

Mit dem Gesicht im Schnee wacht sie auf. Schmerz tobt wie ein Sturm in ihr. Aaron will sich in die verharschte, eisige Kruste krallen, aber ihre Hände gehorchen ihr nicht. Sie schafft es nicht einmal, in den Schnee zu beißen, damit sie den Geschmack von verbranntem Benzin loswird. Muss darauf warten, dass ihr Körper sie wieder aufnimmt.

»Was hast du getan?« stammelt Jetonaugé.

Holm sagt: »Wir holen uns noch einmal fünf Millionen.«

Der Busfahrer schlingt die Arme um die Brust. »Können Sie bitte die Heizung noch ein bisschen höher stellen?«

Pavlik geht zum Fenster des Vernehmungsraums und tut so, als drehe er am Thermostat. Er weiß, dass der Schüttelfrost von Heinz Schwenkow keine Frage der Raumtemperatur ist.

»Wo bin ich?« will Schwenkow zum dritten Mal wissen.

Pavlik setzt sich wieder. »Wie ich sagte: bei der Polizei.«

»Man hat mich in einem geschlossenen Transporter in eine Tiefgarage gefahren. Als wär ich ein Verbrecher.«

»Das war nur zu Ihrer Sicherheit. Holm hat seinen Komplizen also nie mit Namen angesprochen? Ganz sicher?«

Der Mann sieht ein, dass weitere Klagen über die Umstände sinnlos sind. »Ja. Er hat so gut wie gar nicht mit ihm geredet. Meistens hat er nur mit dem Kinn irgendwohin gedeutet. Der andere ist dann gesprungen. Holm hat ihn gesiezt. Komisch.«

Es wundert Pavlik nicht. Aber Holms Umgangsformen sind nichts als Hohn. Säße er auf dem elektrischen Stuhl, würde er den Mann siezen, der den Strom einschaltet.

»Er hat was aus einem Buch zitiert. Von wem, weiß ich nicht mehr. Aber der Satz geht mir nicht aus dem Kopf, wie auswendig gelernt. ›Was wir wünschen und loben, ist nicht der Mut, würdig zu sterben, sondern der Mut, mannhaft zu leben.«

»Herr Schwenkow, denken Sie nach: Gab es nicht doch einen versteckten Hinweis darauf, wo die Männer hinwollen?«

Schwenkow zuckt hilflos die Schultern, wärmt seine Hände am Kaffeebecher. »Ich würd Ihnen ja gern helfen. Schon wegen Lutz.« Seine Wangen zucken.

»Der Tankwart?« fragt Pavlik.

Schwenkow nickt. »Er war geschieden. Aber er hatte zwei Kinder. Hat so an denen gehangen. Die Große studiert schon. Er war total stolz, weil er doch bloß Hauptschulabschluss hatte. Hat mir mal 'n Foto gezeigt. Hübsch ist die.«

Schwenkow sucht nach Worten. Pavlik drängt ihn nicht. Er soll sich ruhig von einem Gedanken zum nächsten hangeln, vor sich hin reden, während Pavlik geduldig darauf wartet, dass dem Mann etwas in den Sinn kommt, mit dem er arbeiten kann.

»Alles wegen seinem Werkzeug.« Schwenkows Augen füllen sich mit Tränen. »Ich wollt ihm den Kasten ewig zurückgeben, immer verpennt. Ich hätt das Scheißding an der Tankstelle mitnehmen können, als Holm mit mir ausgestiegen ist. Stand unter meinem Sitz. Hab nicht dran gedacht. Bloß an mich.«

Schwenkows Finger sind gelb. Pavlik hält ihm seine Zigarettenschachtel hin. Er bedient sich dankbar. »Eigentlich hätt ich heute frei, aber ein Kollege hat sich krankgemeldet, die Chefin hat mich um sieben aus dem Bett geklingelt, meine Frau hat sich bedankt. Vorhin am Telefon hat sie nur geheult. Ich komm schon irgendwie klar damit. Aber die Kinder, das werden die doch nie mehr los. Den Lehrer hat er einfach erschossen, ohne Grund, das ist kein Mensch, das ist der Teufel. Der andere hatte auch Schiss vor ihm, kann ich Ihnen sagen, der hat vor Holm gekuscht. Der war so durch den Wind, dass er die Handys zweimal gezählt hat.«

»Ach?« hakt Pavlik ein.

»Hab ich im Spiegel gesehen. Hinten auf der Rückbank.«

»Ist Ihnen nochmal aufgefallen, dass er sich nicht konzentrieren konnte?«

»Ja, stimmt. Holm wollte wissen, wo die nächste Tankstelle ist. Und der andere hat direkt neben ihm gestanden. Aber 'n paar Minuten später hat er Holm gefragt, wo wir tanken.«

»Danke, Herr Schwenkow. Jetzt fahren Sie zu Ihrer Frau. Erzählen Sie ihr alles ganz genau. Und nehmen Sie Urlaub.«

»Ich komm noch lang nicht heim. Die von der Kripo sagen, dass ich wieder in die Keithstraße muss. Die wollen mir Bilder zeigen, aus der Verbrecherkartei. Ob der Typ dabei ist.«

»Ich lasse Bescheid geben, dass das nicht nötig ist.«

Auf dem Gang läuft Ines Grauder ihm in die Arme. »Mail das Foto von Holms Mann an alle Berliner Kliniken mit einer Gedächtnissprechstunde«, sagt Pavlik. »Oder besser: Die Bundespolizei soll Leute hinschicken.«

»Wieso?«

»Mit seinem Kopf scheint was nicht zu stimmen. Vielleicht war er in Behandlung.«

»Und wenn er nicht aus Berlin ist?«

Pavlik mustert sie. »Wie lange bist du jetzt bei uns?«

»Zwei Monate.«

»Genauso fragst du.« Er lässt sie stehen. »Wenn du's erledigt hast, komm in den Kraftraum«, wirft er über die Schulter.

Am Lift passt Helmchen ihn ab. Sie drückt Pavlik eine heiße Suppenschale in die Hand. »Die isst du jetzt.«

»Kein Hunger.«

»Bouillon mit Markklößchen, ganz frisch.«

»Helmchen –«

»Sonst rufe ich Sandra an.«

Pavlik schnuppert an der Schale. Wo um alles in der Welt hat Helmchen frische Bouillon her?

»Die anderen sind alle oben«, sagt sie. »Bis auf die Notbesetzung in der Einsatzzentrale. So wie du's wolltest.«

»Ist Demirci noch in der Konferenz?«

»Seit anderthalb Stunden«, meint Helmchen besorgt.

»Hast du mal gelauscht?«

»Wofür hältst du mich?« gibt sie entrüstet zurück.

Er nimmt einen Löffel Suppe und pustet; gehört alles zu ihrem kleinen Spiel. »Wie viel Druck kriegt sie?«

»Schlimm. Svobodas Staatssekretär verlangt ihren Rücktritt.«

»Wer ist auf ihrer Seite?«

»Nordrhein-Westfalen. Die hatten sie für den Posten vorgeschlagen, sie kam ja aus Dortmund zu uns.«

»Sonst keiner?«

»Hauptsächlich duellieren Berlin und NRW sich. Sie kriegt auch Feuer von der Bundespolizei. Weil wir die rumscheuchen. Aber Demirci lässt sie jammern. Sie hat den Generalbundesanwalt mit ins

Boot genommen, dagegen kommt keiner an, das war klug. Ziemlich stur ist sie; so wie Lissek, das gefällt mir.«

»Und Ermittlungsergebnisse rückt sie keine raus.«

»Stimmt – Augenblick – wieso weißt du das?«

Er löffelt seine Suppe. Schmeckt.

»Ach herrje«, sagt Helmchen.

»Das bleibt unter uns«, schärft Pavlik ihr ein. »Wenn Demirci dich besser kennt, darf sie von unseren Pläuschen wissen.«

»Svoboda. Dem traue ich das zu.«

Pavlik vergewissert sich, dass niemand in der Nähe ist. »Erinnerst du dich an die zwei Ukrainerinnen in Frankfurt/Oder?« murmelt er, während er ein Markklößchen rausfischt.

»Du meinst Pi?« fragt sie.

»Ja. Ich will wissen, wer mit der Operation befasst war. Nicht nur die Jungs im Kommando. Die ganze Logistik, das Umfeld.«

Natürlich gab es damals eine Untersuchung. Der Sniper hatte von dem sicheren Haus und dem Jupiter gewusst. Passiert sowas in der Abteilung, geht man genauso vor wie die Massai, wenn ein Löwe einen Rinderhirten getötet hat: Man jagt ihn, bis man ihn gestellt hat. Sonst ist man nie mehr sicher. Nächte im Vernehmungsraum, Observationen, Telefonüberwachung, Hausdurchsuchungen. Misstrauen saß in ihren Klamotten wie ein schlechter Geruch. Pavlik musste mehrmals bei Prügeleien dazwischengehen. Es war schlimm. Nach Wochen schloss die Interne die Akte ergebnislos. Das war schlimmer. Lange hörte man kein Lachen im Haus. Irgendwann wirkte der Alltag wie ein Duftspray. Aber Pavlik hat den Geruch noch in der Nase.

»Das liegt im Panzerschrank bei der Internen«, sagt Helmchen.

»Da kommt nicht einmal Demirci ran.«

»Die Klößchen sind lecker«, brummt er und schnappt sich das letzte. »Sie verstecken sich bloß ein bisschen.«

»Gib mir zwei Stunden.«

Pavlik drückt ihr einen Kuss auf die Stirn.

»Schleim dich nur ein.«

»Ich doch nicht.« Er trinkt den Rest der Suppe direkt aus der Schale und gibt sie Helmchen zurück. »Wenn wir zwei pensioniert sind, gründen wir eine Alten-WG.«

»Und was machen wir mit Sandra und meinem Mann?«

»Wir lassen es wie einen Unfall aussehen.« Pavlik steigt in den Lift. Denkt wieder an Boenisch. An Aarons kryptische Botschaft. Stellt den Fuß in die Tür. »Helmchen?«

Sie dreht sich um, schon einige Meter weg.

»Du hast doch mal in Spandau gewohnt.«

»Ja – und?«

»War das in der Nähe vom Bübingweg?«

»Wieso?«

Die Tür will sich schließen, stößt gegen seinen Fuß, fährt zurück.

»Dort war Boenischs Haus. Kennst du das?«

»Nein, ganz andere Ecke. Wer will da schon hin, das ist mitten in der Einflugschneise von Tegel.«

Tür zu. Tür auf.

»Als ob man auf der Landebahn sitzt«, meint Helmchen.

In derselben Sekunde hört er wieder das Flugzeug, in dessen Lärm Boenischs Antwort bei der Vernehmung untergeht. Hört ihn am Ende flüstern: »Wie in einem Segelflugzeug.«

Was sagte Aaron? »Holm kann jemand als nützlich erachten.«

Er ist wie aus der Welt gefallen. »Ulf?« fragt Helmchen.

»Es könnte sein, dass der dritte Mann Pilot ist. Lass das Foto an alle Flugplätze im Umkreis von zweihundertfünfzig Kilometern mailen. Und an das Luftfahrt-Bundesamt.«

Der Krafraum im vierten Stock ist das soziale Zentrum der Abteilung. Hier wird der neueste Flurfunk ausgetauscht, Streit ausgetragen, geschwitzt, gelacht, geflucht und geschwiegen.

Das Training ist für sie wie Essen und Trinken. Ihre Körper sind Statuen, an denen sie Tag für Tag meißeln. Aber überflüssige Muskelpakete hat keiner von ihnen. Sie würden zu langsam machen, wären beim Stürmen und Kämpfen hinderlich und in vielen Verdeckten Einsätzen zu auffällig.

»Du musst abtrainieren, mindestens zehn Kilo.« Pavlik weiß nicht, wie oft er diesen Satz schon zu einem Neuen gesagt hat.

Würde man ihn selbst auf der Straße sehen, könnte man meinen: Geschäftsmann? Taxifahrer? Wirt? Künstler? Arzt? Pavlik besitzt die Gabe, andere das in ihm sehen zu lassen, was er will.

Als er den Raum betritt und in das Schweigen von siebenundzwanzig Männern und einer Frau schaut, will er, dass sie ihren Anführer sehen, den Mann, an dessen Ruhe sie sich aufrichten können, von dessen Zweifeln sie nichts wissen. Er muss so vieles bedenken, immer, und nie dürfen sie das spüren.

Bis vor wenigen Minuten haben sie funktioniert. Die Dynamik der Ereignisse half, die Gedanken an die toten Kameraden zu verdrängen. Sie konzentrierten sich auf ihre Aufgaben und ließen kein Zittern an sich heran.

Diese Maschine hat Pavlik bewusst gestoppt. Er weiß nur zu gut, dass das Adrenalin, das sie am Laufen hält, irgendwann erschöpft ist. Das Ende kommt nicht langsam, sondern abrupt. Die Maschine steht von einer Sekunde auf die andere still, und sie werden in einen Abgrund von Trauer stürzen. Pavlik ist der Mechaniker, der diese Maschine wartet, sie ölt und pflegt und aufpasst, dass sie nicht heißläuft. Darum müssen sie alle jetzt innehalten, und sei es nur für zehn Minuten, und sich an die Toten erinnern.

Er nimmt sich ein Alkoholfreies aus dem Kühlschrank und setzt sich auf eine Hantelbank.

Niemand sagt etwas.

In jedem Gesicht steht jene unendliche Leere, hinter der sich eine Tür verbirgt, die sie nicht zu öffnen wagen.

Pavlik trinkt einen Schluck, steckt seinen Finger in den Flaschenhals und lässt es ploppen. »Clausen war schon ne Marke«, murmelt er. »Ich war mal bei ihm zuhause. Im Wohnzimmer war eine Wand mit Fototapete. Arktis mit Iglu und Eisbär. Sah so was von kacke aus. Ich hab gesagt: ›Du kannst Kälte doch nicht ausstehen, sogar im August rennst du mit einem Schal rum.‹ Meint er: ›Eben. Ich sitz hier gemütlich im Warmen und gucke zu, wie der Eisbär sich den Arsch abfriert.‹«

Einer giggelt, verstohlen noch, ein anderer grinst.

»Stimmt«, gibt Fricke seinen Senf dazu. »Mir hat er gesteckt: ›Ich hoffe, es erwischt mich im Warmen.‹«

»Hat geklappt«, sinniert Pavlik. »Ich wette, das Auto war so brutal überheizt, dass Blaschke aus dem Hemd gesprungen ist. Der hat nichts mehr gehasst als Hitze. Deshalb hab ich ihn und Clausen gern zusammen eingeteilt, die hatten sich immer was zu verklickern.«

Bierpullen kreisen. Kemper spielt mit einer Hantel. »Clausens Ex hatte so nen Fiffi wie ne Filmschauspielerin –«

»Chihuahua«, gluckst Giulia Delmonte, »hochbeinige Ratte. Dem hat sie ne Nuppenbrosche aus Strass verpasst.«

Kemper nickt. »Genau. Das Teil war größer als die ganze Töle. Clausen hat sich geweigert, mit dem Vieh Gassi zu gehen, wär ihm peinlich gewesen.«

»Wem nicht«, grient Nowak.

»Aber vor zwei Jahren war seine Ex im Krankenhaus«, spinnt Kemper den Faden weiter. »Irgend ne Frauensache –«

»Wie die aussah – Prostata!« entfährt es Delmonte.

Alle grölen.

»Jedenfalls musste Clausen morgens und abends mit dem Köter raus«, kriegt Kemper sich wieder ein. »Die haben in der Kurfürsten gewohnt, ihr wisst schon, wo der Strich ist. Und wie er da so steht und wartet, dass der kleine Scheißer sich endlich hinhockt, stoppt ne Streife neben ihm. Die steigen aus und wollen seine Papiere sehen. Die haben ihn für'n Loddel gehalten. Am nächsten Tag hat er die Scheidung eingereicht.«

Die Truppe wiehert.

»Wisst ihr, wie Blaschke an seinen 56er Porsche gekommen ist?« fragt Pavlik.

»Mich hat er nie mitgenommen«, feixt Fricke. »Hat mal ne Leiche dringelegen, und der Gestank ging nicht mehr raus?«

»Heiß. Garagengepflegt, Scheckheft, kein Kratzer. Das Geschoss hat früher einem Opa gehört, der war weit über neunzig. Er hat Autofahren geliebt, aber seine Augen waren wie die von einem Maulwurf. An einem Sonntag, auf einer Landstraße bei Kyritz an der Knatter, nimmt er Blaschke die Vorfahrt und rammt ihn. Blaschke wollte die Bullen rufen, aber Opa hat ihn angefleht, das polnisch zu regeln. Sein Enkel wollte ihn entmündigen lassen, und mit dem Unfall wär er fällig, dachte er.«

Majowski macht eine Bierflasche mit einem Feuerzeug auf. »Lass mich raten: Er hat Blaschke adoptiert.«

»Er hat ihm den Porsche geliehen, unter der Bedingung, dass Blaschke zweimal die Woche mit ihm spazierenfährt. Hat der eisern durchgehalten. Das hat ihm sogar Spaß gemacht, die haben sich gut

verstanden. Vor einem Jahr ist der Alte gestorben. Der war Orthopäde gewesen, Mörderschütte. Hat sein ganzes Geld einer Stiftung vermacht. Aber den Porsche hat Blaschke gekriegt. Jeder Cent, den er übrig hatte, ist für die Reparaturen draufgegangen, deshalb war er auch ewig pleite. War's ihm wert; er hat mehr Zeit mit dem Hobel verbracht als mit seiner Frau.« Pavlik sieht Grauder reinkommen. Sie weicht seinem Blick aus. Es tut ihm leid, dass er sie vorhin angeraunt hat. Seine Leute sollen Respekt vor ihm haben, keine Angst. »Grauder, du hast doch mit Clausen neulich gewettet«, spricht er sie gleich an. »Worum ging's da?«

»Um dich«, sagt sie nach kurzem Zögern.

»Aufgepasst!« schnappt Krupp. »Jetzt wird's spannend!«

»Hau rein«, ermuntert Pavlik sie.

»Er hat gemeint, dass du bei traurigen Filmen flennst.«

»Hat er recht gehabt?« fragt Pavlik.

»Du warst mal mit ihm im Kino. Er hat mir ein Handyvideo gezeigt. Du hast Rotz und Wasser geheult. Hat mich zehn Euro gekostet.«

Alle feixen.

»Hat er dir auch erzählt, welcher Film das war?«

»Nee.«

»*Bambi!*« ruft Fricke.

»Knapp daneben«, seufzt Pavlik. »*Ein Fisch namens Wanda*. Wenn der Typ gezwungen wird, seine Goldfische zu essen, brechen bei mir alle Dämme. Weil ich dann immer an meinen denken muss. Den hat mein Vater ins Klo gespült, als ich drei war.«

Er hat die Lacher auf seiner Seite. Auch Grauder stimmt ein. Die Tür geht auf. Peschel und Nieser stoßen zu ihnen.

»Die Besäufnisse mit Butz werden mir abgehen«, wirft Dobeck in die Runde. »Der Scheißkerl konnte nicht besoffen werden, Enzymfehler, hat er mir erklärt, kommt bei einem von zehntausend vor. Ich hab selbst gesehen, wie er ne Literflasche Grappa geleert hat wie Wasser. Aber eins war praktisch: Er hat mich immer heimgefahren, hab ne Menge Taxigeld gespart.«

»Ja, ich auch«, stimmt Peschel zu.

Nieser kratzt sich am Kopf. »Und ich erst.«

»Ich musste mal mit ihm nach Lettland«, erinnert sich Bükler. »Am letzten Abend sind wir in ne Disko, wollten die Sau rauslassen. Setzen sich zwei Weiber zu uns an den Tisch, aber hallo. Wir haben's krachen lassen, ich war so was von hacke. Die eine meinte, wir könnten noch ne Freundin besuchen. Halleluja, bei Butz hat sich die Tischplatte gehoben. Draußen tauchen vier Typen auf. Einer haut mich sofort um. Als ich wieder zu mir komme, liegen die vier Arschlöcher auf der Straße, und Butz richtet sich's Jackett. Er guckt mich an und sagt nur: ›Mist, die Tussis sind weg.«

Krupp zwinkert Delmonte zu. »Dir wollte er doch bestimmt auch mal an die Wäsche.«

»Nee. Und das fand ich echt scheiße.«

»Auf seiner Beerdigung wird's bestimmt lustig«, gibt Mertsch zum Besten. »Da tauchen alle Frauen auf, denen Butz vorgesäuselt hat, dass sie die Einzigen sind.«

»So zwanzig bis dreißig dürften's werden«, meint Nowak.

»Nach unten abgerundet«, grinst Fricke.

Pavlik sagt: »Das bezweifle ich.«

»Weil keine von denen seine Adresse hat?«

»Nein. Weil er schwul war.«

Wieder wird gegrölt. Doch als sie Pavliks unbewegtes Gesicht sehen, erstirbt das Lachen.

Fricke fasst sich zuerst. »Ist ein Witz, oder?«

»Wie soll man sich an dich mal erinnern?« gibt Pavlik zurück. »An den größten Scherzkeks der Abteilung oder an den Mann, der du wirklich bist?«

Eine Minute lang starren alle ins Leere. Butz steht im Raum, ein großer Schlaks mit schwarzen, lockigen Haaren, Schultern zum Anlehnen, den Grübchen, die ihn immer unbekümmert wirken ließen.

Obwohl er es irgendwie nie war, denkt Pavlik. Keiner von ihnen kannte ihn. Auch er nicht.

»Was sagt uns das jetzt?« fragt er. »Dass nicht jeder hier im Raum froh war, wenn er Butz an seiner Seite hatte, weil man sich bei ihm sicher fühlte? Dass er nicht dreien von euch den Arsch gerettet hat?« Dabei schaut er Dobeck, Bükler und Wolter an. »Dass man ihn nicht mitten in der Nacht aus dem Bett klingeln konnte, wenn's einem

beschissen ging?« Fricke senkt den Blick. »Dass er nicht zu Lissek marschiert ist, als einer ungerecht behandelt wurde und alles hinschmeißen wollte?« Majowski wird rot. »Dass er nicht unser Kamerad war?«

»Scheiß die Wand an«, flüstert Fricke.

»Im Quadrat«, pflichtet Krupp ihm bei.

»Überlegt mal, was es ihn die ganzen Jahre gekostet haben muss, es zu verheimlichen. Und was das über uns erzählt.«

Betretenes Schweigen.

»Wir gehen jeden Tag unten an der Marmortafel vorbei, die sehen wir gar nicht mehr«, sagt Pavlik. »Aber vielleicht sollten wir ab und zu die Namen lesen. Da stehen nur wenige, die uns so viel Ehre gemacht haben wie Butz.«

Einige nicken, einige schlucken, halten sich am Bier fest.

»Hat jemand 'n kitschigen Trinkspruch?«

Krupp hebt seine Flasche. »Auf Butz, den besten Drecksack.«

»Auf Butz, Blaschke, Clausen«, erwidern alle und trinken.

Pavlik wischt seinen Mund ab. »Zum Geschäft. Demirci steht für die Observation von Aaron und Askamp gerade.«

Die Decken sind dick. Aber man hört das Telefon, das zwei Etagen höher klingelt.

»Wenn einer von euch was anderes behauptet, habe ich ein Disziplinarverfahren am Hals und Demirci darf stempeln gehen«, fährt Pavlik fort. »Verstehen wir uns?«

Alle nicken.

»Ihr habt Fragen. Los.«

»Wie?« will Wolter wissen.

»Butz war hinten an der Mauer. Holm hat ihm das Genick gebrochen. Er muss ihn überrascht haben, Butz hat sich nicht mal wehren können. Blaschke und Clausen wurden durch die Frontscheibe erschossen. Direkt in die Nasenwurzel.«

»Vielleicht Glück«, sagt Dobeck.

»Nein.«

»Was macht dich so sicher?«

»Glaub mir: Holm könnte sofort bei uns anfangen.«

Das hinterlässt Eindruck.

»Er hat Aaron im Nahkampf verletzt«, sagt Pavlik nur.

Denen, die sie kennen, genügt das. »Und?« spricht Büker für die anderen. »Sie ist blind. Ich weiß, sie muss ne Menge draufgehabt haben, aber jetzt doch nicht mehr.«

Neben ihm hält Nowak den kleinen Finger hoch. »Mehr hat sie nicht gebraucht. Und wenn sie bloß noch die Hälfte kann, würde es für dich und mich reichen.«

Dobeck nickt. »Ihr wart gestern im Schießkino nicht dabei, weil ihr die Nachtschicht vor Askamps Haus hattet.«

»Sie hat die Zehn gekratzt«, meint Fricke vielsagend.

Büker und Majowski lassen das auf sich wirken.

Nieser sagt: »Wie sie Peschel und mich im Jupiter ausgetrickst hat, war vom Feinsten.«

»Euch könnte meine demente Oma verladen«, ruft Mertsch.

Peschel grummelt: »Ja, du mich auch.«

»Was haben die mit ihr vor?« fragt Kemper.

»Holm will sich an ihr rächen«, antwortet Pavlik.

»Dann lebt sie schon nicht mehr«, murmelt Giulia Delmonte. »Sie war cool. Hab kurz mit ihr gequatscht. War die erste Frau hier. Hat mir ein paar gute Tipps gegeben. Zum Beispiel, dass ich mich ab und zu mal am Sack kratzen soll.«

Drei lachen. Doch Pavlik fährt Delmonte scharf an: »Merk dir eins: Sie ist erst tot, wenn ihre Leiche vor mir liegt.«

Delmonte wird rot.

»Wieso hat Kvist das gemacht?« fragt Wolter. »Krieg ich nicht auf die Reihe.«

»Aaron hat ihn drum gebeten«, sagt Pavlik.

»Hab ne Freundin mal gebeten, sich die Brüste vergrößern zu lassen, den Gefallen hat sie mir trotzdem nicht getan.«

Die Luft ist raus. Pavlik steht auf. »Okay, an die Arbeit.« Alle verlassen den Raum, während er Peschel und Nieser bedeutet, noch zu bleiben. Er wartet, bis der Letzte die Tür hinter sich geschlossen hat. »Was macht Kvist?«

»Ja, fährt rum. Stadtring. In Frohnau hat er umgedreht und ist wieder zurück. Scheint kein besonderes Ziel zu haben.«

»Hört laut Musik im Auto«, sagt Nieser. »Immer denselben Song. ›Have a Little Faith in Me‹. Krieg den Scheiß nicht mehr aus dem Ohr.«

»Ja, der lief gestern bei dir auf der Party.«

»Kleff und Rogge sind dran. Die können bestimmt auch schon mitsingen«, meint Nieser.

Demirci kommt rein. Peschel wechselt sofort das Thema. »Ja, wir kümmern uns mal um die Zeugenaussagen.«

Pavlik nickt. »Macht das. Büker und Delmonte sollen Kvist in einer Stunde übernehmen.«

Stoisch registrieren die beiden, dass Demirci informiert ist. »Womit?« fragt Nieser.

»Zwei Mietwagen. Schickes Teil, Daimler S-Klasse vielleicht, und eine Familienkutsche, Mittelklasse.«

Die Kollegen lassen sie allein.

Pavlik sieht Demircis Erschöpfung. »Nett geplaudert?«

Sie nimmt ihm die Flasche aus der Hand, trinkt sie leer.

»Alkoholfrei«, sagt er bedauernd.

»Ich musste bloß was runterspülen.«

»Haben Sie Ihren Job noch?«

»Ja. Auf Bewährung. Irgendwas Neues von Kvist?«

Pavlik schüttelt den Kopf. »Fährt spazieren.«

»Vielleicht hat er bemerkt, dass er beschattet wird.«

»Kaum.« Er mustert sie. »Neuigkeiten?«

»Sie durchschauen mich zu schnell. Muss ich dran arbeiten.«

»Das würde ich sehr bedauern.«

»In der Tat hat sich eine interessante Spur aufgetan. Vor dreizehn Jahren wurde in Köln ein Armenier wegen Mordes zu lebenslänglich verurteilt. Er kam in die JVA Ossendorf. Ein Jahr später starb sein Vater. Der Armenier durfte unter Bewachung zur Beerdigung auf einen Kölner Friedhof. Dort wurde er liquidiert. Der Täter lag in über tausend Metern Entfernung mit einem Gewehr auf einem Dach. Er entkam unerkannt, aber beging zwei Fehler. Erstens: Er hatte den Fluchtwagen im Halteverbot geparkt und einen Strafzettel gekriegt. Darum konnte man nach dem Auto fahnden und entdeckte es. Es war innen und außen mit Desinfektionsmittel gereinigt worden.«

»Und der zweite Fehler?«

»Bei der KT Köln gab es einen piffigen Beamten, der auf die Idee kam, sich den Tankdeckel anzusehen.«

»Holms Fingerabdrücke«, sagt Pavlik sofort.

»Ja. Der Abgleich mit dem Daumen, den er auf dem Handy der Touristin hinterlassen hat, lieferte den Treffer. Nur diesen, es war das einzige Mal, dass er unvorsichtig war.«

»Der Armenier saß wegen Mordes. An wem?«

»Dem Betreiber einer Spielhallenkette. Die Kölner vermuteten, dass er für die Mafia Geld gewaschen hatte, aber beweisen ließ sich das nicht.«

»Ich wette, Sie haben eine Pointe auf Lager.«

Sie lächelt knapp. »Der Vater des Armeniers starb auf den Tag genau ein Jahr nachdem sein Sohn den Spielhallenbetreiber ermordet hatte. Auf dem Totenschein stand Herzstillstand als Todesursache, es gab keine Obduktion.«

Pavlik sortiert sich kurz. »Holm hat damals zuerst den Vater des Armeniers getötet. Ohne Spuren zu hinterlassen.«

»So ist es. Das Datum war ein Statement.«

»Aber nur, damit sein Sohn für die Beerdigung aus dem Knast durfte und Holm ihn auf dem Friedhof liquidieren konnte.«

»Korrekt.«

»Wissen Sie Details?«

»Nein. Aber sicher die KT Köln.«

»Wie hieß der Häftling?«

»Artur Bedrossian.«

Pavlik ruft Fricke an. Er soll sich mit den Kölnern in Verbindung setzen. »Ich will Witterungsbedingungen, Sichtverhältnisse, exakte Distanz, wie viele Schüsse, Treffer, Winkel, Laborierung. – Erzähl ich dir später.«

»Ich habe eine weitere Pointe für Sie«, sagt Demirci. »Bedrossian hatte kurz vor dem Tod seines Vaters im Gefängnis einen Vollzugsbeamten angegriffen und verletzt. Er befand sich in Arrest, die Ausführung wäre ihm verweigert worden. Doch der Direktor der Anstalt hat sich persönlich dafür eingesetzt, dass er zur Beerdigung durfte. Raten Sie mal, wer das war.«

»Ich bin nicht gut im Raten.«

»Hans-Peter Maske. Seit vier Jahren leitet er die JVA Tegel.«

Pavlik horcht verblüfft auf.

»Was wissen Sie über ihn?« fragt Demirci.

»Ich hatte hier und da mit ihm zu tun. Schiebt eine Riesenbugwelle vor sich her, aber dahinter kommt nur ein Tretboot. Er kennt die richtigen Leute und hat sich flott nach oben gefurzt. Wie man hört, übernimmt er demnächst die Abteilung Justizvollzug im Senat. Dann macht er sich noch wichtiger.«

»Klingt, als ob ich ihn mögen würde«, lächelt Demirci.

»Nicht mal sein Hund mag ihn.«

Sie wird wieder ernst. »Vor acht Stunden habe ich ihn wissen lassen, dass ich die Personalakten sämtlicher Vollzugsbeamter will, die mit Sascha im letzten Monat zu tun hatten. Ich habe es dringend gemacht. Aber er duckt sich weg. Das Einzige, was wir bisher von ihm erhalten haben, ist eine Mail seiner Sekretärin, dass Herr Maske die Unterlagen mit der, Zitat, nötigen Sorgfalt aufbereiten wird, was leider dauert. Vielleicht möchten Sie ihn etwas motivieren?«

»Büroorganisation ist eine heimliche Schwäche von mir.«

Sie haben Oranienburg hinter sich gelassen. Holm steuert den Wagen über die Landstraße nach Norden. Die wenigen Fahrzeuge, die entgegenkommen, haben schon die Lichter an. Ihr fahler Widerschein huscht über dreckige, steifgefrorene Schneewälle und die kahlen Stämme der Krüppelkiefern, die beidseits dicht an dicht stehen. Der böige Wind putzt die Wipfel. Raben flattern im Graben und picken an einem toten Fuchs.

Sascha sitzt neben seinem Bruder. Seit dieser das Geld verbrannt hat, haben sie kein Wort gesprochen. In Sascha wühlt eine solche Wut, dass er das Armaturenbrett rausreißen könnte.

Fünf Jahre lang zählte er Dinge auf, die er draußen haben wollte: jeden Tag zwei Frauen in Lissabon. Eine rote Corvette. Ein Haus mit riesigen Fenstern. Eiswürfel in Whiskygläsern. Eine Glock 33. Ein Flehen auf einer einsamen Straße, ein leergeschossenes Magazin, ein weiches Tuch, um das Blut abzuwischen. Eine schwarze Corvette, eine silberne, gelbe, goldene.

Fünf Millionen, als wäre es Altpapier.

Schon immer tat sein Bruder Dinge, deren Sinn Sascha nicht verstand. Er ist ihm fremder als dieser andere Mann, Bosch, dessen Flennen beim Anblick der verkohlten Tasche ihn jetzt noch anekelt.

Die Geheimnisse, die sein Bruder in sich trägt, sind ohne Zahl. Sascha wusste nie, warum sie jene Straße nahmen und keine andere. Warum sie an einem Ort blieben und an einem anderen nicht. Warum sein Bruder ging, warum er zurückkam. Warum ihm der Tod des einen wichtig schien und er einem anderen zu leben erlaubte.

Ohne dass sein Bruder es je aussprach, weiß Sascha, was er von ihm erwartet: das Haus niederzubrennen, das er nie verließ. Aber das kann er nicht. Das Schlimmste, was sein Vater ihm antat, ist, dass er

noch immer Tag für Tag die Kellertreppe hinuntersteigt und sich auf die Matratze legt.

Dort träumt er sich in den Kopf seines Bruders. Er kriecht hinein wie in einen Kaninchenbau und sucht in den unendlich vielen Gängen und Abzweigungen nach dem Weg, den sein Bruder fand und er nicht, dem Tunnel, der seinen Bruder in die Freiheit führte und ihn nicht. Aber stets endet die Suche im Spiegellabyrinth seines eigenen Kopfes, und in jedem Spiegel sieht Sascha sich auf der Matratze liegen.

Er wollte die Spiegel zertreten. Er wollte sie mit den Fäusten zertrümmern. Er wollte Splitter herausbrechen und sich damit die Augen ausstechen. Doch die Spiegel sind unzerstörbar.

Sein Vater hat sie so geschaffen.

Sein Bruder ließ es zu.

Wieder und wieder nahm Sascha sich vor, ihn im Schlaf zu töten. Sein Bruder weiß es. Dennoch schlief er oft neben ihm. Dennoch liegen seine Hände jetzt ruhig auf dem Steuer, obwohl in Saschas Hosenbund die Glock steckt, die er ihm gab.

Die Glock und eine Schachtel Lucky Strike. Mehr bekam er nicht. Er will sich eine anstecken, aber dazu fehlt ihm der Mut, denn sein Bruder verabscheut Zigarettenrauch.

Dem Teufel selbst würde er seinen Willen aufzwingen.

Tausend Gründe hat Sascha, den Bruder zu hassen. Dass er ihn vor Aaron mit einem Kopfstoß betäubte und wie Vieh in den Dreck schmiss, ist einer mehr. Allein darum könnte er das Armaturenbrett herausreißen. Würde er auf die Leiche seines Bruders spucken.

Sascha hat nie daran gezweifelt, dass sein Bruder ihm die Rache an Aaron schenken wird. Das erste Geschenk, das er von ihm bekommen würde. Unzählige Male stellte er sich vor, wie er es auspackt. Aber sein Bruder nahm es ihm weg.

Was bedeutet Aaron seinem Bruder?

Sascha wagt nicht zu fragen. Ganz gleich, welche Antwort er bekäme, falls er eine bekäme, er würde nach der Glock greifen. Und dann wäre er tot.

Er muss sofort an etwas anderes denken.

An die Nutte in Boenischs Zelle. An ihr Kleid mit den Knöpfen, die bis oben zu waren. An ihren Kehlkopf, der sich unter seinem

Daumen anfühlte wie Luftschokolade. An ihr Ersticken und daran, wie lange es dauerte. An die Tüte, die er dann nehmen musste, weil die Zeit drängte, das Plastik, das sie einsaugte, während er sich vorstellte, wer es sein könnte.

An ihr Zappeln, Fuchteln, Stöhnen.

Aber schon Minuten danach hätte er eine andere gebraucht.

Fünf Millionen.

Warum hat sein Bruder das getan? Um ihn zu quälen? Weil Geld Sascha etwas bedeutet und ihm überhaupt nichts? Nein. Sein Bruder tut nie etwas seinetwegen.

Ohne dass Sascha es sich erklären kann, kommt ihm der Zettel in den Sinn, den ein Italiener ihm nach einer Woche im Gefängnis in Barcelona gab, der Zettel von seinem Bruder.

Nur ein Satz stand darauf: *Es ist der Beginn deines Weges.*

Unversehens weiß er es.

Der Gedanke ist so gewaltig, dass das elektrische Signal, das ihn durch die Kontaktstellen seines Gehirns schickt, zuerst zu schwach ist, um ihn in sein Bewusstsein zu befördern. Doch mit Verzögerung dringt er schließlich dahin vor: Sein Bruder hat beschlossen, dass ihre Wege sich trennen. Barcelona war bereits ein Abschied. Sein Bruder gibt ihn frei, und er will, dass er nur das mitnimmt, was er hatte, als er acht Jahre alt war. Was er am Leib trägt. Was er niemals ausspricht. Was in seiner geballten Faust ist. Das und die Glock und eine Schachtel Zigaretten.

Diese Erkenntnis explodiert wie eine Splitterbombe in seinem Kopf und lässt Knochenteile zu Geschossen werden, die seinen Verstand zerfetzen.

Sein Bruder wird für immer fortgehen.

Viele Nächte lag er wach, träumte davon. Viele Nächte glaubte er, genau zu wissen, was er dann fühlen würde, ohne Hoffnung, dass es je passieren wird.

Doch nun ist es wahr. Ein Schluchzen drängt in Sascha hoch, ein herzrasendes Wimmern. Er spürt den Blick seines Bruders und wendet den Kopf zum Fenster, damit dieser nicht sieht, was mit ihm geschieht, dass eine furchtbare Angst ihn ergriffen hat und er zittert.

Alles verschwimmt; die Schatten der Bäume im letzten Licht, der schmutzige Schnee, der wie Asche vorbeifliegt, Leitpfosten,

Strommasten, Schilder, Raben.

Er weiß nicht, wo der salzige Geschmack auf seiner Zunge herkommt. Er weiß es nicht, weil er noch nie geweint hat.

Plötzlich fühlt er die Hand seines Bruders an seiner Wange.

Sascha will sie wegschieben, nein, den ganzen Arm herausreißen. Doch alles, was er kann, ist zittern, wimmern, weinen.

Sein Bruder streichelt ihn sanft, berührt ihn zum ersten Mal so, lässt ihn wissen, dass er versteht.

Ein Schlag trifft den Transporter, der ausbricht, fast in den Graben schliddert. Sein Bruder greift mit beiden Händen ans Steuer, bringt sie auf die Fahrbahn zurück. Er drosselt die Geschwindigkeit. Das Auto läuft unrund, so als würden sie etwas mitschleifen. Rechts ist ein Feldweg. Er biegt hinein und stoppt erst, als die Straße außer Sichtweite ist.

Sein Bruder steigt aus. Sascha bleibt sitzen und kämpft gegen die Tränen wie gegen ein Ungeheuer.

Er greift nach der Glock, um sich zu beruhigen.

Umschließt den Griff und spürt ihn nicht.

Holm hat ihre Hände und Füße verschnürt und sie ohne Mantel und Schuhe in den stinkenden Laderaum geworfen. Sie liegt in ihrem dünnen Kleid auf dem eisigen Metall und weiß, dass Bosch sich kein zweites Mal überrumpeln lassen wird.

Aaron wünschte, es gäbe eine Meditation, die kalteunempfindlich macht. Pavlik friert nie, wie viele Scharfschützen, doch kann er es nicht erklären. Sie verfluchte die Winter im Wald der Mühle. In Schneekuhlen, Unterständen aus steifem Holz, zwischen Felsen, die dem Nordwind gehörten. Bisweilen fror sie so, dass sie kotzte. Wenn sie es nicht mehr aushielt, bewegte sie sich, obgleich sie die Tarnung gefährdete. Es war eine Gnade, Liegestütze machen zu dürfen, Sit-ups, kurze, schnelle Schritte auf der Stelle. Ein paar Minuten hielt es vor, dann sprang das Raubtier sie wieder an.

Um sie abzulenken, erinnerte Pavlik sie einmal an den Motorradurlaub durch Arizona und Nevada, den sie mit Sandra und den Zwillingen gemacht hatten. Drei wahnsinnige Wochen auf Harleys, mitten durch die brutalste Hitze ihres Lebens.

Zitternd, misshandelt, gefesselt liegt sie auf der Transporterpritsche und sieht flackernde Bilder wie in einem Nickelodeon.

Ein Zwilling auf dem Sozius ihrer großen E-Glide, einer bei Pavlik, Gepäck, das sich im Spiegel auftürmt. Ausgetrocknete Flussbette, Schmisse in der Endlosigkeit, Gerinnsel von gelben, grünen, roten, violetten Felstrümmern; Kakteenwälder.

Aaron bestaunt Gelb und Grün und Violett, als habe sie diese Farben nie vergessen. Und das verwaschene Blau des Himmels. Und den pudrigen Kondensstreifen eines Kampffjets. Und das cremige Beige ihrer Harley.

Es ist so heiß, dass sie selbst im Fahrtwind schwitzen. Sie trinken Wasser aus Kanistern. Der mächtige Motor wummert unter ihrem Hintern, Potatoe-Potatoe-Potatoe, ihr ganzer Körper vibriert, Jungenhände liegen fest um ihre Hüfte und zwicken sie immer wieder aufgeregt.

Sandra überholt, fährt freihändig, balanciert die Sportster lachend aus. Sie hat ein Piratentuch um den Kopf gebunden, ist so braungebrannt, dass der blendend weiße Streifen auf ihrer Schulter, wo ihr Top verrutscht ist, Aaron ins Auge sticht.

Halbtot liegt sie auf der Pritsche und ist dankbar.

Sie sitzen vor einem Diner, schütten sich Eiswasser über die Köpfe, essen blutige Steaks mit Chilibohnen. Die Motorradständer sinken in den schmelzenden Asphalt, der Wind singt in der Telefonleitung und spielt auf dem Highway mit silbernen Dornenbüschen; die Pommes sind mit Sand paniert.

In Cayenne besuchen sie Mary-Sue, die sich nicht mehr einkriegt. *»Are you fuckin' crazy – Arizona in July?«*

Tagelang geht es weiter durch diesen Backofen. Sie denken sich Worte dafür aus. Cannelloni-Hitze, Teermaschinen-Hitze, Tanklager-Explosions-Hitze, Supernova-Hitze. Sie wollen nach Las Vegas. Die Sonne ist längst untergegangen, aber klebt noch wie Kleister an Aaron. Der Himmel ist mit Sternen übersät, die aussehen wie Sandkörner auf der Haut nach dem Schwimmen. Im Bellagio duscht sie zehn Minuten eiskalt.

Sofort klappern im Transporter wieder ihre Zähne. Sie will sich nicht an das klimatisierte Spielcasino erinnern, in dem sie friert,

nicht an die fünfzig Dollar, die sie an einem einarmigen Banditen gewinnt, während sie Bier aus einer Karaffe trinkt, in der Eiswürfel schwimmen, nicht an den Banana Split mit rosa Marshmallows, den sie für alle spendiert.

Sie erinnert sich an den Sturm in dieser Nacht und daran, dass sie im Hotelzimmer von Sandra und Pavlik am Fenster stehen und sehen, wie ein Lichtermeer vorbeitrudelt. Zu fünft kuscheln sie auf dem Kingsize-Bett, zappen, bis sie bei Lakehurst verharren. Sie ahnen das Weltgeräusch des Feuers, in dem das gewaltige Luftschiff verschmort wie Zellophan, ahnen die Schreie, indes die stummen Bilder der Katastrophe in einer Luftspiegelung verschwinden.

Die Tür fliegt auf. Aaron wird gepackt und an den Füßen über die Pritsche gezogen. Ihr Kopf knallt von der Ladekante gegen die Stoßstange. Der Schmerz meißelt ihren Schädel auf.

Holm schneidet die Fesseln durch.

»Radwechsel.«

Aaron kniet barfuß im Schnee. Ihr Körper ist taub. Sie hört ein Rauschen. Ganz nah. Ein Fluss. Jetonaugé haut ihr den großen Kreuzschlüssel in die Seite. »Hier, Dreckstück. Versau's nicht, sonst schlag ich dir damit den Schädel ein.«

Aaron greift nach dem Schlüssel. Kann ihn nicht festhalten. Steckt ihre Finger unter die Achseln, um sie zu wärmen.

»Lasst mich machen«, sagt Bosch, »das geht schneller.«

»Sie haben sich dumm genug angestellt«, versetzt Holm.

Während sie darauf wartet, dass ihre Hände wieder durchblutet werden, versucht sie nachzudenken. Es fällt ihr so schwer. Sie muss gegen eine abgrundtiefe Müdigkeit ankämpfen, weil ihr Nierenmark an diesem Tag Unmengen von Adrenalin ausgeschüttet hat. Und doch weiß sie, dass sie noch viel mehr von dem kostbaren Stoff brauchen wird, um dem Tod zu entgehen, einen ganzen Ozean.

Aaron fragt sich, warum Holm Jetonaugé erlaubt, sie zu quälen. Er hatte seinem Bruder unmissverständlich klargemacht, dass er ihm seine Rache verwehrt. Und nun gesteht er Jetonaugé diese Befriedigung zu. Ist es seine Art, sich bei ihm dafür zu entschuldigen, dass er ihn vorhin bewusstlos schlug? Dass er das Geld verbrannt

hat? Nein, Holm entschuldigt sich nie, nicht einmal auf eine solch perverse Weise.

Ich bin nicht grausam um der Grausamkeit willen.

Das stimmt. Alles, was er tut, folgt einer Logik. Zwischen den Brüdern muss etwas vorgefallen sein. Aaron merkt es an Jetonauges Stimme. So hasserfüllt sie klingt, schleppt sie doch eine Trauer mit, einen Verlust. Und es sind nicht die fünf Millionen, die seine Worte dunkel färben.

Dass Holm das Geld vernichtet hat, nimmt Aaron noch immer den Atem. Wäre er ein anderer Mann, würde sie ihn für verrückt halten. Doch sie hatte von Anfang an keinen Zweifel daran, dass es ihm nicht darum ging. Er verachtet Menschen, denen Besitz etwas bedeutet. Aarons Versuch, das Geld zu verbrennen, war nichts als Hilflosigkeit. Holm zeigte ihr, wie lächerlich das war, wie dumm. Sicher hat er oft ein Vermögen besessen und eins weggeschmissen. Es war eine Lektion für Aaron und für seinen Bruder.

Holm bewies ihnen, dass nur derjenige ein Feuer machen darf, der auch den Rauch erträgt.

Aber er sagte: »Wir holen uns noch einmal fünf Millionen.«

Warum? Weil er es kann.

»Ich gebe dir eine halbe Minute«, zischt Jetonaue. »Wenn du dann nicht loslegst, brech ich dir das Nasenbein.«

Sie konzentriert sich auf das Rauschen. Rechts von ihr. Etwas Neues kommt hinzu, ein tiefes Wummern, Stampfen, das lauter wird. Schiff. Lastkahn.

Während der Nächte in der Mühle hatten Pavlik und sie Zeit, einander vieles beizubringen. In Karate hat er nie die wirkliche Meisterschaft erlangt. Pavlik bevorzugt den Kampfstil israelischer Spezialeinheiten, der ebenso effektiv, aber weniger philosophisch ist. Aaron lehrte ihn die Atemübungen des *Gōjū-Ryū*, weihte ihn in die Geheimnisse der Akupunktur ein, zeigte ihm Meditationstechniken.

Er revanchierte sich mit seinem Scharfschützenwissen.

Sie lernte von ihm, Entfernungen zu bestimmen. Wäre Sommer, würde sie sagen: Das Schiff ist sechshundert Meter weg. Doch im Winter bewegt der Schall sich aufgrund der niedrigen Temperatur langsamer.

Vierhundert Meter.

Nein, sie muss den Wind mit einbeziehen. Er wirbelt ihr die Haare ins Gesicht, kommt vom Fluss.

Fünfhundert.

Zur Sicherheit hält Aaron kurz die Luft an. Ihr Gehör ist so sensibel, dass selbst ihr Atem eine Unschärfe erzeugt.

Das Schiff ist groß, was sie an dem starken Motorengeräusch erkennt, vielleicht ein Verbund. Also ist das Gewässer breit. Die Havel oder die Spree.

Jetonauge sagt voller Vorfreude: »Die Zeit ist um.«

Die Kälte trennt sie von ihrem Körper. Er bewegt sich ohne ihr Zutun. Ihre Hände schlagen den Schlüssel ungeschickt gegen die Felge. Nochmal, nochmal.

»Wie erbärmlich, du blinde Nutte«, spottet Jetonauge.

Er merkt nicht, dass Aaron den Schlüssel als Echolot benutzt. Zwischen ihr und dem Fluss befinden sich Bäume, hoch und schlank. Sie vermutet, dass es Krüppelkiefern sind, Brandenburgs Palmen. Sie stehen nicht sehr dicht und tief, Aaron kann die Weite hören, die sich dahinter öffnet. Sie geht davon aus, dass das Gelände uneben ist, mit dick verschneiten Huckeln und Kuhlen, Gestrüpp, Gehölz.

Ihr Plan ist verzweifelt. Aber es ist vielleicht die letzte Gelegenheit zu entkommen. Und sie hat einen Trumpf in der Tasche ihres Kleides, von dem Holm nichts weiß. Dort ist der kleine Knipser aus Blech, mit dem sie Kleff und Rogge im Hotelflur auf die Probe gestellt hat.

War das wirklich erst gestern?

Sie steckt den Kreuzschlüssel auf die erste Mutter, stellt sich drauf und hält sich am Wagendach fest, um mit ihrem Gewicht die festsitzende Schraube zu bewegen. Nachdem sie mehrmals auf und ab gewippt ist, schafft sie es. Sie löst die anderen auf die gleiche Weise. Das Schiff nähert sich langsam.

Dreihundert Meter. Aber wie weit ist es zum Ufer?

»Der Blinde sieht nicht das Unmögliche.«

Sagt Gantenbein.

»Interessant«, bemerkt Holm. »Frau Aaron gibt sich Mühe, uns glauben zu machen, dass sie an ihre Grenzen gelangt. Dabei ist sie durch diesen läppischen Radwechsel derart unterfordert, dass sie sich langweilt. Blinde, die so talentiert und ehrgeizig sind wie sie, besitzen

Fähigkeiten, die unseren Verstand herausfordern. Andy Holzer zum Beispiel klettert die steilsten Felswände in den Dolomiten, natürlich kennt Frau Aaron ihn. Oder Zoltan Torey. Er konnte ein Differentialgetriebe zerlegen und es Rädchen für Rädchen wieder zusammensetzen. Ich zweifle nicht, dass Frau Aaron das ebenfalls könnte, wenn ihr diese Aufgaben gestellt würden.«

Ja, du Klugscheißer. Morgen fahre ich auf Skiern den Nanga Parbat ab, übermorgen repariere ich deine Uhr, und danach baue ich eine Atombombe.

Jetonauge donnert ihr den Wagenheber vor die Brust. Ihre Finger fahren unter dem Transporter entlang und finden den Schlitz. Sie pumpt den Wagen hoch. Der Boden ist hartgefroren, der Stahl sinkt keinen Zentimeter ein. Sie muss Jetonauge so wütend machen, dass er auf sie losgeht. »Spitzen Sie die Ohren, wenn Ihr Bruder Ihnen eine Privatvorlesung gibt. Auch wenn Sie vermutlich nicht mal wissen, wie man Differentialgetriebe buchstabiert.«

Jetonauges Faust trifft sie an der Schläfe. Der Schlag ist hart, aber sie war darauf vorbereitet, hat die Halsmuskeln gespannt und die Schultern gestrafft, um ihn abzufedern.

»Und wie buchstabierst du das?« brüllt er sie an.

»Mit d – wie dämlich«, wirft sie ihm hin.

Er tritt ihr ins Kreuz. »Reiß dein Maul nochmal auf!«

Aaron fällt in den Schnee, atmet zum Schmerz hin, stellt sich vor, dass die Muskeln sich weiten, er aus ihr herausströmt. Sie kommt wieder hoch. Jetonauges Atem verrät ihr, dass er direkt vor ihr steht. »Ich würde Sie gern ohne Ihren Papa treffen. Nur wir beide, ganz romantisch. Sie träumen davon, mich zu vergewaltigen, aber wie wollen Sie das anstellen? Im Knast waren Sie sicher die Braut.«

Seine rasende Wut fliegt in ihr Gesicht. Die Fäuste trommeln wie Hammerschläge auf sie ein. Aaron krümmt sich im Schnee zusammen, um ihm so wenig Fläche wie möglich zu bieten. Jetonauge will sie hochziehen, aber sie macht sich schwer. Ein Tritt trifft sie in den Magen und schleudert Säure in ihre Kehle. Sie hofft inständig, dass sie sich nicht irrt, Holm seinem Bruder eine Grenze setzt.

»Das reicht«, hört sie endlich dessen ruhige Stimme.

Jetonauge lässt nicht von ihr ab. Er packt sie an den Haaren. Sie erwartet erneut seine Faust, hat Angst, dass er sie ins Koma prügelt. Doch Holm reißt ihn von ihr fort. »Ende.«

»Lass mich los!« heult Jetonauge auf.

»Du hattest genug Spaß.«

Sie hört, dass er Jetonauge wegzerzt, gegen den Wagen drückt.

Die Adrenalinfabrik öffnet die Ventile. Aarons Puls prescht in den Schneehimmel.

Sie springt auf und sprintet los, den Knipser in der Hand. Schnelle Knacklaute. Zwei Bäume, fünf Meter vor ihr. Sie jagt unter Kiefernzweigen hindurch, die ihr ins Gesicht, in den offenen Mund fetzen. Rennt im Zickzack durch das unsichtbare Labyrinth und knipst im Sekundentakt. Ortet das nächste Hindernis. *Nicht kompakt; Gestrüpp.* Macht einen großen Sprung, verheddert sich fast in einem Dornengeflecht, bricht aber durch, ohne die Balance zu verlieren. Keine Schüsse, Holm will sie lebend. Brechende Zweige hinter ihr. Er verfolgt sie. Nein. Sie sind zu zweit, beide Brüder, einer halbrechts, einer links versetzt. Aaron schätzt, dass sie höchstens zehn Meter Vorsprung hat. Ihre Spucke schmeckt harzig. Ein Echo fliegt verzerrt zu ihr zurück, sie ist unsicher, ob es sich um zwei engstehende Bäume handelt oder um einen einzelnen dicken. Rennt direkt in das Frequenzchaos hinein. Ihre Schulter prallt gegen einen Stamm. Sie taumelt, fängt sich. Längst hängt die Strumpfhose nur noch in Fetzen runter. Die nackten Füße schrammen über vereiste Wurzeln, Äste, Steine, die ihre Haut aufreißen, ohne dass sie es spürt. So wie sie die Kälte nicht mehr spürt, die Magensäure, den Wind. Das Schiff ist laut, fast auf gleicher Höhe, sie muss schon dicht am Ufer sein. Schreien wäre sinnlos, an Bord wird das Dröhnen des gewaltigen Diesels alles übertönen. Aber vielleicht sieht man sie. Nein, es ist sicher schon dunkel.

Wo sind die Brüder?

Da. Sie sind so nah, dass sie bereits das Keuchen hört. Ihr bleiben nur Sekunden. Als sie spiegelblanke Glätte unter den Fußsohlen spürt, zieht die Erleichterung sie wie ein Segel übers Eis. Sie schliddert auf die Fahrrinne zu. Wasser spritzt an ihre Knöchel. Ihr Puls rast zu ihr zurück und stoppt abrupt.

Aaron wird ganz ruhig.

Sie springt.

»Atem ist nicht notwendig. Atem ist nicht lebenswichtig. Atem ist *Alles*.« Das sagte ihr Vater zu ihr im Steinbruch, als sie noch ein Kind war. Ähnliche Worte fanden später ihre Ausbilder. Man darf seine Deckung vernachlässigen, wenn es nicht anders geht. Man darf einen sinnlosen Befehl missachten. Man darf ein Risiko eingehen, um zu überleben. Aber nie, niemals, darf man seinen Atem vergessen.

Sie taucht ins Wasser ein. Spürt die Kälte nicht. Spürt überhaupt nichts. Ihr Verstand sagt ihr, dass sie bei mäßiger Strömung in einem Meter Tiefe zum anderen Ufer schwimmt. Ihr Verstand sagt ihr, dass sie nicht mehr als hundert Meter zurücklegen muss. Ihr Verstand sagt ihr, dass ihre Arme und Beine sie mit jedem Zug und jedem Stoß dem Ziel näher bringen, auch wenn Aaron nicht weiß, wo ihre Arme und Beine sind.

Sie kann noch nicht länger als fünfzehn Sekunden unter Wasser sein. Doch alles in ihr schreit schon nach Sauerstoff. Sie zwingt sich zu der Vorstellung, tief Luft zu holen, begleitet ihren Atem durch den Kehlkopf in die Bronchien, sieht, wie er sich von den Lungenbläschen anziehen lässt, erwartet ungeduldig den Gasaustausch, folgt dem reinen Sauerstoff durch die Lungenvene in die Herzkammer, wo er beschleunigt und durch die Aorta ins Gehirn katapultiert wird, das ihn bereits sehnsüchtig erwartet hat.

Es hilft nicht. Sie glaubt, es keine Sekunde länger unter Wasser aushalten zu können. Trotzdem zählt sie bis zehn. Dann erst befiehlt sie ihrem Körper aufzutauchen, betet, dass er es hört.

Ihr Kopf kommt hoch. Sie reißt den Mund weit auf, mitten in einer Heckwelle des Frachtschiffs. Würgend ringt sie nach Luft. Die nächste Welle. Ein Eisklumpen verschließt ihren Hals. Zwischen Atemzügen, die wie Klagelaute klingen, fasst sie den ersten klaren Gedanken:

Holm folgt mir.

Er ist irgendwo hinter ihr. Weil er nie von seiner Rache ablassen wird. Sie atmet so tief ein wie möglich, doch der Sauerstoff schießt nicht mit Hochdruck durch ihre Adern; das war nur ein Wunschtraum. Ihre Lunge ist ein ausgeleierter Blasebalg mit einem

großen Loch, eine lächerliche Erinnerung an das Aggregat, das sie einmal war.

Sie taucht wieder ab. Die Kälte erreicht ihren Körper mit Verzögerung, aber dafür ist sie so bestialisch, dass Aaron wie gegen eine Wand schwimmt. Ihre Muskeln zittern. Bald werden sich Eiskristalle in ihren Zellen bilden; dann wird sie sich nicht mehr bewegen können.

Ich werde in dieser dreckigen Brühe verrecken.

Nein, wirst du nicht!

Sie hat einen Vorsprung, denn Holm wird ihr sicher nicht in seiner schweren Winterkleidung hinterhergesprungen sein. Er musste zuerst Jacke und Stiefel loswerden, sonst hätte er nicht die geringste Chance, sie einzuholen.

Was aber wird ihr der Vorsprung nützen? Vielleicht schafft sie es vor Holm ans andere Ufer. Doch dort wäre sie ihm ausgeliefert. Es gibt nur einen Weg zu überleben: Aaron muss den Versuch aufgeben, schnellstmöglich an Land zu gelangen, und stattdessen mit aller Kraft zum Heck des Schiffes kraulen. Es fährt flussaufwärts. Wenn sie beide gegen die Strömung und den Strudel der Schraube anschwimmen müssen, zwingt sie Holm in einen Zermübungskampf. Sie ist vierzehn Jahre jünger. Er mag es dadurch wettmachen, dass er ausgeruht ist. Aber so werden sie zu annähernd gleichwertigen Gegnern.

Aaron taucht auf. Links von ihr ist das Schiff. Sie krault darauf zu, bei jedem dritten Zug erlaubt sie sich zu atmen. Schartige Eisstücke streifen ihre Arme. Sie schlägt sie weg, zertrümmert sie. Wenn ihr Kopf im Wasser ist, grollt die Heckschraube wie eine Lawine; über den Wellen glaubt sie, das Stampfen der Motorkolben zu hören. Die Strömung wird so stark, dass sie das Gefühl hat, keinen Zentimeter mehr voranzukommen. Ihre Muskeln brennen wie Feuer, übersäuern, blockieren.

Doch mit einem Mal spürt sie, dass sie federleicht wird und sich schnell vorwärtsbewegt. Erleichtert schießt ihr durch den Kopf, dass ihr Notaggregat angesprungen ist. Dann wird ihr klar, dass etwas anderes passiert: Sie ist bereits so nah an der Schraube, dass diese sie einsaugt. Sie wird unter Wasser gezogen, fliegt auf die

erbarmungslose Schraube zu, die sie zermalmen wird. Verzweifelt versucht sie, dem Strudel zu entfliehen.

Sinnlos.

Sie kann sich nicht mehr wehren.

So endet es also.

Ihr linkes Bein wird nach hinten gerissen. Holm zieht sie am Knöchel zu sich ran, kämpft gegen die Schraube, ohne Aaron loszulassen, kämpft für zwei. Sie ist zu schwach, um ihm zu helfen. Weiß, dass er sie retten will, um sie zu töten, auf seine Weise. Verbissen führt er diesen Kampf, endlos. Sie spürt seine Angst, sie zu verlieren, seinen Hass, seinen Willen.

Plötzlich gibt die Schraube sie frei. Aaron quetscht Luft in den pfeifenden Blasebalg. Holm sucht den Kyusho-Punkt an der Innenseite ihres Oberschenkels, um sie zu lähmen. Ein Rest Körperspannung kehrt zurück. Sie tritt Holm mit voller Wucht gegen den Kopf. Natürlich setzt ihn das im Wasser nicht außer Gefecht. Aber es genügt, um ihn zu erschüttern. Sein Griff löst sich. Aaron macht eine Rolle, findet seine Augen, schiebt die Daumen so fest hinein, wie sie kann. Holms Knöchel zucken zu ihren Ellbogen. Es wirkt wie ein elektrischer Schlag, ihre Daumen geben nach. Seine Beine umklammern Aarons, beide führen mit ihren Händen ein Ballett auf und versuchen, beim anderen an die neuralgischen Gefäße zu gelangen, durch die ihre Energie fließt.

Als sie zwei seiner Finger an ihrem Zungenbein spürt, weiß Aaron, dass sie nur noch eine Sekunde von der Bewusstlosigkeit entfernt ist, die der Druck auf den zerbrechlichen Knochen bewirken würde. Sie wirft ihren offenen Handrücken gegen Holms Unterlippe, macht erst beim Auftreffen eine Faust und dreht sie. Den Schmerz, der in jede Zelle seines Körpers eindringt, kennt sie genau.

Ich muss ihn in die Tiefe ziehen. Dort sieht er nichts mehr.

Wie Aaron sich danach sehnt, langsam und kontrolliert Luft holen zu können. Aber das jämmerliche bisschen, das sie zusammenkratzt, wäre zu wenig, um eine Kerze auszupusten. Sie kriegt Holms Hosenbein zu fassen und nimmt ihn mit nach unten. Er leistet kaum Widerstand, der Schmerz macht ihn verrückt. Der Fluss ist tief, ihre Ohren blockieren, sie hat keine Hand frei für den Druckausgleich. Heftige Übelkeit steigt in ihr auf. Ihr Knie trifft auf den schlammigen

Grund. Holm schlägt wild um sich, Aaron weiß, dass seine Lunge kollabiert. Lässt ihn los und stößt ihm beide Zeigefinger in die Ohren. Sein Körper erschlafft. Ihre Augen sprengen die Höhlen. Sie will schreien, so sehr giert sie nach Atem. Um einen der millimetergroßen tödlichen Punkte zu treffen, fehlt ihr die Präzision. Doch sie findet Holms sechste Rippe und sticht einen Finger in den Zwischenraum zur siebten.

Sie schafft es noch, sich abzustößen.

Das war die letzte Bewegung, zu der sie fähig war. In Aarons Lunge ist so viel Luft wie im Weltraum. Ihr wird heiß, wahnsinnig heiß; sie will sich das Kleid vom Körper reißen. Irgendwo zittert der Gedanke, dass sie ins Endstadium der Unterkühlung eingetreten ist. Sie hat gefroren, weil die Gefäße in ihren Armen und Beinen sich zusammenzogen, um möglichst viel Blut zu den Organen zu transportieren. Doch nun sehen sie ein, dass es sinnlos war. Sie weiten sich, das Blut fließt zurück. Darum schwitzt Aaron in fünf Metern Tiefe bei null Grad Wassertemperatur.

Dasselbe muss Ben gefühlt haben.

Ich wollte dich festhalten, es tut mir so leid.

»Das sagt sich leicht«, hört sie ihn.

Verzeih mir doch.

Ben bleibt stumm.

»Da bist du ja endlich«, vernimmt sie eine zweite, zärtliche Stimme. Ihr Vater. »Alles, was ich dir über das Atmen erzählt habe, war Unsinn. Du brauchst keinen Atem. Er stört nur.«

Viele andere pflichten ihm bei, all die Toten, die Aaron zurückließ, während sie emsig damit beschäftigt war zu atmen. Ein mächtiger Chor schwillt an, aber nur eine einzige Stimme kann sie heraushören. Nikos: »Du lässt mich hier einfach krepieren?« Als sie im Lagerhaus neben ihm kniet und seinen Kopf in ihren Schoß betten will, wird sie gewahr, dass es André ist. Er flüstert: »Die Wahrheit liegt auf der sechsten Bahn.« Schon wacht sie in ihrer Berliner Wohnung auf, weil etwas in ihren großen Zeh gezwickt hat. Marlowe stupst sie schnurrend an, als habe er immer neben ihr gelegen und sei nicht erst in dieser Nacht durchs offene Fenster gesprungen, um elf wundervolle Jahre zu bleiben. Sie schnuppert an ihm, er riecht nach Katzenszunge, nach Morgentau und Streuner.

Plötzlich sitzt Aaron auf dem Hocker einer Bar in Clichy, trinkt Anisette, raucht eine Gitane ohne Filter, und die Narbe am Schlüsselbein juckt. Sie reißt die Tür der Männertoilette auf, wo Pavlik sie aus riesigen Augen anstarrt. Sie bricht einen Bügel ihrer Sonnenbrille ab und rammt ihn dem Basken, der Pavlik mit einer Drahtschlinge töten will, bis zum Anschlag in die Nase. Sie will Pavlik auffangen, wird jedoch in die Arme ihrer Mutter geworfen, die vor Schluchzen kein Wort rausbringt. Sie hat ihrem Vater gesagt, dass sie ihn verlässt, und Aaron weiß, dass sie der Grund ist, die Tochter, die er ihr nahm, als er das erste Mal mit ihr zum Schießen in den Steinbruch ging. Sie will weinen, aber kann nicht, und wird in einem leeren Schlafzimmer auf die Knie gezwungen. Sie vergräbt ihr Gesicht im Liebingshemd ihres Vaters, der heute gestorben ist. Der Geruch nach seinen Zigarren und seinem Rasierwasser und etwas, das sie nie ergründen konnte, das allein zu ihm gehörte und sie wissen ließ, dass er sie immer beschützen würde, lässt sie erst tief in der Nacht die Kraft finden, das Hemd loszulassen.

»Wehr dich nicht mehr«, dringt die Stimme ihres Vaters aus der Ewigkeit zu ihr. »Sieh doch, wie schön es hier ist.«

Aaron öffnet die Augen. Sie sieht Holm regungslos unter sich weggleiten. Er rollt in der Strömung, sie schaut in sein Gesicht. Der Mund ist leicht geöffnet, beinahe spöttisch. Das schwarze Hemd und die schwarze Hose kleben an seinen Muskeln. Die drei obersten Hemdknöpfe sind abgerissen. Aaron erkennt ein Stück einer Tätowierung. Es könnte ein japanisches Schriftzeichen sein, aber sie ist sich nicht sicher. Zeige- und Mittelfinger von Holms rechter Hand sind noch so steif wie in dem Moment, als er sie in ihr Zungenbein drücken wollte. Verwundert sieht Aaron, wie ein zweiter Körper zu Holm hinabsinkt; es ist ihr eigener. Am Haaransatz hat sie eine Narbe, die sonst von den Locken verdeckt wird, die Erinnerung an ein Training auf dem Neroberg vor einigen Wochen. Aaron staunt, wie winzig die Narbe ist, sie hätte sie größer geschätzt.

Sie tippt gegen Holm, wieder rollt er herum. Sie schauen einander in die Augen. Seine sind blau, mit einer Iris aus Flammen, die aussehen wie Schwerter. Aaron stößt ihn von sich weg, sinkt immer tiefer und tiefer, ist nicht mehr in einem Fluss, sondern in einem fernen Meer, es muss der Marianengraben sein. Ein Barten-

Drachenfisch geht stiften, ein Riesenkalmar glotzt glubschig, ein Nasenhai umkreist Aaron müde, eine Seefledermaus zwinkert ihr eilig zu, heißt sie willkommen. Seltsame Lebewesen, und sie ist das seltsamste. Sie möchte auf ewig hierbleiben, weil sie hierher gehört.

Doch etwas ergreift Aaron und zieht sie sachte in die Höhe. Sie will nicht, sehnt sich danach, in Frieden gelassen zu werden. Holm ist wieder unter ihr, trudelt einsam in die Finsternis. Hoch über sich sieht sie ein strahlend weißes Licht, die Scheinwerfer eines Tauchroboters, an dessen Greifarm sie hängt.

»Lass dir Zeit, ich warte«, flüstert Ben.

Aaron wacht auf und kotzt Wasser. Sie weiß nicht, wie lange sie ohne Bewusstsein war. Sie erinnert sich an André und Marlowe, an die Bar in Clichy, die Tränen ihrer Mutter, das Hemd ihres Vaters, ihre Narbe. Aber es ist ihr ein Rätsel, wie sie es ans Ufer geschafft hat. Welches Ufer? Wie weit ist sie abgetrieben?

Ein Gedanke quält sich in ihren Kopf: Es muss das andere sein, sonst wäre Jetonauge bereits hier.

Der Fluss rauscht. Ein Bussard schreit. Ihr Herz ist so leise wie das Ticken einer Uhr, die im Schnee vergraben ist. Etwas hämmert, ganz nah. Was ist das? Sie lauscht und legt sich schließlich fest, dass es ihre Zähne sind, die gegeneinanderschlagen.

Ich friere. Das ist gut.

Ein Auto.

Es wird lauter, entfernt sich. Irgendwo ist eine Straße, aber wie weit weg? Aaron ist schon damit überfordert zu erkennen, ob sie auf dem Bauch oder auf dem Rücken liegt. Sie befiehlt ihrem linken kleinen Finger, sich zu bewegen. Sonderbarerweise gehorcht er. Jetzt ihr rechter. Er ziert sich, bequemt sich aber zu zucken. Sie traut sich an ihre Arme heran. Unfassbar langsam formen sie einen Halbkreis wie zu einem Schneeeengel.

Ich liege auf dem Bauch.

Ihre Fingerkuppen tasten den Untergrund ab. Es ist, als glitten sie über poliertes Aluminium, sie hat kein Gefühl darin.

Was ist das?

Erde? Schnee? Holz?

Sie muss auf die Beine kommen, obwohl sie sich danach verzehrt, liegen zu bleiben und zu schlafen. Mit grotesken Verrenkungen versucht sie aufzustehen. Ihre Muskeln sind aus einer gallertartigen Masse, die bei der geringsten Anstrengung nachgibt und sich verformt.

Doch es gelingt. Sie schwankt, schnalzt. Kein Echo. Ihre Füße tun einen Schritt, einen zweiten, dritten. Wie eine Greisin trippelt Aaron mit ausgestreckten Armen über den eisigen Grund, fällt, schlägt sich das Knie an einem Stein blutig und benutzt den Schmerz, um sich von ihrer Verzweiflung abzulenken. An einem Zweig, der erst ihre Schulter streift und dann gegen ihre Wange schnellts, merkt sie, dass sie sich wieder bewegt.

Erneut hört sie ein Auto. Es kommt näher, entfernt sich.

Das ist nicht weit.

Ihr knicken die Beine weg. Diesmal schafft sie es nicht mehr auf die Füße. In Zeitlupe kämpft sie sich auf allen vieren voran. Endlich, endlich, kriecht sie über verschneiten Asphalt. Oder einen Acker. Oder eine Glasscheibe. Oder einen Berg.

Das nächste Auto. Sie ist auf der Straße. Unsagbar erleichtert breitet sie die Arme aus. Der Fahrer bremst im letzten Moment. Der Wagen schliddert auf sie zu und kommt so dicht vor ihr zum Stehen, dass Schnee ihr ins Gesicht spritzt.

Die Tür geht auf, Schritte nähern sich.

Ich bin gerettet.

Selbst dieser Gedanke erschöpft sie.

»Hallo, Dreckstück.«

Aaron wird ohnmächtig, ehe Jetonauges Faust sie trifft.

Die Vollzugsbeamtin, die Pavlik in Tegel zu Haus 6 begleitet, ist jung, doch die müden Augen, die tiefen Magenfalten, die dünnen, gekerbten Lippen erzählen, dass sie sich für zweitausend Euro brutto beleidigen, demütigen und bedrohen lassen muss. Pavlik hatte sich nach dem Namen erkundigt. »Engelschall«, lautete die mit scheelem Blick hingenuschelte Antwort. Seit keinem aufgefallen war, dass Melanie Breuer nicht ausgestempelt hatte und anderntags ihre Leiche in Boenischs Zelle entdeckt wurde, liegen die Nerven der Belegschaft blank. Die Ermittlungen der Mordkommission taten ein Übriges.

Als Pavlik eben in der Eingangsschleuse unangemeldet den Dienstausweis zückte, schoben dort alle ihre Hände in die Taschen. Wenn die Abteilung aufkreuzt, muss man sich vorsehen, sagt man am besten nichts, gibt es nur Ärger.

Ein Elektromobil surrt vorbei, zwei Häftlinge sitzen auf dem Bock, hinter ihnen Kupferrohre auf der Ladefläche. Dem Fahrer klebt eine dürre Selbstgedrehte im lässigen Mundwinkel, die Asche fliegt mit dem Schnee weg.

»Wie hat Sascha Holm sich geführt?« fragt Pavlik die Frau, deren raumgreifende, eilige Schritte verraten, dass sie die Sache hinter sich bringen will.

»Geht«, gibt sie maulfaul zurück.

»Keine Vorkommnisse?«

»Nicht dass ich wüsste.«

»Sie haben doch Dienst in Haus 6?«

»Und?«

»Wollen Sie nochmal zur Vernehmung in die Vierte Mord?«

Ihr Wangenzucken lässt vermuten, dass es keine verlockende Vorstellung ist. Nach der Bedenkzeit, die er ihr zugesteht, schiebt sie durch die Zähne: »Vorher war ein Litauer der Chef im Haus.

Totschläger, an den traute sich keiner ran. Sascha hat ihm gleich am ersten Tag den Kiefer gebrochen. Das war geklärt.«

»Ist er in Arrest gekommen?«

»Hmm.«

Er sieht den Verschluss vor sich: Schaumstoffmatte ohne Bezug, vergitterte Lampe, Glasbausteine statt Fenster, kein Heizkörper, nichts, was man rausbrechen kann, Videoüberwachung. Wenn ein Gefangener einen anderen schwer verletzt, sind vier Wochen in diesem Loch die Regel. »Wie lange?«

»Da müsste ich nachsehen.«

Pavlik bleibt stehen, zwingt Engelschall damit, es ihm gleichzutun. »Sie sagen den Kollegen: ›Den habe ich auflaufen lassen. Ein blasiertes Abteilungs-Arschloch, das bei mir an die Richtige geraten ist.‹ Alles, was wir reden, bleibt unter uns.«

Ihr Blick flackert. »Eine halbe Stunde war er im Bau.«

»Anweisung von oben?«

Sie nickt nur.

»Wie oft hätte er in Arrest müssen?«

»Ich hab's nicht mehr gezählt.«

Pavlik geht weiter. »Und wie oft hat er?«

»Kein einziges Mal wurde er bestraft, niemand hat das verstanden.« Die Wut klingt in jedem Wort mit. »Eine Zeitlang hat er sich mit einem Ukrainer beharkt, der groß im Drogengeschäft war. Der lag irgendwann tot in der Dusche. Wir haben alle gewusst, dass Sascha das war. Hat keinen interessiert. Der hat eine Woche nur gegrinst.«

»Hing er viel mit Boenisch rum?«

»Ist mir nicht aufgefallen.« Sie spürt seinen Blick. »Hab aber auch nicht drauf geachtet.«

In dem umzäunten Areal vor Haus 6, das einem großen Käfig gleicht, sieht Pavlik die Häftlinge, die endlich wieder ins Warme wollen. Doch sie müssen sich mit roten Gesichtern die Beine in den Bauch stehen, weil er angeordnet hat, dass die vom zweiten Stock entweder eingeschlossen werden oder draußen warten, bis er Saschas Zelle in Ruhe inspiziert hat. Für die meisten war die Kälte das kleinere Übel. Als Pavlik vorbeigeht, rotzt einer ins Schneetreiben: »Lasst euch nur Zeit, wir ha'm ja nüscht vor.«

Er folgt Engelschall ins Haus. Sein Handy klingelt. »Ja?«

Fricke ist dran. »Ich habe die Fakten zu dem Friedhof in Köln. Hochsommer, mittags um halb zwölf. Klarer blauer Himmel, circa dreißig Grad, Luftfeuchtigkeit sechsendachtzig Prozent, Windstille. Das Dach, auf dem Holm lag, war tausendeinhunderteinundneunzig Meter vom Ziel entfernt, in fünfundfünfzig Metern Höhe. Aber ich glaube, er ist nicht so gut, wie du denkst.«

»Wieso?«

»Er hat zwei Schüsse gebraucht. Der erste ging in die Schulter. Mit dem zweiten hat er den Mann in die Schläfe getroffen.«

»Welche Schulter? Von vorne oder von hinten?«

»Die rechte von hinten.«

»Kaliber?«

».700 Nitro Express. Verrückt, oder? Er hat ihm den Kopf regelrecht weggesprengt.«

Pavlik bleibt auf der Treppe stehen. In seinem Nacken verkleben die Muskeln.

»Bist du noch dran?« fragt Fricke.

»Ja. Danke. Bis dann.«

Er steckt das Handy weg, legt das Kinn auf die Brust, hört das Knirschen seines obersten Halswirbels, so in Gedanken versunken, dass Engelschall zweimal zu ihm runterrufen muss: »Kommen Sie?«

Sie schließt auf. Pavlik hat viele Zellen in vielen Gefängnissen gesehen; keine ist wie die andere. Er durfte Wände bewundern, die mit Nacktfotos der Freundin tapeziert waren, orientalische Lampenschirme, Bettvorleger aus Fanschals von Fußballklubs, Kronkorkenvorhänge, Klobrillen mit Pornomotiven, Sonnenuntergänge über der blauen Grotte. Unerreicht jedoch ist der Plastikpapagei, der bei dem Chinesen in Santa Fu von der Decke baumelte und pausenlos »Arschbackendjango!« kreischte. Es gibt charmantere Ausdrücke für die Schließer.

Eine Zelle wie die von Sascha sah er noch nie. Nackte Wände, kein Buch, Fernseher, Radio, kein einziger persönlicher Gegenstand. Nicht einmal Lebensmittel, ein Kamm, ein Stück Seife. Die Pritsche ist ungemacht, die Wolldecke liegt grau und kratzig auf dem Boden.

»Warum wurde die schon geräumt?« fragt Pavlik.

»Wurde sie nicht. War so.«

Er öffnet den Schrank. Eine Hose, ein Hemd, Unterwäsche. Das ist alles. Pavlik tastet die Kleidungsstücke ab. »Womit hat er sich die Zeit vertrieben?«

»Hören Sie sich um. Ich kann Ihnen mindestens fünfzehn Häftlinge nennen, die sich ein halbes Jahr nicht allein unter die Dusche getraut haben.«

Er geht auf die Knie und klopft an der Fußbodenleiste lang. »Ist die Zelle mal inspiziert worden?«

»Hat keiner gewagt.«

Pavlik schraubt den Siphon des Waschbeckens ab. Nichts. Er richtet sich auf, betastet die Matratze. Stellt die Pritsche hochkant, leuchtet mit der Taschenlampe des Handys in die Rohröffnungen der Beine. Steckt den Finger in eine und zieht einen kleinen Zettel heraus.

Darauf steht: *Es ist der Beginn deines Weges.*

Der Zettel ist vergilbt, zermal gefaltet, die Handschrift gestochen scharf, jeder Buchstabe ein Ausrufezeichen. Pavlik weiß sofort, dass Holm das schrieb. Es muss vor langer Zeit gewesen sein, vielleicht ein Kassiber, den er seinem Bruder schon in Barcelona geschickt hat. Der Text ist unverfänglich, kein Schließer hätte daran Anstoß genommen. Dennoch hat Sascha den Zettel versteckt. Welchen Weg meint Holm? Pavlik ahnt, dass es von Bedeutung ist.

»Pia, wie lang dauert das noch?« quäkt eine Männerstimme aus Engelschalls Walkie-Talkie.

»Keine Ahnung«, gibt sie zurück.

»Wann wurde er heute eingeschlossen?« fragt Pavlik.

»Kurz vor acht.«

»Zwei Stunden später haben unsere Leute ihn aus der Zelle geholt. War in der Zwischenzeit jemand bei ihm?«

Sie zuckt die Achseln und schaut an ihm vorbei.

»Denken Sie mal nach, Frau Engelschall: Wenn Sie oder Ihre Kollegen nicht mit uns kooperieren, reden wir mit den Häftlingen, die im Haus gearbeitet haben. Einer von denen hat sicher gesehen, wem Sie hier aufschlossen.«

Noch immer antwortet sie nicht.

»Sie haben so einen hübschen Namen. Es würde mir leidtun, Ihnen ein Disziplinarverfahren anzuhängen.«

»Direktor Maske war fünf Minuten drin«, bringt sie hervor. »Als er wieder rauskam, war er klatschnass.«

In einem mit dreißig Quadratmetern großzügig bemessenen Chefbüro kann es eng werden, wenn sich außer dem Amtsinhaber vier Männer der Bundespolizei darin aufhalten, die den PC inspizieren, Akten sichten, Korrespondenzen. Im Vorzimmer sitzt die Sekretärin verschreckt in der Ecke, während zwei weitere Polizisten auch hier alles umdrehen.

Pavlik hatte sich mit den Kollegen vorm Gefängnis getroffen, bevor er sich Saschas Zelle zeigen ließ. Um sicherzustellen, dass der Direktor nicht telefonisch gewarnt werden konnte, blieb einer von ihnen in der Schleuse, bis die anderen bei Hans-Peter Maske aufschlugen.

Als er das Vorzimmer betritt, geht Tom Döbler zu ihm. Sie kennen sich ewig, von der Polizeiakademie. Irgendwann hat Döbler gemerkt: Durchsuchungen sind mein Ding. Er würde eine Kontaktlinse in einem Altglascontainer finden.

»Wie sieht's aus?« fragt Pavlik halblaut.

»Auf beiden Rechnern finden sich zu Sascha Holm nur zwei Dokumente«, gibt Döbler leise zurück. »Vor einem halben Jahr eine Mail mit der Bestätigung, dass er aufgenommen wurde, und heute ein Vermerk über den Transport zu euch. Das war's. Ansonsten könnte man denken, er hätte hier nie gegessen.«

Pavlik ist nicht verwundert.

»Aber ich habe was anderes.« Döbler reicht ihm einen Wisch. »Maske wurde heute Morgen um acht auf dem Handy angerufen. Im letzten Monat hat er dreimal mit dem Anschluss telefoniert. Kein Gespräch dauerte länger als eine Minute.«

Pavlik schaut auf die neunzehnstellige Ziffernfolge.

»Militärisches Satellitenhandy. Eine Ortung kannst du vergessen«, sagt Döbler.

»Wie habt ihr Maskes Telefondaten vom Betreiber gekriegt?«

»Ich kenne jemanden bei seinem Anbieter. Wir haben das auf dem kleinen Dienstweg geregelt.«

»Wenn sich mal jemand über die Bundespolizei beschwert, schick ihn zu mir«, meint Pavlik. Sie tauschen ein Grinsen aus. »Hast du

Post für mich?»

»Schon ausgedruckt.« Döbler langt auf den Schreibtisch und reicht ihm Saschas Verlegungsakte, die, weil Helmchen nachgehakt hatte, eben vom Justizsenat gemailt wurde. Pavlik blättert darin, überfliegt die wichtigsten Passagen.

Im Nebenraum kläfft Maske: »Ich verlange, endlich telefonieren zu dürfen! Sie haben keinen Durchsuchungsbeschluss, das ist unerhört!«

Pavlik geht zur Tür. »Guten Tag, Herr Maske, bleiben Sie sitzen. Der Generalbundesanwalt hat beim Richter einen Durchsuchungsbeschluss erwirkt.« Maske schrumpft. »Es gibt ein vorläufiges Protokoll, der formelle Beschluss trifft jede Minute per Fax ein. Zu Ihnen komme ich noch.« Er schließt die Tür, ehe Maske etwas erwidern kann, greift sich einen Stuhl und setzt sich rittlings der Sekretärin gegenüber. »Ich heiße Müller. Verraten Sie mir Ihren Namen?«

»Margot Burri.«

Pavlik ist gut im Erkennen von Dialekten. Den leichten Singsang der Frau verortet er im Rheinland. »Seit wann arbeiten Sie für Herrn Maske?«

»Fünfzehn Jahre.«

»Ach – dann waren Sie schon in Köln seine Sekretärin?«

Sie nickt verängstigt. Aber es schimmert das Machtbewusstsein durch, Kettenhund eines Mannes zu sein, der über siebenhundert Beamte und sechshundertfünfzig Häftlinge herrscht.

»Und wenn er in Kürze Leiter der Abteilung Justizvollzug im Senat wird, nimmt er Sie auch dorthin mit?«

»Ja.«

»Wo ist der Fehler in meiner letzten Frage?«

Sie schaut ihn ratlos an. Burris Gesicht könnte einem Mann in mittleren Jahren gefallen, der ein Faible für harte, zackig geschminkte Lippen hat, die gewohnt sind, Anweisungen humorlos weiterzugeben. Ihre Haut ist stark gepudert, die Frisur ein Helm, kein Härchen muckt auf.

»Der Fehler ist: Herr Maske wird diese Stelle nie antreten. Er wird für eine sehr lange Zeit ins Gefängnis gehen. Und das nicht als

Direktor. Ist es das wert, Ihre Pensionsansprüche aufs Spiel zu setzen?«

Eine Schweißperle gräbt einen Canyon in den Puder. »Ich habe doch gar nichts gemacht.«

»Sascha Holm hat Haus 6 vom ersten Tag an terrorisiert. Warum gibt es dazu keinen Schriftwechsel, keine Aktenvermerke, nicht den kleinsten Wisch?«

»Das weiß ich nicht.«

»Wollen Sie mir sagen, es hätte nie ein Vollzugsbeamter hier angerufen und wegen Holm um einen Termin beim Direktor gebeten? Eine Mail geschickt? Sich beschwert, dass gegen den Häftling keine Strafmaßnahmen ergriffen wurden?«

»Herr Maske hat das ausschließlich mündlich geregelt.«

»Ist das so üblich? Auch bei anderen Gefangenen?«

»Nein«, flüstert sie kleinlaut und reibt mit dem Daumen über farblos lackierte Fingernägel.

Ein Fax trifft ein. »Waren Sie bei einem Gespräch dabei?«

Kopfschütteln.

Er schaut auf ihren Ring. »Sie sind verheiratet. Kinder?«

»Zwei.«

»Sie haben etwas zu verlieren. Das Einzige, was ich zu verlieren habe, ist meine Geduld.«

Ihre Lider zucken. »Einmal«, räumt sie ein.

Döbler kommt mit dem Fax. »Der Beschluss ist da.«

»Das wird Herrn Maske aber freuen. Sei doch so nett.«

Döbler geht nach nebenan.

Pavlik wendet sich wieder der Sekretärin zu. »Wann war das, worum ging es?«

Jedes Wort ist ein Abschied von ihrem schönen, frisch renovierten Büro im Justizsenat. »Vor ein paar Monaten hatten wir in Haus 6 einen toten Ukrainer. Zwei Vollzugsbeamte sagten, dass Sascha Holm den Mann bedroht hatte. Es ging um Drogengeschäfte. Herr Maske fragte, ob sie Beweise für Holms Täterschaft hätten. Das haben sie verneint. Er hat sie angewiesen, der Mordkommission gegenüber keine Spekulationen anzustellen. Das sei nicht die Politik des Hauses.«

»Und daran haben die sich einfach so gehalten?«

Die Stimme wird immer leiser. »Sie erhielten Sonderurlaub und wurden in die Einlasskontrolle versetzt.«

»Heute Morgen haben wir die Personalakten der Beamten angefordert, die mit Sascha Kontakt hatten. Wo bleiben die?«

»Das müsste ich alles erst –« Sie bricht ab, als sie Pavliks Stirnrunzeln sieht. »Herr Maske sagte, ich soll Sie hinhalten.«

Er steht auf. »Das erzählen Sie gleich auch den Kollegen von der Bundespolizei. Die machen das dann schriftlich. Das ist die Politik *unseres* Hauses.«

Er geht rüber ins Chefbüro. Die Aktenordner füllen drei Kartons, der PC wird ebenfalls verpackt. Maske sitzt einsam am Besprechungstisch, die Hände im Schoß, den Blick starr auf die Wand gerichtet, als sei er mit seinem heftig schlingernden Tretboot auf dem offenen Meer seekrank und müsse einen festen Punkt fixieren, um sich nicht zu übergeben.

»Seid ihr so weit klar?« fragt Pavlik.

»Ja«, sagt Döbler. »Brauchst du uns noch?«

»Die Aussage der Sekretärin muss protokolliert werden, am besten bei euch. Und lass zwei Mann für die Festnahme von Herrn Maske hier.«

»Timo, Karsten, ihr macht das«, wendet Döbler sich an die Kollegen. Wieder zu Pavlik: »Ich nehme an, du willst vorher ein Schwätzchen mit ihm halten.«

»Ja.« Er klopft den Tabak einer Lucky Strike auf dem Feuerzeug fest, wartet, bis alle draußen sind und die Tür zu ist, steckt die Lucky an und sucht nach etwas, das als Aschenbecher herhalten kann. Die Vase mit den Chrysanthemen zu Maskes Beförderung tut es. Er schmeißt die Blumen in den Mülleimer, stellt die Vase neben den Tisch auf den Boden und macht es sich an der Stirnseite bequem.

Eva Askamp – Eva Askamp – Eva Askamp.

Eine Lautsprecherdurchsage bellt gegen's Fenster. »Ende der Freistunden.« Maskes käsige Haut spannt über spitzen Wangenknochen. »Denken Sie, ich lasse mich einschüchtern? Ohne meinen Anwalt beantworte ich keine Fragen.«

Pavlik würdigt ihn keines Blickes. Er nimmt Saschas Akte zur Hand und schlägt sie auf. Die nächsten zehn Minuten ist er in die Lektüre vertieft, streicht Textstellen an, macht Notizen, stippt Asche

in die Vase, während Maske sich allmählich auflöst. Endlich schaut Pavlik auf. »Ich will mich nicht mit Ihren Lügen langweilen. Wir machen es so: Ich sage Ihnen, was wir über Ihre Verbindung zu Holm und seinem Bruder wissen, und dann stelle ich Ihnen eine Frage. Eine einzige.«

Maskes Tretboot wird von einer mächtigen Welle angehoben, fliegt über den Kamm, kracht aufs Wasser.

»Vor zwölf Jahren waren Sie Leiter der JVA Ossendorf in Köln. Sie haben sich für den Freigang des Gefangenen Artur Bedrossian eingesetzt, obwohl dieser sich in Arrest befand. Dabei –«

»Sein Vater war gestorben«, fährt Maske ihm in die Parade. »Den Freigang zur Beerdigung gebot ja wohl der Anstand.«

»Sie sollten nicht mit Fremdwörtern um sich schmeißen. Bedrossian wurde auf dem Friedhof liquidiert. Wir wissen, dass Holm das war. Sie sind bestimmt gut bezahlt worden.« Maske will wieder dazwischengrätschen, doch Pavlik hebt eine Augenbraue. »Ich habe Ihnen das Procedere erklärt. Wenn es Ihnen lieber ist, werden Sie zur Bundespolizei überstellt, wo Sie und Ihr Anwalt sich von der Beweislage überraschen lassen können.«

Maske ist still.

»Sie fragen sich, wie wir Ihr damaliges Honorar heute nachweisen wollen«, fährt Pavlik fort. »Ganz einfach: Während wir hier plaudern, sind Beamte in Ihrem Haus. Falls Sie Auslandskonten besitzen, werden wir Zugriff darauf erhalten. Wir interessieren uns für Eingänge vor zwölf Jahren. Sollten Sie Cash bezahlt worden sein, werden wir jede größere Ausgabe, die Sie in den Folgejahren getätigt haben, auf die Herkunft des Geldes hin überprüfen. Ich bin da sehr zuversichtlich.«

Maske deutet ein Lächeln an.

»Wie viele Geschäfte Sie sonst noch mit Holm gemacht haben, kann ich Stand jetzt nicht sagen, man wird sehen. Aber von einem wissen wir: Sie haben eine Rolle bei der Verlegung seines Bruders nach Tegel gespielt. Als er in Barcelona den Antrag gestellt hat, wurde anstandslos zugestimmt. Die waren heilfroh, ihn abschieben zu können. Aber der Berliner Justizsenat hat gezögert. Was ich gut verstehen kann, denn in den Unterlagen aus Spanien findet sich ein Abriss von Saschas Gefängniskarriere. Selbst wenn davon

auszugehen ist, dass die Spanier die Hälfte weggelassen und den Rest geschönt haben, bleibt immer noch das Bild eines Mannes, dem es schmeicheln würde, wenn man ihn einen psychopathischen Killer nennt. Was also hat der Senat getan? Er hat Ihr Votum erbeten. Sie haben sich überaus engagiert für die Verlegung eingesetzt. Moment, die Stelle gefällt mir am besten –« Pavlik blättert und findet die Passage. »Besonders aufgrund der sozialen Perspektive des Gefangenen wegen seiner Freundin halte ich die Überstellung nach Berlin für sehr sinnvoll. Ich habe mit der jungen Frau bereits ein Gespräch geführt, um mir persönlich von der Aufrichtigkeit der Beziehung einen Eindruck zu verschaffen, und bin überzeugt, dass dem der Fall ist.« Nun ja, über Ihre Dativ-Inkontinenz will ich nicht richten.« Er klappt die Akte zu. »Die Frau ist heute von Holm ermordet worden. So wie drei Männer von uns. Aber das wissen Sie ja schon. Er hat Sie um acht angerufen und Ihnen aufgetragen, zu seinem Bruder zu gehen und es ihm brühwarm zu erzählen. Dieses Telefonat ist dokumentiert.«

Maske legt die Hände auf den Tisch, dennoch zittern sie.

»Ob Sie für Ihre Dienstleistungen im letzten halben Jahr ein neues Honorar erhalten oder aus Angst vor Holm gehandelt haben, stelle ich mal dahin. Fest steht: Sie haben jedes Verbrechen gedeckt, das sein Bruder hier beging. Ihnen ist es zu verdanken, dass ein ganzes Gefängnis vor ihm gekuscht hat. Das können wir beweisen. Allein für den Mord an Melanie Breuer sind Sie wegen Beihilfe dran. Ich weiß nicht, was Sie Ihrem Rechtsbeistand zahlen müssen, aber kein Anwalt der Welt holt Sie da raus.«

Maskes Gesicht ist weiß wie Gischt.

Pavliks Handy klingelt. »Ja?«

Ein Kollege der Bundespolizei ist dran. »Wir haben bei Maske alles auf den Kopf gestellt. Die Finanzunterlagen müssen wir im Detail sichten, aber es sieht nicht danach aus, dass wir was finden. Wir ziehen ab.«

Während er denkt, *verdammte*, schickt er sein breitestes Grinsen über den Tisch, legt auf und sagt: »Mannomann.«

Maskes Tretboot geht unter.

»Ich stelle Ihnen jetzt die Frage. Überlegen Sie in Ruhe, was die Antwort Ihnen wert ist. Mir könnte sie ein Gespräch mit der

Bundesanwaltschaft wert sein. Wenn ich mich anstrenge, hole ich vielleicht statt lebenslänglich sieben oder acht Jahre für Sie raus. Das ist kein Versprechen, nur eine vage Möglichkeit, so weit ist es mit Ihnen gekommen. Und falls Sie denken, Ihr Anwalt macht vielleicht einen besseren Deal, irren Sie sich. Der würde Ihnen raten, mir die Füße zu küssen.« Er richtet einen Blick auf ihn, der schon vielen Angst gemacht hat. »Wissen Sie, wo Holm hinwill?«

Pavlik sieht, dass der Mann sich noch nie so sehr gewünscht hat, die richtige Antwort geben zu können.

Doch Maske flüstert: »Nein.«

Zuerst hört sie ihr Herz. Es schlägt ruhig und gleichmäßig und beendet einen Traum, an den sie sich nicht erinnern wird. Ihre Zunge bewegt sich langsam an den Zähnen lang, fühlt nichts. Sie will sich auf die Lippe beißen, kann den Mund nicht öffnen, etwas verklebt ihn. Die Augen schmerzen. Ihr ist nicht kalt. Ihre Kleidung ist nicht nass, fühlt sich fremd auf der Haut an. Als sie den Kopf bewegt, scheuert der Hals an etwas Rauem. Es riecht verbrannt. Der Untergrund vibriert. Sie fahren.

Sie ist wieder im Laderaum des Transporters.

Jemand ist bei ihr. Wahrscheinlich Bosch. Aaron versucht zu sprechen. Ein Reißverschluss aus Spucke geht auf. »Zigarette. Bitte.« Sie klingt wie eine Hundertjährige auf dem Totenbett.

»Ich rauche nicht.«

Sie kennt diese Stimme. Doch das ist unmöglich. Denn es ist die eines Mannes, der vor ihren Augen ertrank.

»Wir waren beide tot. Was sahen Sie?«

Würde sie antworten, hieße es einzugestehen, dass er am Leben ist. Das kann sie nicht.

»Ich sah mich sterben«, sagt die Stimme. »Es war schön. Zuerst war ich enttäuscht, als ich zu mir kam und im Fluss trieb. Ich habe geschwitzt. Sie auch?«

Sie will wieder bewusstlos sein.

Ein Klopfen, dann ein metallisches Schaben: das Fenster zur Fahrerkabine. Die Stimme sagt: »Geben Sie mir eine Zigarette.«

Sie fühlt ihre Hände und Füße nicht. Also ist sie gefesselt. Sie hört ein Streichholz. Die Zigarette wird zwischen ihre Lippen geschoben. Sie will nicht daran ziehen, es wäre ein weiterer Beweis für die Existenz des Mannes, den sie sterben sah. Doch sie merkt, dass der Filter schrumpelt, so stark saugt sie.

»Ich habe Sie eingehend studiert, dennoch unterschätzte ich Sie. Ich hätte es besser wissen müssen. Sie vermochten sich aus Boenischs Keller zu befreien, obwohl Sie auch dort blind waren. Trotz Ihrer Verwundung schalteten Sie einen dreihundert Pfund schweren Mann mit einem rostigen Nagel aus. Und vor einer Stunde töteten Sie mich.«

Wieder lässt er sie an der Chesterfield ziehen.

»Wir teilen viel. Wir waren beide in einem Keller.«

»Hatten Sie auch einen Nagel?« Sie kann nicht glauben, dass sie wirklich mit ihm spricht. Sie weiß, dass er ihre Gier spürt, und ist ihm dankbar für den nächsten Zug.

»Ihr Nagel war nur ein Werkzeug, das seinen Zweck erfüllte. Aber warum haben Sie auf halbem Weg Halt gemacht, statt Vergeltung zu üben? Boenisch lag wehrlos vor Ihnen. Sie hätten ihn verbluten lassen können.«

Aaron schweigt.

»Ich habe nicht auf halbem Weg Halt gemacht. Darum konnte ich für immer aus dem Keller entkommen und Sie nicht. Ich werde Sie später nochmal fragen. Das Thema Vergeltung werden wir vertiefen.«

»Vielleicht wäre ich wie Sie geworden. Das wäre schlimmer als mein Keller.«

»Diese Last vermag ich zu tragen. Eine größere Last ist es, meine Bestimmung noch nicht erfüllt zu haben. Auch das eint uns. Sie kennen die bohrende Leere, die Angst, dass alles seit unserer Geburt, das, was wir taten, hofften und erlitten, vergebens war, wenn wir grundlos sterben. Aber ich werde Sie erlösen. Denn Sie sind meine Bestimmung, und ich bin Ihre.«

Der nächste Zug schmeckt bitter. Sie wendet den Kopf ab.

»Sie wissen, wie es ist, wenn man süchtig ist, aber die Sucht nie befriedigt. Ihr Ekel beweist Ihnen, dass Sie schwach sind. Ich aber kann an dieser Zigarette ziehen, die nach Ihren Lippen schmeckt. Ich könnte tausend oder zehntausend rauchen und sofort aufhören, ohne mich an den Geschmack zu erinnern. Ich gab meinem Vater das Seine. Danach fortzugehen war viel leichter, als einen rostigen Nagel in einen Nacken zu stechen.«

»Warum haben Sie damals Ihren Bruder mitgenommen? Er bedeutet Ihnen nicht das Geringste.«

»Ja? Glauben Sie?«

»Darf ich noch einen Zug haben?«

Er gewährt ihr eine Lunge voll Rauch. Sie versucht zu ignorieren, dass er die Zigarette zwischen seinen Lippen hatte.

»Es war Winter. Wir liefen über verschneite Straßen, schliefen in Forsthütten. Kein Schmerz ist größer, als sich der Zeit des Glückes zu erinnern, wenn man im Elend ist. Doch an welches Glück sollten wir zurückdenken? Nach einem Monat war das Geld alle. Haben Sie einmal gestohlen?«

Sie antwortet nicht, aber sieht sich in einem kalten Februar in München. Die Abteilung will, dass man sich in jedem Milieu unauffällig bewegen kann. Aaron sollte lernen, wie man als Obdachlose ohne einen Cent in einer fremden Stadt überlebt, und musste das eine ganze Woche lang beweisen. Schon zwei Tage vorher durfte sie nichts mehr essen oder sich waschen. Es war ihr verboten, bei der Bahnhofsmmission um einen Teller Suppe anzustehen, das wurde kontrolliert. Sie versuchte zu betteln, aber dreckig und zerlumpt, wie man sie ausgesetzt hatte, gab ihr niemand was. Der Hunger war so groß, dass sie in einem Laden ein Brot stahl. Aaron wurde vom Sohn des Besitzers windelweich geprügelt und durfte sich nicht wehren, weil es ihre Legende zerstört hätte. Aber noch schlimmer war die Scham.

»Stehlen ist einfach, wenn man Hunger hat«, fährt Holm fort. »Ich nahm nur, was wir brauchten. Sascha ließ ich vor den Geschäften warten, und immer dachte ich, dass er fort sein würde, wenn ich zurückkam. Ich wusste nicht, ob ich erleichtert gewesen wäre. Ich musste eine Schuld begleichen, aber er hätte mich davon entbinden können, indem er fortlief. Er tat es nicht. Er aß das Brot, das ich gestohlen hatte, und legte sich neben mich schlafen ohne ein Wort. Nach einer Zeit sah ich eine Frau, die aus einer Gaststätte kam. Ich sagte ihr, dass ich ihr kleines Auto wollte und sie mir ihre Handtasche geben soll. Sie schrie um Hilfe. Ich schlug sie mit der Faust, und sie war still. Ich hatte nie zuvor am Steuer eines Autos gegessen. Aber ich fuhr, als hätte ich nichts anderes getan. Damals bemerkte ich, dass ich etwas mit derselben Leichtigkeit zum ersten

Mal tun kann, mit der ich es zum tausendsten Mal tue. Wann bemerkten Sie es?»

»Als ich zum ersten Mal mit einer Waffe schoss«, antwortet sie widerwillig und nur, weil sie hofft, dass er Bosch nach einer neuen Zigarette fragt, wenn sie mit ihm redet.

»Ja, das glaube ich. Was war es für ein Modell?»

»Eine Starfire 9 mm.«

»Die perfekte Pistole für ein kleines Mädchen. Bei mir war es eine Tokarev TT, eine Ordonnanzwaffe der Roten Armee, vernickelt. Das Design war an das der Browning High-Power angelehnt, sicher wissen Sie das. Hat es nicht eine gewisse Ironie, dass Sie mit dieser Pistole nach Barcelona flogen?»

Plötzlich ist Aarons Brustkorb aus Beton.

»Oh, das war leicht. Ich bin Ihnen und Kvist am Vorabend zu dem Training mit Ihren katalanischen Kollegen gefolgt. Kvist ist ein virtuoser Schütze, sehr schnell, ein Meister. Aber mit Ihnen darf er sich nicht vergleichen. Wer Sie nie schießen sah, weiß nicht, was Vollendung ist.« Er klopft erneut ans Fenster. »Bosch, noch eine Zigarette.«

Er schenkt ihr einen ersten, zweiten, dritten Zug.

»Sascha und ich kamen nach Hamburg. In einer Straße am Hafen lebten Hausbesetzer. Sie gaben uns ein Bett, teilten ihr Essen mit uns, stellten keine Fragen. Sie hassten den Staat. Das war mir damals so fremd wie heute, obschon das Gefühl an sich mir vertraut ist. Ich habe in meinem Leben drei Menschen gehasst: meinen Vater, Sie und mich selbst.«

»Warum mich?»

»Aber diese Hausbesetzer glaubten auch an etwas, an eine Art Gerechtigkeit. Nacht für Nacht diskutierten sie über eine Welt, von der ich nichts wusste. Ich las ihre Bücher. Ich kann ein dickes Buch nehmen, es in zwei Stunden Seite für Seite umblättern und jeden Satz für immer behalten. Natürlich kennen Sie das. Wir genießen es beide, dem ständigen Chor des Wissens in unseren Köpfen zu lauschen, der Schönheit und Klarheit von Sätzen und Gedanken, in der Gewissheit, ihren Sinn zu verstehen. Ich begegnete Marx, Habermas, Marcuse, Adorno, Dussel und anderen. Es waren Philosophien der Befreiung, aber befreien wollten sie die Gesellschaft, nicht sich selbst. Darum

legte ich diese Bücher weg. Die Strukturalisten interessierten mich mehr, wenngleich sie die wichtigste Frage nicht beantworteten: Was verleiht Ihrer und meiner Welt Struktur?«

»Die Gewalt.«

»Das wussten wir beide früh. Haben Sie John Locke gelesen?«

»Ja.«

»Ihn verachte ich von allen Philosophen am meisten; er bezweifelte, dass der Mensch zwischen Gut und Böse unterscheiden kann. Sie und ich sind der Gegenbeweis. Obwohl es stimmt, dass die meisten in Unwissenheit verharren.«

»Sie behaupten, den Unterschied zwischen Gut und Böse zu kennen? Ein Mann, der Dutzende Morde begangen hat?«

Die Zigarette ist dicht vor ihrem Mund. Der Rauch kräuselt in ihre Nase. Aber Holm zieht die Hand weg. »Wie viele Menschen haben Sie getötet?« fragt er.

»Ich hatte jedes Mal einen Grund.«

»Ich nicht?«

»Warum haben Sie den Lehrer erschossen? Dieser Mord war vollkommen sinnlos.«

»So, war er das?«

»Ihnen war klar, dass Demirci mich nicht gehen lassen würde, und wenn Sie zehn hinrichten. Sie wussten, dass sein Tod für das Gelingen Ihres Plans bedeutungslos war. Warum also?«

Lange hört sie nur den Motor, das Klopfen eines verschlissenen Radlagers, das Klappern eines Hakens.

»Ich tötete ihn, damit Sie mich das fragen können. Es war unvermeidlich, das ist Dialektik«, erwidert Holm endlich. »Die Frage verdient eine ausführlichere Antwort. Aber noch nicht. Erst zu gegebener Zeit.«

Aaron hasst sich für die Dankbarkeit, mit der sie an der Zigarette zieht. Sie sagt: »Ich habe nur getötet, um mein Leben zu retten oder das anderer. Die Fähigkeit, Mitleid zu empfinden, unterscheidet uns vom Tier. Ich kann das, Sie nicht.«

»Hatten Sie einmal ein Tier, einen Hund vielleicht? Nein, Sie würden keine Kreatur bei sich dulden, die sich Ihnen unterwirft. Eher eine Katze. Hatten Sie eine Katze?«

»Ja.«

»Nach Boenischs Keller?«

»Ja.«

»Wie oft hat diese Katze Sie getröstet, wenn sie spürte, dass Sie mit Ihren Dämonen kämpften. War das kein Mitleid?«

Sie will ihm die Augen auskratzen, weil jeder Satz stimmt.

»Was mich angeht: Ich zog Ihnen die nassen Sachen aus und einen Overall an. Ich legte Ihren Mantel über Sie und bewahrte Sie vor dem Erfrieren.«

»Um mich töten zu können, wann es Ihnen beliebt.«

Dass er sie nackt sah, macht sie verrückt.

»Nicht wann es mir beliebt. Das werden Sie lernen.«

»Es gibt nichts, was ich von Ihnen lernen könnte. Was denn? Die Beine in einem Blutstrom baumeln zu lassen? Einen Mord als Dialektik zu verbrämen? Das Flehen eines Menschen zu überhören wie Geplauder auf einer Party? Es gibt nichts.«

»O doch. Sie werden sehen.« Er lässt sie ziehen. »Ich las auch die Metaphysiker und die Scholastiker. Sie glaubten, dass wir von Geburt an schuldig sind, das gefiel mir. Aber sie waren Sklaven ihrer Religion, weshalb ich ihnen keinen Respekt bezeugte. Ich kann nicht vor einem Gott knien, der mich so wenig achtet, dass er mich in einen Keller gestoßen hat. Wie könnte ich einen solchen Gott um Vergebung meiner Sünden bitten, wenn er doch die Sünde selbst ist. Woran glauben Sie?«

»An das, was ich sehe.«

»Ich habe Freundschaft nie erfahren, aber gehört, dass ein gemeinsamer Humor eine wichtige Voraussetzung ist. Sind Sie mit Herrn Pavlik befreundet?«

Sie antwortet nicht.

»Das dachte ich mir. Auch mit seiner Frau?«

Bastard.

»Dann wundert mich allerdings, dass Sie noch nicht fragten, ob meine Andeutung auf seine Frau und sein Kind nur ein kleines Spiel war.«

»Weil ich es weiß.«

»Woher?«

»Ich fühle, dass sie leben.«

»Das vermögen Sie?«

»Falls Sie denken, ich könnte es Ihnen beibringen: Das kann ich nicht. Dazu müssten Sie wissen, was es bedeutet zu lieben.«

»Das sprechen Sie mir ab?«

»So wie ich Ihnen Moral und die Fähigkeit, Mitleid zu empfinden, abspreche.«

»Geduld. Männer mit Schlagstöcken kamen und räumten das Haus am Hafen. Sie hatten denselben Eid wie Sie geschworen, aber Mitleid war ihnen fremd, sonst hätten sie nicht einem Mädchen, das ich mochte, weil es mit mir schlief, ohne mich nach meiner Traurigkeit zu fragen, wie einen Stein gegen die Wand geworfen. Sonst hätten sie nicht einem Jungen, der Sascha Kindergeschichten erzählt hatte, alle Zähne ausgetreten. Die Männer hätten behauptet, dass sie Befehle befolgten. Wie viele solcher Befehle befolgten Sie? Wie oft waren Sie grausam und herzlos, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden?«

Kein einziges Mal.

Doch ich werde mich dir gegenüber niemals rechtfertigen.

»Ich wollte, ich hätte diesen beiden helfen können, aber ich musste mit Sascha fliehen, sonst hätten sie ihn mir weggenommen. Am Hinterausgang versperrte ein Polizist uns den Weg. Er war fast noch ein Kind, sein Herz hämmerte in seinen Augen. Ich nahm ihm den Schlagstock weg, benutzte ihn, wie die anderen es mich gelehrt hatten, und dachte dabei an das Mädchen und den Jungen. Er fiel tot vor meine Füße, sein unfertiges Gesicht starrte mich an. Ich lief mit Sascha fort und versteckte mich lange in einem Schuppen und sah diesen Polizisten fallen. Meinen Vater hatte ich zu Recht getötet. Das hier war etwas anderes. Die meisten habe ich vergessen, an den in dem Haus erinnere ich mich. Sagen Sie mir nie wieder, dass ich den Unterschied zwischen Gut und Böse nicht kenne.«

Der Transporter stoppt, das Fenster wird aufgeschoben. »Wie geht's weiter?« fragt Jetonaugé.

»Warten. Such eine passende Stelle abseits der Straße«, versetzt Holm. »Bosch, geben Sie mir die Schachtel.« Er schließt das Fenster, zündet eine Chesterfield an, steckt sie zwischen ihre Lippen und belässt sie dort. »Wer war Ihr Erster?«

»Ein Drogendealer.«

»Was wussten Sie von ihm?«

»Dass er mir ein Messer in den Bauch rammte.«

»So wenig. Aber wie lange haben Sie danach nicht schlafen können, wie oft sahen Sie sein Gesicht? Gewiss haben Sie es in diesem Moment vor Augen. ›Es ist wie ein Sturz durch den Spiegel, mehr weiß einer nicht, wenn er wieder aufwacht, ein Sturz wie durch alle Spiegel, und nachher, kurz darauf, setzt die Welt sich wieder zusammen, als wäre nichts geschehen.« Aber wir beide wissen es besser, nicht wahr?«

Das ist aus Gantenbein.

Schon spricht Holm weiter. »Das geräumte Haus gehörte einem wohlhabenden Mann. Es hieß, dass er Pläne damit hatte. Mir kam in den Sinn, dass die Villen solcher Menschen nützlich sein könnten. Es war kinderleicht. Ich schickte Sascha zu ihnen. Er klingelte, sagte, dass er sich verlaufen habe, und fragte, ob man seinen großen Bruder anrufen könne. Bei denen, die ihn hereinließen, überprüfte er geschickt, ob sie allein waren. Er gab ihnen die Telefonnummer des Cafés, in dem ich wartete. Der Name, den er genannt hatte, war das Schlüsselwort und verriet mir, ob ich mich bedienen konnte. Ich kam und nahm mir, was an Geld im Haus war. Wenn ich ein Auto wollte, stand eins in der Garage. Manchmal musste ich jemanden schlagen, aber es bedeutete nicht mehr, als eine Wespe zu verscheuchen. Haben Sie andere geschlagen und ihnen wehgetan, um Antworten zu erhalten? Schweigen Sie nur. Lenin sagte: ›Schlimmer als blind sein ist nicht sehen wollen.««

Aaron erforscht Holms Stimme. Nach der Akupunkturlehre gibt es im menschlichen Körper zwölf Meridiane, die Ströme der Lebensenergie Ki. Der Zeigefinger, den sie ihm unter Wasser zwischen die sechste und siebte Rippe stieß, zielte auf einen speziellen Kyusho-Punkt auf dem Lebermeridian.

Dianxue. Vergiftete Hand.

Ob sie Holm perfekt traf, wird sich zeigen.

Die Symptome wären: schwerer Atem, Seh- und Hörstörungen, Probleme mit dem Gleichgewicht, dann Kreislaufkollaps.

Doch dazu ist es viel zu früh.

Sie muss mit fünf Stunden rechnen, braucht Geduld.

Wenn ich dann noch da bin.

Die Stimme ist ruhig. »Sie waren tot. Und schon kontrollieren Sie wieder Ihren Atem. Nie sah ich jemanden, der so perfekt atmet wie Sie. Die Yogis glauben, dass jedem Menschen für sein Leben nur eine vorbestimmte Zahl an Atemzügen gegeben ist. Sie verlangsamten ihren Atem, um den Tod hinauszuzögern. Halten Sie das für eine Option?«

»Wollen Sie Yogastunden bei mir nehmen?«

Er lacht ein hartes, bitteres Lachen, das sich wie ein Felsen über einer Schlucht löst. »Ich blieb mit Sascha nie lange an einem Ort, wir zogen herum. Ein Jahr war es her, dass ich in einem Bach das Blut unseres Vaters abgewaschen hatte, doch noch immer hatte mein Bruder kein Wort gesprochen. Mehrmals brach ich in Häuser ein. Bei zweien waren die Besitzer in Urlaub. Dort wohnten wir eine Zeit. Es gab teure Fernseher und teuren Cognac und Bücher, die ungelesen ins Regal gestellt worden waren. All dessen bediente ich mich maßlos. Ich ließ die Tage verstreichen, ohne sie zu zählen. Ich war ein Kleinkrimineller geworden, einer wie die, mit denen Sie sich in Ihrer Anfangszeit als Polizistin herumschlagen mussten. War deren Verzweiflung darüber, weggeschlossen zu werden, nicht wie Geplauder auf einer Party für Sie? Hätten Sie mich damals festgenommen, ich wäre eine hingekritzelte Unterschrift auf einem lästigen Protokoll gewesen. Sie hätten nichts von der Leere in mir gewusst, die so groß war, dass ich meinen Herzschlag für das Tropfen eines Wasserhahns hielt. Ich hatte eine Bibliothek im Kopf, aber es war nur ein Haufen Buchstaben. Ich kannte meinen Weg noch nicht.«

Die Kippe ist nass und kalt. Er nimmt sie von ihren Lippen und wischt ihr wie einem Kind Spucke aus dem Mundwinkel.

»Als wir eines Nachts wieder in einem Auto schliefen, explodierte mein Kopf. Ich lag auf der Straße, und vier Männer, denen es gefallen hatte, mich mit Baseballschlägern bewusstlos zu prügeln, standen um mich und Sascha herum. Sie beratschlagten, ob sie uns töten sollten. Eigentlich wollten sie nur das teure Auto. Aber in ihnen lebte ein Tier, das sich durch die Eingeweide fraß. Dieses Tier wütet auch in meinem Bruder. Lange dachte ich, ich würde es besiegen. Ich musste einsehen, dass ich diese Macht nicht besitze. Es hilft Sascha nicht,

einen, zwei, drei oder zehn zu töten. Das Tier ist unersättlich. Es ist seine Natur.«

»Sie sagen, Sie können nicht vor einem Gott knien. Dennoch stört es Sie nicht im Geringsten, dass Ihr Bruder vor Ihnen kniet? Warum? Weil Sie sich für Gott halten?«

»Wie definieren Sie Gott? Kann ich den Lauf der Gezeiten ändern, die Bahnen der Himmelskörper, den Wind? Nein. Kann ich Plagen schicken, Wunder vollbringen? Nein. Aber bin ich in meiner Welt der Herr über Leben und Tod? Ja. Und auch in Ihrer. Es stimmt, dass mein Bruder vor mir kniet. Ich könnte ihm seine Sünden vergeben. Doch er bittet mich nicht darum. Er weiß einfach nicht, was Sünde ist.«

»Haben Sie nie gekniet?«

»Das habe ich. In dieser Nacht, vor den Männern mit Baseballschlägern. Um meines Bruders willen. Ich bettelte. Ich flehte die Männer so an, ihn nicht zu töten, dass ich vor Verzweiflung erneut das Bewusstsein verlor. Als ich zu mir kam, waren sie mit dem Auto fort, und Sascha saß im Rinnstein. Ich kroch zu ihm und drückte ihn an mich und spürte sein Herz nicht. Er sagte den ersten Satz zu mir, seit wir fortgegangen waren: ›Lass mich wieder in den Keller.««

Minuten vergehen.

Sie könnte glauben, er sei verschwunden.

»Am Tag darauf läutete Sascha an einer Villa. Als ich die Frau, die mich angerufen hatte, am Hals griff, tauchte ihr Mann hinter mir auf und stach ein Messer in meinen Rücken. Ich lag vor ihm. Er sah mit Eisaugen zu mir herab. Saschas und mein Schicksal war beschlossen. Aber das war nicht das Schlimmste. Als ich dort lag und auf den Tod wartete, blickte mein Bruder –« Er bricht ab. Sucht nach Worten.

»Er blickte Sie an, und Sie erkannten, dass er Sie sterben sehen wollte«, sagt Aaron.

»Ja«, findet Holm die Kraft für ein Wort.

Zeit vergeht.

Dann strafft sich seine Stimme. »Aber es klopfte an der Tür. Durch einen Schleier aus Furcht sah ich, dass Eisauge eine Schublade aufzog, eine Pistole herausnahm und öffnete. Ein Mann kam herein. Er hatte seinen Sohn bei sich, der wenig jünger war als ich. Eisauge

schloss die Tür und richtete die Waffe auf den Mann. Dieser beachtete die Pistole nicht. Er sagte, dass Eisauge ihn bestohlen habe und er gekommen sei, um sich zu holen, was ihm gehörte. Eisauge hielt die Pistole an den Kopf des Sohnes. Seine Worte lauteten: »Ich erschieße jetzt deinen Sohn, dann gehst du und lässt dich nie mehr blicken.« Doch wie aus dem Nichts hatte auch der andere eine Pistole in der Hand.« Holm zündet eine neue Zigarette an und gibt sie ihr. »Was war für die Samurai die höchste Disziplin?«

»Selbstbeherrschung.«

»Dieser Mann offenbarte sie mir. Ich glaubte zu wissen, was ein Opfer ist, ein Verlust. Aber er zeigte, dass ich ein Kind war und er ein Mann. Er erschoss seinen eigenen Sohn, um ihm diesen letzten Dienst eines Vaters zu erweisen und Eisauge zu demonstrieren, was Unbeugsamkeit ist. Dieser schoss ebenfalls. Er traf den anderen in die Schulter, und der Mann fiel um. Eisauge richtete die Pistole auf ihn und sagte: »Du wirst deinem Sohn jetzt begegnen.« Der Mann hatte keine Angst. Mehr noch: Er lächelte. Plötzlich lebte ich wieder. Ich riss Eisauge zu Boden, bekam die Waffe zu fassen und schoss ihm aus zwei Metern zwischen die Augen. Der Mann, der sein Kind geopfert hatte, stand auf. Er sah mich an und fragte: »Wie heißt du, mein Sohn?« Da nannte ich zum ersten Mal meinen Namen.«

Holm kniet sich hin. Aaron merkt, dass er ihre Handfessel aufschneidet, und weiß, dass sie nicht die Kraft besitzt, gegen ihn zu kämpfen.

»Ich habe viele Erinnerungen an ihn. Manche trage ich auf der Haut.« Er nimmt ihre Hand und streicht damit über seine nackte rechte Schulter. Sie fühlt das wulstige Branding.

Ein Stern.

Im Bruchteil einer Sekunde sieht Aaron sich in der Umkleidekabine einer teuren Boutique am Hackeschen Markt mit einer jungen Frau giggeln.

Alina.

Aaron erinnert sich: Sie war die Geliebte eines Mannes aus der Führungsebene der Nikulinskaja. Der Narbenstern war das Erkennungszeichen dieser Männer, und ihre Frauen bekamen das gleiche Brandzeichen, wie Kühe. Alinas Geliebter war mit ihr nach Berlin gekommen, um sich in der Charité einer komplizierten

Herzoperation zu unterziehen. Da sich eine Reha anschloss, würde er länger als einen Monat in Berlin bleiben.

Das war vor elf Jahren.

Aaron sollte für das LKA herausfinden, ob die gleichaltrige Alina etwas über seine Geschäfte wusste.

Sie war sehr schön und sehr einsam. Aaron begegnete ihr wie zufällig in der Boutique, probierte das gleiche Kleid an, sah das Branding auf der Schulter. Lachen, Schuhe, die sie nie kaufen würde, ein Drink am Monbijoupark, Geplapper, Verabredung.

Alina freundete sich mit ihr an. Aaron musste vorsichtig sein, denn zwei Leibwächter ihres Geliebten waren ständig um sie herum. Sie inspizierte das Penthouse am Hackeschen Markt, das vom LKA für Aaron gemietet worden war, aber die Minikamera, die alles aufzeichnete, entdeckten sie nicht. Sie blätterten in einem gefälschten Familienalbum, Aaron mit einem reichen Vater, der ihren Luxus finanzierte, sahen ihren teuren Schmuck, vom KaDeWe geliehen, den Porsche in der Garage. Als sie in dem Sterne-Restaurant, wo sie mit Alina Foie gras aß und Jahrgangschampagner trank, auf der Toilette war, checkten sie ihr Handy und dachten, Aaron merkt es nicht.

Ein Fehler wäre ihr Todesurteil gewesen.

Über die Geschäfte der Nikulinskaja erfuhr sie nichts von Alina, nur, dass ihr Geliebter ein Schwein war. Aaron war froh, als die Zeit in Berlin zu Ende ging und Alina mit ihm in die Heimat zurückkehrte.

Aber einen Monat später klingelte ihr Telefon.

Da begann es erst.

Jetzt, auf der Transporterpritsche, weiß sie plötzlich, wer der Mann war, von dem Holm sprach.

Ilja Nikulin.

Damals lebte er in der Schweiz und herrschte bereits über ein großes Reich. Nach dem Ende der Sowjetunion kehrte er in seine alte Heimat zurück und machte daraus ein Imperium.

Der Mann, der Holm zeigte, was wahre Stärke ist.

Der Mann, dessen Killer in Moskau auf mich wartete.

Der Mann, dessen Imperium ich zu Fall brachte.

Sie ist unfähig, etwas zu sagen.

Holm sagt: »Das Leben ist nichts als ein leerer Traum, und wenn du einen Grund verstanden hast, werden sich viele weitere vor deinen Augen auftun.«

Er steigt aus und lässt sie allein.

Pavlik steht am Fenster von Maskes Büro. Die beiden Bundespolizisten schaffen den Gefängnisdirektor in Handschellen aus dem Gebäude. Hinter einem Zaun lungern Häftlinge, klatschen und johlen. Einer brüllt: »He, Maske, alte Sackratte, wir sehen uns unter der Dusche!«

Pavliks Handy klingelt. »Ja?«

Helmchen ist dran. »Du wolltest wissen, wer damals mit den Ukrainerinnen zu tun hatte.«

»Schieß los.«

»Im Kommando waren Peschel, Fricke, Butz, Ruff und Pi.«

So hat Pavlik es in Erinnerung. Pi scheidet als Maulwurf aus, Butz ist tot und über jeden Zweifel erhaben. Ruff war ein harter Hund, der seinen Hals zigital für die Abteilung riskierte. Vor zwei Jahren starb er an Leukämie. Für Peschel und Fricke legt er ebenfalls die Hand ins Feuer. »Wer hat den Einsatz unterstützt?«

»Boll war der Logistiker, Krampe hat die Technik gemacht.«

Boll ist immer noch bei ihnen, ein ruhiger, besonnener Mann, der nach zwei Scheidungen allein lebt. Er hat schon mit Anfang dreißig drei Berliner Mietshäuser geerbt und müsste nicht arbeiten. Der Job ist seine Leidenschaft. Pavlik wüsste nicht, womit er erpressbar wäre. Bleibt Krampe. Er hat Informatik und Elektrotechnik studiert und war beim BKA, bevor er vor acht Jahren zu ihnen kam. In seiner Kasse ist ständig Ebbe, weil er für zwei Kinder Alimente zahlen muss. Das würde passen. Trotzdem kann er es nicht gewesen sein. Er und Pi sind beste Freunde. Als Pi die Abteilung vor Jahren verließ, um bei einem privaten Sicherheitsunternehmen Geld zu machen, wollte er Krampe mitnehmen. Der dachte ernsthaft darüber nach, blieb aber, obwohl er viel mehr hätte verdienen können. Er ist der Patenonkel von Pi's Tochter Luise.

Vergessen.

»Und ein Psychologe«, ergänzt Helmchen.

Pavlik horcht auf.

»Die beiden Ukrainerinnen hatten wahnsinnige Angst wegen dem Prozess und ihrer Aussage. Lissek befürchtete, dass sie einen Rückzieher machen könnten. Deshalb hat er einen Psychologen vom LKA hinzugezogen. Er war in Frankfurt/Oder in dem sicheren Haus und hat die Frauen beruhigt.«

»Wann genau?«

»Eine Stunde vor dem Anschlag.«

»Hätte er vom Jupiter wissen können?«

»Ja.«

»Die Interne hat ihn doch sicher überprüft?«

»Alles unauffällig.«

»Wie heißt der Mann?«

»Rolf Jörges. Aber das hat sich erledigt.«

»Warum?«

»Er ist im Mittelmeer ertrunken.«

»Wann?«

»Einen Monat nachdem der Prozess gegen den Zuhälterring geplatzt war, weil die überlebende Ukrainerin ihre Aussage zurückgezogen hatte.«

»Zeugen?«

»Keine. Laut Protokoll der mallorquinischen Polizei hatte er seine Kräfte überschätzt und war in einer einsamen Bucht zu weit rausgeschwommen.«

Pavlik weiß nicht, welches Gefühl stärker ist: die Wut, sich den Typen nicht mehr vorknöpfen zu können, oder die Erleichterung, dass es keiner aus der Abteilung war.

»Wie bist du an das Protokoll der Spanier rankommen?«

»No me preguntes.«

»Hast was gut bei mir.«

»Sagst du immer, und dann kriege ich nur einen Schmatzer.«

»Was schwebt dir denn vor?«

»Eine von Sandras belgischen Tartes. Eine ganz große.«

Pavlik lacht. »Die essen wir aber zusammen.«

»Hab dich auch gern.« Sie legt auf.

Er setzt sich an Maskes Schreibtisch, zündet sich eine Zigarette an und nimmt den Zettel mit der Telefonnummer in die Hand. Seit einer Stunde denkt er an nichts anderes. Als Döbler ihm den Zettel gab, war er versucht sofort anzurufen. Doch er wollte erst das Für und Wider abwägen. Es würde Holm verraten, dass sie auf Maske gestoßen sind. Was, wenn Holm sich seiner noch einmal bedienen will? Nein, unwahrscheinlich, Maske hat seine Schuldigkeit getan.

Pavlik greift nach dem Telefon, wählt die Nummer und startet den Gesprächsmitschnitt. Beim dritten Klingeln wird abgenommen. Er schweigt. Auch am anderen Ende ist es still. So vergeht eine halbe Minute.

Dann sagt Holm: »Herr Pavlik, wie ich vermute.«

»Jaja, Sie glauben, dass Sie schlauer sind als alle.«

»Sie machen mich neugierig.«

»Den ersten Fehler, von dem ich weiß, haben Sie vor zwölf Jahren begangen, als Sie den Fluchtwagen in Köln im Halteverbot parkten, bevor Sie den Armenier liquidierten. Der zweite war, dass Sie das Auto zwar gereinigt, aber den Tankdeckel vergessen hatten. Wir können Ihnen den Mord zuweisen, weil Sie heute Fingerabdrücke hinterlassen haben; das war der dritte Fehler. Und viertens haben Sie ein charakterloses Arschloch wie Hans-Peter Maske gekauft.«

»Sie vergaßen zu erwähnen, dass ich im Bus zu lange wartete, bis ich die Verhandlungen über die weiteren Modalitäten aufnahm. Wäre es nicht klüger gewesen, mich sofort nach Ihrem Eintreffen zu melden, weil zu diesem Zeitpunkt die Befehlskette noch nicht stand?«

Pavlik ist kurz sprachlos.

»Fangen wir damit an. Ich wollte nicht, dass unser Gespräch in einer Phase der Desorganisation stattfindet. Sie sollten sich zuerst sammeln, um mir mit Bedacht zuzuhören. In den ersten hektischen Minuten wäre die Gefahr einer unüberlegten Reaktion viel größer gewesen.«

Scheißkerl.

»So dachte ich, weil ich Sie nicht wirklich kannte. Jetzt weiß ich, dass Sie nie unüberlegt handeln.«

»Soll ich geschmeichelt sein?«

»Ihnen kann man nicht schmeicheln. Nun zu Köln. Dort beging ich tatsächlich zwei Fehler. Ich ließ meinen Bruder den Wagen parken und trug ihm später auf, ihn gewissenhaft zu reinigen. Er vergaß den Tankdeckel. Das wusste ich sofort, als ich ihn darauf ansprach; er ist ein schlechter Lügner. Es war zu spät, das zu korrigieren, der Wagen war bereits entdeckt worden.«

»Familie kann man sich nicht aussuchen. Aber was er in Köln vermurkst hat, sehen Sie ihm sicher nach, denn das war ja viele Jahre vor dem *Beginn seines Weges*.«

»Sie fanden also einen Zettel«, murmelt Holm.

»Es war eine kleine Denksportaufgabe. Sie haben Ihrem Bruder in Barcelona mitgeteilt, dass Ihre Wege sich endgültig trennen werden. Seine Freipressung heute war eine Art Abschiedskuss. Allerdings wird Sascha das kaum verstanden haben, dazu fehlt ihm die nötige Hirnsäure. Haben Sie ihn schon zum Teufel gejagt?«

»Das muss ich nicht. Er wird gehen und sich nie mehr umdrehen. Er hat gelernt, für seine Fehler geradezustehen. Und wenn wir dabei sind: Glauben Sie, ich hätte meine Fingerabdrücke auf dem Handy dieser Frau unabsichtlich hinterlassen? Das kränkt mich ja fast. Ich wollte Ihnen helfen, die Verbindung zwischen Köln und Maske herzustellen. Darum habe ich im Übrigen auch meine Nummer nicht unterdrückt, wenn ich ihn anrief. In seiner Beurteilung stimmen wir absolut überein. Er gehört zu der Sorte Mensch, die im Dritten Reich Juden verraten hätte. Ich achte ihn so viel wie einen Regenwurm.«

Pavlik kann nicht umhin, bitter zu lächeln.

»In Köln fragte er mich eifrig, ob ich nicht Interesse an weiteren Häftlingen der Anstalt hätte«, fährt Holm fort. »Ich könne ihm eine Liste schreiben, es ließe sich manches arrangieren.«

»Mit Listen kennt er sich sicher aus.«

»Dieses Telefonat, das Sie natürlich mitschneiden, würde bei einem Prozess gegen ihn nicht als Beweismittel zugelassen werden. Besitzen Sie genügend Indizien für eine Verurteilung?«

Nein, verflucht. Köln könnten wir ihm nur anhängen, falls es uns gelingen würde, den Geldfluss nachzuweisen. Danach sieht es nicht aus. Und Sascha? Dass Maske sich für seine Verlegung eingesetzt und mehrmals Bestrafungen verhindert hat, reicht nicht. Bleibt das Telefonat mit Holm heute. Aber Maske wird behaupten, dass er nicht

mit ihm gesprochen hat. Falsch verbunden. In Saschas Zelle durfte er als Direktor. Heute Abend sitzt er wieder zuhause und lässt sich einen teuren Cognac schmecken.

»Ich entnehme Ihrem Schweigen, dass sich das schwierig gestalten könnte. Haben Sie einen Stift?«

»Ja.«

Holm diktiert ihm eine Ziffernfolge. »Das ist die Nummer eines Kontos bei der Anguilla National Bank auf St. Kitts. Ich hatte es seinerzeit für Maske unter dem amüsanten Decknamen ›Joseph Clark‹ eingerichtet.«

Pavlik hält die Luft an.

»Für die Regelung der Angelegenheiten meines Bruders wurde er nicht entlohnt; das klärte ich in einem Vier-Augen-Gespräch, es hätte Ihnen vielleicht gefallen. Aber das Konto existiert noch, ich habe es nachgeprüft. Falls er nicht geprasst hat, was ich bezweifle, denn Menschen wie er wollen nur besitzen, nicht prassen, werden Sie eine größere sechsstellige Summe darauf finden. Sagt Ihnen der Name Joseph Clark etwas?«

»Nein«, fasst Pavlik sich.

»Das dachte ich mir. Sie sind kein Mann der Literatur, was meinen Respekt vor Ihnen keineswegs schmälert. Joseph Clark hieß der Kapitän des britischen Dampfers ›Jeddah‹, der 1880 von Singapur ablegte. An Bord waren über neunhundert Pilger auf dem Hadsch nach Mekka. Das Schiff schlug auf hoher See in einem Sturm leck. Clark floh mit seinen Offizieren in einem Rettungsboot und überließ die Passagiere einfach ihrem Schicksal. Joseph Conrad hat das in seinem Roman ›Lord Jim‹ nacherzählt. Dieser Kapitän ist einer der berühmtesten Feiglinge der Literaturgeschichte.«

»Ich werde mich nicht bedanken.«

»Damit habe ich kein Problem.«

»Hatten Sie für Rolf Jörges auch ein Konto eingerichtet?«

»Sollte ich ihn kennen?«

»Der Psychologe, der Ihnen steckte, wo unser sicheres Haus in Frankfurt/Oder war und dass wir das Jupiter benutzen.«

»Ach, der. Das war eine einmalige Sache.«

»Warum warteten Sie einen Monat, bis Sie ihn töteten?«

»Er ist tot?«

»Weil Sie vor Mallorca mit ihm schwimmen waren.«

»Pardon, aber das ist zu viel der Ehre. Ich sah keinen Grund, diese Quelle auszutrocknen. Manchmal ist ein Badeunfall nur ein Badeunfall.«

Aber er hat es bestätigt.

»Wenn wir schon plaudern: Ich wollte Sie heute Morgen auch etwas fragen, leider war nicht die Gelegenheit. Ihr Schuss über zweitausendzweihundertvierundachtzig Meter – das war letztes Jahr in Norwegen, nicht wahr?«

Pavlik antwortet nicht.

»Er ist in der Fachliteratur beschrieben. Es handelte sich um eine Polizeiaktion, deren Einzelheiten aus Geheimschutzgründen weggelassen wurden.«

»Sagen Sie mir, wo Sie sind, dann komme ich und erzähle Ihnen alles, was Sie wissen wollen. Und noch ein bisschen mehr.«

»Zu schade, das müssen wir verschieben. Ich weiß, dass es sich um ein einsames Gehöft mitten in der Schneewüste handelte, dem man sich auf maximal diese Distanz nähern konnte, ohne entdeckt zu werden. Sie mussten einen gekrümmten Zeigefinger treffen, der im Visier so groß wie ein Staubkorn war. Mit einem Barrett light fifty, einem Gewehr, dessen Reichweite laut Hersteller vierhundert Meter geringer ist. Die Kugel war vier Sekunden in der Luft und fiel aus fünf Metern Höhe ins Ziel. Der Schuss war ein Kunstwerk. Er rettete einer Verdeckten Ermittlerin der Norweger das Leben. Dass man Sie von dort angefordert hatte, zeigt, welchen Ruf Sie genießen. Ich weiß, was Sie alles berechnen mussten, sogar die Corioliskraft der Erdrotation. Nebenbei: Wie verloren Sie Ihren Unterschenkel?«

»Beim Pokern.«

»Man muss seine Schulden immer begleichen.«

»Warum haben Sie Bedrossian damals liquidiert?«

»Nur eine Auftragsarbeit. Es war unerheblich, womit er seine Freizeit verbrachte. Aber da Sie ein kleines Kind haben, will ich nicht unerwähnt lassen, dass er gewisse Neigungen hatte. Dafür hätten Sie ihn mit Freuden getötet.«

»Wie waren die Bedingungen auf dem Friedhof?«

»Ich möchte Sie nicht langweilen.«

»Professionelles Interesse.«

»Im Gegensatz zu Ihnen hatte ich hervorragende Sicht, eine perfekte Thermik. Es war heiß, dreißig Grad. Die Abweichung der Flugbahn betrug zwanzig Zentimeter. Das ist so lächerlich, dass ich mich fast schäme, es zu erwähnen.«

»Sie haben zwei Schüsse abgegeben.«

»Ich besitze nicht Ihre Klasse.«

»Das Kaliber war ungewöhnlich, .700 Nitro Express. Die Laborierung benutzt man für die Großwildjagd.«

»Ich wollte keinen Schönheitspreis gewinnen.«

»Aber das haben Sie doch. Sie schossen Bedrossian mit Absicht zuerst in die Schulter, um sein Branding herauszusprengen. Ein Manifest: ›Das machen wir mit Verrätern.‹ Der zweite Schuss, in die Schläfe, war ein Meisterstück, denn Sie mussten in einem Sekundenbruchteil kalkulieren, wie der Mann fallen würde, um ihn letal zu treffen.«

Holms Schweigen ist so absolut, dass es ein Echo erzeugt.

»Ilja Nikulin war Ihr Auftraggeber.«

»Sie haben mich nicht enttäuscht.«

»Welcher Art war Ihre Beziehung zu ihm?«

»Die Antwort wäre zu komplex, dazu fehlt uns die Zeit.«

»Ich bin sicher, dass Sie es mit zwei Sätzen auf den Punkt bringen könnten.«

»Manchem wird man durch Verkürzung nicht gerecht.«

»Die ganze Zeit brennt Ihnen was auf der Zunge. Ich verspreche Ihnen eine ehrliche Antwort.«

»Nun gut. Warum bitten Sie nicht um ihr Leben?« fragt Holm nach kurzem Zögern.

Pavlik hört Schritte im Vorzimmer. Demirci erscheint in der Tür. »Weil es dabei bleibt: Sie und der Scheißhaufen, den Sie Ihren Bruder nennen, sind tot, ehe der Morgen graut. Aaron wird Sie beide exekutieren. Meinen Segen hat sie.«

Er legt auf.

Demirci fragt nur: »Woher haben Sie die Nummer?«

»Maske.« Er spult den Mitschnitt ab.

Danach atmet sie ganz langsam aus.

»Es gibt etwas, das Sie wissen müssen«, sagt Pavlik.

»Sie meinen Frau Aaron. Ich habe mir ihre Akte angesehen und bin im Bilde. Sie hat mit fünfundzwanzig Nikulin zur Strecke gebracht und wurde danach zur Abteilung berufen.«

Sie wechseln einen langen Blick. Könnte Holms Hass auf sie mit Nikulin zu tun haben? Aber warum elf Jahre später?

Demirci sagt: »2006 war ich zur Verabschiedung des damaligen BKA-Präsidenten Richard Wolf eingeladen. Auf seinen eigenen Wunsch, ich war sehr geschmeichelt. Ein beeindruckender Mann. Die Kindheit verbrachte er in Marokko, sein Vater war dort Botschafter. Wolfs Memoiren ist eine Weisheit aus dem Maghreb vorangestellt: ›Ausdauer durchbohrt Marmor.«

Beide denken an Ilja Nikulin. Er war der Kopf einer russischen Mafiaorganisation mit diversen Geschäftszweigen. Seine Spezialität war der kriminelle Rohstoffhandel. Nikulin bestach leitende Angestellte von sibirischen Raffinerien und stahl mit deren Hilfe große Mengen Öl und Gas, die er vorzugsweise an Krisenländer verkaufte; zum Beispiel Südafrika zu Zeiten der Apartheid. Er unterhielt ein globales Netz von Scheinfirmen, die als Zwischenhändler fungierten, auch in Deutschland. Später nutzte er eiskalt das UN-Hilfsprogramm »Oil for Food«, um irakisches Öl an den internationalen Sanktionen vorbeizuschleusen, was Saddam Hussein hunderte Millionen Dollar in die Kasse spülte. Vor allem im Kaukasus besaß Nikulin exzellente Kontakte. Er zapfte die Pipeline Baku–Nowosibirsk an und hatte so viele Politiker in Russland, Georgien und Tschetschenien in der Tasche, dass sich lange niemand an ihn herantraute. Er war verantwortlich für zahllose Auftragsmorde, aber selbst das brach ihm nicht das Genick.

»Er war so mächtig wie die Romanows«, sagt Pavlik. »Erst als er dreckiges Öl zu Dumpingpreisen auf den US-Markt geworfen hat, wurde es den Amerikanern zu bunt. Das FBI hat den Schulterchluss mit Wiesbaden gesucht.«

Demirci nickt. »Doch wieso hat man eine blutjunge Beamtin des Berliner LKA nach Russland geschickt? Sie war Mitte zwanzig. Fähig natürlich, sie hatte sich bereits ausgezeichnet. Dennoch: Das war eine Spitzenoperation des BKA. Warum sie?«

»Ich habe sie mal gefragt. Aber sie ist mir ausgewichen.«

»Nikulin hat sich in der U-Haft umgebracht, nicht wahr?«

»Ja. In Moskau. Seine Freunde wandten sich alle von ihm ab. Vermutlich hatten sie nur auf einen Moment der Schwäche gewartet. Und Nikulins Reich zerfiel wie alle großen Reiche.« Pavlik greift zum Handy. »Augenblick.« Er tippt eine gespeicherte Nummer an. »Hallo, Richard, Ulf hier.« Er lacht. »Schön wär's. Aber vielleicht nächste Woche. – Ja, würde mich auch freuen. Ich brauche eine Information, die wäre mir einen 96er Barolo wert.« Erneut lacht er. »Ganove. Frage: 2005 ist das FBI auf deinen Schoß gehopst. Es ging um Ilja Nikulin. Ihr habt Jenny Aaron eine Reise nach Moskau spendiert. Wie kam es dazu?«

Demirci traut ihren Ohren nicht.

»Verstehe. Danke«, murmelt Pavlik. »Den Barolo leeren wir zusammen. Grüß Sophie von mir.« Er steckt das Handy weg.

Demirci ringt um Fassung. »Das war Richard Wolf?«

»Ich habe ihm mal einen Gefallen getan; er würde sagen, es war mehr als das. Er ist jetzt Mitte siebzig, aber noch topfit. Wir treffen uns gern auf einen Roten und eine Havanna.«

Ihre Gedanken gleiten weg, Pavlik merkt es. »Was ist?«

»Manchmal regt mich das auf.«

»Was?«

»Dieses Männerding, Gekungel bei Rotwein, Schnaps, Zigarren. Sie werden das als Mann nicht verstehen, und es geht auch nicht gegen Sie.«

»Dafür darf ich zu keinem Damenkränzchen.«

»Das trifft Sie bestimmt hart. Was meint Wolf?«

»Einer von Nikulins Männern war nach Berlin gekommen. Er hatte seine Geliebte mitgebracht. Das LKA hat Aaron auf sie angesetzt. Sie gewann ihr Vertrauen, sogar ihre Freundschaft. Als sie nach Moskau zurückgekehrt war, lud die Frau Aaron dorthin ein. Davon hat Wiesbaden Wind gekriegt. Das war natürlich eine Steilvorlage. Wolf zufolge war neben dem BKA und dem FBI auch der russische Inlandsgeheimdienst im Boot. Dass Aaron Nikulin zur Strecke gebracht hat, ist vermutlich zu hoch gegriffen. Aber sie muss eine große Rolle gespielt haben, sonst wäre die Abteilung nicht auf sie aufmerksam geworden.«

»Wenn das wirklich alles war – warum hat sie dann nicht darüber gesprochen?«

»Aaron ist kompliziert.«

»Jetzt weichen *Sie* aus.«

»Ich könnte Wolf noch einmal anrufen. Oder Lissek. Oder ein paar andere Leute. Aber wozu?«

»Sie glauben, wir verrennen uns?«

»Es geht nicht um die Mafia, nicht um Öl oder Geld oder Politik. Es geht ganz allein um Aaron und Holm. Um etwas sehr Persönliches. Vergessen Sie Nikulins Geschäfte.«

Demircis Zigaretten sind alle. Pavlik hält ihr seine hin. Sie rauchen. Jetzt erst fragt er: »Warum sind Sie hier?«

»Das Luftfahrt-Bundesamt hat auf das Foto des dritten Mannes reagiert. Armin Bosch, ehemaliger Berufssoldat. Er hat die Scheine für Hubschrauber und einmotorige Flugzeuge, beides bei der Bundeswehr erworben. Ich habe mit seinem früheren Kommandeur gesprochen; er befiehlt mittlerweile die Flugbereitschaft der Bundesregierung in Tegel. Ich musste irgendwas tun, um nicht verrückt zu werden.«

»Und?«

»Bosch war bei Kampfeinsätzen in Afghanistan, Medaille für besondere Tapferkeit. Vor zwei Jahren wurde er am Horn von Afrika eingesetzt. Sein Helikopter war auf einer Fregatte stationiert. Er wurde von somalischen Piraten über dem Meer abgeschossen. Drei seiner Kameraden starben. Bosch hat als Einziger überlebt, mit schwersten Verbrennungen am ganzen Körper. Sie hatten recht mit seinem Kurzzeitgedächtnis. Seit dem Absturz kann er sich nicht mehr konzentrieren.«

Demirci folgt ihren Gedanken, und Pavlik folgt seinen.

»Bosch wollte sich mit der kleinen Rente nicht abfinden und bedrohte seine früheren Vorgesetzten«, sagt sie. »Er meinte, er würde sich holen, was ihm zustünde. Seine Frau verließ ihn. Sie nahm den Sohn mit und zog zu ihrer Schwester.«

Pavliks Nackenmuskeln verkleben wieder.

»Die Bundespolizei hat vorhin Leute hingeschickt. Sie haben die Leichen von Boschs Schwägerin, seiner Frau und seinem Kind in der Wohnung gefunden. Sie liegen seit mindestens einer Woche dort. Ein dreifacher Mord.«

An den Satellitenkugeln hängen noch Reste der Bespannung und gehören dem Wind. Niko Kvist lässt die Ruine der US-Militärstation auf dem Teufelsberg hinter sich. Unter ihm liegt die Stadt in einem Wirbel aus Schnee und Licht. In seinem Ohr sind die Stimmen aus der Einsatzzentrale der Abteilung. Sie werden von der Wanze übertragen, die er hinter einen Monitor pappte, ehe Demirci ihm seine Dienstwaffe abnahm. Sie suchen, diskutieren, spielen Schach. Wissen nichts. Es macht ihn verrückt.

Er versuchte, einen Gedanken festzuhalten, während er ziellos umherfuhr. Umsonst. Er versuchte, seinen Atem zu kontrollieren, während Schnee über ihn hinwegtrieb. Umsonst. Er versuchte, sie Aaron zu nennen und nicht Jenny, als könnte er sich so von ihr entfernen. Er sehnte sich danach, auf einem Berg zu stehen und klar denken zu können.

Aber jetzt steht er auf diesem lächerlichen Haufen Trümmerschutt und weiß, dass alles umsonst war.

An seinem fünften Geburtstag ging seine Mutter fort und ließ ihn mit seinem Vater allein. Der nahm Niko mit nach Finnland, wo er in einer kleinen Stadt ein Geschäft mit Videorecordern betrieb. Sein Vater war einsam, doch keine der Frauen, die Niko morgens aus dem Bad kommen sah, taugte etwas. Der Vater begann zu trinken, und als Niko elf war, lag ein Zettel in der Küche, und auch sein Vater war gegangen.

Er kam nach Hamburg zu einer Tante. Von ihr erfuhr er, dass seine Mutter im Jahr davor in Kanada gestorben war. Dort hatte sie mit einem Mann gelebt, den ihre Schwester nie kennengelernt hatte. Er blieb sieben Jahre bei der Frau. Als er mit achtzehn seine Sachen packte, war sie ihm fremd wie am ersten Tag. Er sah sie nie wieder.

Zur Polizei ging er, weil er Kameradschaft suchte. Nach fünf Jahren fragte man ihn, ob er der GSG 9 beitreten wolle. Jennys Vater bevorzugte ihn nicht. Aber Niko wusste, dass er mehr von ihm erwartete als von jedem anderen. In den folgenden fünf Jahren nahm er an keinem Einsatz teil, denn es gab keinen. Nur das Training.

In einem Winter schickte man ihn und vier Kameraden nach Kabul, wo sie die deutsche Botschaft schützen sollten. Sie war eine Festung, draußen war ein Leben weniger wert als ein Sack Hirse. Wenn sie mit ihren gepanzerten Geländewagen durch die Stadt fuhren, sahen sie Männer, die auf den Feldern Laub gesammelt hatten, das sie als Brennmaterial verkauften. Sie sahen Frauen ohne Schuhe im Schnee und dreibeinige Esel.

Einmal hatten sie in einer gottverlassenen Gegend eine Reifenpanne. Einer wechselte das Rad, die anderen vier standen im Halbkreis um ihn, die Finger am Abzug der Maschinenpistolen. Ein Hund trottete über die Straße und hatte den Fuß eines Menschen im Maul.

Zwei Kameraden hielten es nicht aus und baten um Versetzung. Es kamen andere. Sie stellten keine Fragen, so wie auch Niko keine Fragen gestellt hatte, denn nach einem Tag in Kabul wusste man alles. Abends spielten sie Karten.

Auf den Märkten hatten die Menschen Angst und wichen vor ihnen zurück. Aber Kinder bettelten um die Schokolade, die sie immer in den Taschen hatten, weil Kinderlachen ein Trost war. Eines der Kinder auf dem Markt von Yahya Khail wollte keine Schokolade. Es explodierte und riss drei Kameraden von Niko mit in den Tod. Alles, was von ihnen blieb, war ein roter Schatten an einer Wand. Niko überlebte nur, weil er bei einem Puppenspieler stehen geblieben war, der ein Märchen von einem Prinzen und einer schönen Prinzessin erzählte, die von einem Ungeheuer bewacht wurde.

Zwei der Toten kannte Niko kaum, obwohl sie auf einer Stube gelegen hatten. Der dritte hatte Eishockey geliebt, weshalb sie ihn Puck nannten, und er war sein Freund gewesen.

Niko hatte das Kind, das den Sprengstoffgürtel trug, Stunden zuvor bei einem Mann gesehen. Das sagte er keinem. Aber von da an ging er jeden Tag allein auf den Markt. Am zehnten kam der Mann. Niko folgte ihm und tötete ihn in einer Gasse mit dem Messer. Er wurde

dabei beobachtet. Es stellte sich heraus, dass der Afghane ein Informant der CIA gewesen war. Er hatte mit dem Selbstmordattentat nichts zu tun gehabt und die Amerikaner sogar davor gewarnt.

Niko wurde nach Deutschland zurückbeordert. Jennys Vater wartete am Flughafen. Niko bekam eine Plastiktüte in die Hand gedrückt; sie hatten seinen Spind ausgeräumt. Jennys Vater würde über Yahya Khail schweigen. Aber Niko hörte ihn ein Wort aussprechen, das er nie vergessen würde. Er wusste, dass er für Jennys Vater nun gestorben war.

Niko wurde krank. Er aß und schlief nicht mehr und riss das Telefonkabel aus der Wand. Eines Morgens stand Pavlik vor der Tür seiner Bonner Wohnung. Sie kannten sich seit einem Lehrgang der GSG 9 mit der Abteilung. Das war Jahre her, aber Pavlik hatte den Kontakt nie abreißen lassen. Er war schon immer ein Bullerofen gewesen, an dem jeder sich wärmte.

Ohne von Yahya Khail erfahren zu haben, hatte Pavlik gespürt, dass Niko ihn brauchte. Er nahm Urlaub, kümmerte sich um ihn und rettete ihn. Er fragte nie, was in Kabul passiert war, bis heute nicht.

Nach einer Woche brauchte er die Schlaftabletten nicht mehr, machte Frühstück, atmete. Pavlik meinte, dass er mit seinem Chef gesprochen habe und in der Abteilung ein Platz für ihn frei sei. Sie betranken sich, und es war beschlossen.

Die Abteilung wurde seine Familie. Sie waren wie Brüder, das war es, was er bei der GSG 9 vermisst hatte. Zum ersten Mal fühlte er sich zuhause.

Er lernte André kennen, und auch dieser wurde sein Bruder.

Den er töten würde.

Und da war Jenny.

Sie war ein Jahr vor ihm gekommen. Wenn sie ging, vibrierte die Luft zehn Meter um sie herum. Wenn sie kämpfte, war es zum Fürchten. Wenn sie nur atmete, hörte er zu.

Sie war die Tochter von Jörg Aaron.

Er warb um sie, aber sie machte ihm keine Hoffnungen. Drei Jahre dauerte es bis zu ihrem ersten gemeinsamen Einsatz in Neapel. Niko rettete ihr das Leben, und sie bedankte sich mit einem Essen. Danach trafen sie sich einige Male, ohne dass sie ihm mehr schenkte als ihre Klugheit, ihr Lachen, ihre Anmut.

Einen Winter später kamen sie aus einem Kino. Er kaufte ihr eine Tüte heiße Maronen, und Jenny küsste ihn. Sie nahm ihn mit in ihre Wohnung, wo sie mit ihrem seltsamen Kater lebte, der ihn böse ansah. In dieser Nacht und vielen anderen dachte sie, dass er schlief, aber er war wach.

Sie sagten es keinem in der Abteilung außer Pavlik. Er ließ Niko wissen, dass er ihm alle Knochen breche würde, wenn er Jenny jemals wehtun sollte.

In Marrakesch liebten sie sich von morgens bis nachts. Aber Niko war unglücklich. Alles an Jenny war perfekt. Und dennoch ging es nicht. Sie erzählte ihm von Boenisch und Runge und dem Keller. Er hielt sie in seinen Armen.

Dennoch ging es nicht.

Niko wusste nicht, was es war. Vielleicht ihr Vater, den er enttäuscht hatte und der nun zwischen ihnen stand.

Nein. Natürlich weiß ich es. Wir konnten nicht zusammen sein. Einer von uns beiden hätte am Grab des anderen gestanden und sich gehasst. Darum beschloss ich, sie nicht zu lieben.

In Barcelona wollte er es beenden, in dem kleinen Restaurant am Park Güell, wo er den Tisch reserviert hatte. Aber das war, bevor sie zum Hafen fuhren und er in dieser Lagerhalle starb, während sie in den Tunnel raste, wo auch sie starb.

Fünf Jahre hatte er Angst, sie wiederzusehen. Fünf Jahre sagte er sich, sie habe ihm niemals etwas bedeutet. Aber gestern Morgen stand er im Terminal und schaute sie endlos an, während sie auf ihn wartete. Da wusste er, dass er sie liebte, all die Jahre. Es war ein solcher Schmerz, dass er eine zweite Ewigkeit brauchte, bis er die Kraft fand, sie anzusprechen.

Er hört, dass Fricke Pavlik anruft. »Wir haben den Flugplatz.«

»Wo?«

»In Finow, oben in Brandenburg. Bosch hat für 16.30 Uhr eine Cessna gechartert und bar bezahlt. Falsche Papiere. Aber die haben ihn auf dem Foto erkannt.«

»Ist die Maschine weg?«

»Nein. Um Viertel vor vier hat er angerufen. Meinte, ihm wär was dazwischengekommen. Hat den Flug auf morgen verschoben. Die Uhrzeit ist offen, der Charter gilt für zwei Tage.«

»Ziel?«

»Angeblich Vilnius.«

»Wie viele Personen?«

Fricke lässt einen Moment verstreichen, ehe er sagt: »Drei.«

Niko spürt die zerschlagenen Rippen. Sein Gesicht ist taub. Die Schneeflocken weichen das verkrustete Blut auf. Er hat den Kupfergeschmack auf der Zunge.

»Zwei SETS sollen sich sofort auf den Weg machen.« Pavlik wählt die Männer aus. Fricke zählt dazu.

»Demirci will, dass ich in der Zentrale bleibe.«

»Mit der rede ich. Mertsch soll bei der Bundespolizei Dampf machen. Wir brauchen von denen sämtliche verfügbaren Drohnen mit Wärmebildkameras dort oben. Aber keine Helikopter. Sekunde –« Niko hört Gemurmel, Pavlik verständigt sich mit jemandem. »Sag der Technik Bescheid, die Einsatzleitung wird nach Finow verlegt. Beweg deinen Arsch, wir treffen uns dort. Ich will das Mauser und das Light Fifty.«

»Okay.«

»Wo ist Kvist?«

»Bei der alten Radarstation der Amis. Guckt sich die Landschaft an. Vielleicht will er ein Gedicht darüber schreiben. Er weiß nichts, glaub's mir.«

»Dranbleiben.«

Er steht auf dem Teufelsberg. Schnee fällt auf ihn herab und wird zu Blut auf seiner Zunge. Sie sprach mit ihm, und er wunderte sich. Sie schrie ihn an, und er wunderte sich. Sie tanzte mit ihm, und er wunderte sich. Er ist längst tot.

Unter dem Mantel klebt Demircis Bluse nass am Rücken. Es liegt nicht daran, dass Pavlik mit Vollgas auf der Berliner Stadtautobahn nach Norden prescht. Nicht an den zwanzig Zentimetern zwischen ihnen und dem Lieferwagen, den er endlich zur Seite zwingt. Nicht daran, dass er dabei die Nummer, die Fricke ihm nannte, ins Telefon eingibt.

»Drei«, hieß es.

Hinter dieser Zahl verstecken sich die Gier, Kette zu rauchen, und die Gewissheit, dass für Jenny Aaron kein Platz in der Maschine vorgesehen ist.

Am anderen Ende wird abgenommen. »Germer.«

»Einer meiner Kollegen hat mit Ihnen telefoniert. Wer erledigt morgen den Papierkram für den Flug nach Vilnius?«

»Ich selbst.«

»Sind Sie auf dem Flugplatz?«

»Ja.«

»Wann machen Sie dicht?«

»In einer halben Stunde, um acht.«

»Ist außer Ihnen noch jemand da?«

»Zwei Kollegen, die bleiben länger, so bis neun.«

»Wo wohnen Sie?«

Der Mann gibt ihm die Adresse.

»Fahren Sie jetzt nachhause, aber hetzen Sie nicht, ganz easy. Ich komme dorthin. Die beiden anderen sollen pünktlich Feierabend machen. Es muss alles ganz normal aussehen.«

»Worum geht es eigent-«

»Später«, schneidet Pavlik ihm das Wort ab und legt auf.

»Weshalb könnte er den Flug verschoben haben?« fragt Demirci, während sie rechts an einem Schleicher vorbeischießen, den

Seitenspiegel touchieren und sich eine langgezogene Hupe hinter ihnen verliert.

»Es gibt tausend Möglichkeiten.«

»Aber Sie legen sich auf eine fest.«

»Aaron hat mit irgendwas seine Pläne durchkreuzt.«

»Holm wirkte am Telefon nicht beunruhigt.«

»Falls er's war, würden wir's nicht merken.«

»Warum wollen Sie unbedingt Fricke dabeihaben?«

»Die Nacht wird lang, die Männer sind nervös. Er hat immer einen Spruch parat. Fricke tut den anderen gut, unterschätzen Sie das nicht. Und wenn's zur Sache geht, ist er sehr unlustig.«

Sie haben die nördlichen Ausläufer der Stadt erreicht. Die Überholspur ist jetzt frei, vor ihnen liegt die dunkle Autobahn. Der Mittelstreifen ist bei Tempo zweihundertfünfzig eine Garbe von Leuchtpurgeschossen.

»Ich denke über Kvist nach. Finden Sie sein Verhalten nicht merkwürdig?«

Pavlik antwortet nicht.

»Wenn Sie an seiner Stelle wären – was würden Sie tun?«

»Mir eine 45er in den Mund stecken und abdrücken.«

»Ich meine es ernst.«

»Ich auch.«

»Bitte.«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Sie besitzen Kontakte im Milieu, würden mit Informanten reden, nach Holm oder seinem Komplizen fragen, das, was unsere Leute auch tun. Jemanden bei der KT anrufen, der Ihr Spezi ist, um rauszukriegen, was wir wissen, und so weiter.«

»Vielleicht hat er das schon längst. Wir hören nur sein Auto ab, nicht sein Handy.«

»Falsch.«

Pavliks Kopf ruckt zu ihr hin. »Ohne Beschluss?«

»Seit wann so zimperlich?«

»Was haben Sie mit der Frau gemacht, die bis gestern in Bettwäsche mit aufgestickten Paragraphen geschlafen hat?«

»Hin und wieder muss man die Wäsche wechseln.«

Es wird kalt im Auto.

Runterschalten, Vollgas, hochschalten.

»Ich kenne Kvist jetzt vier Wochen«, sagt sie. »Bei dem Einsatz gegen die Rumänen ist er ins Feuer gestürmt. Wenn man sich seine Akte ansieht, könnte man meinen, er lege es darauf an. Um ehrlich zu sein, hatte ich daran gedacht, ihn versetzen zu lassen.«

Pavlik bremst scharf, weil vor ihnen ein Muldenkipper ohne Blinker ausschert. Er hämmert auf die Hupe, als könnte er Demirci damit zum Schweigen bringen.

»Ihn einen Hitzkopf zu nennen, wäre ein Euphemismus«, redet sie weiter. »Es scheint vor fünf Jahren angefangen zu haben. Nach Barcelona.«

»Wäre«, »würde«, »scheint«, »könnte meinen««, raunzt Pavlik.

»Wenn sie ihm so viel bedeutet, warum unternimmt er dann nichts, um etwas herauszufinden? Das ist gegen seine Natur.«

»Sie reden um den heißen Brei rum. Das ist gegen *Ihre* Natur.«

»Trauen Sie ihm?«

»Er war mein Freund.«

»Das ist keine Antwort.«

Demirci muss sich an der Schlaufe festhalten, weil Pavlik mit dem Wagen in die Einfahrt zu einem Parkplatz schleudert. Er rutscht in den Stand und steigt aus. Sie folgt ihm in den eisigen Wind, auf dem der Vollmond über Wolkenfetzen reitet. Er steckt sich mit dem Sturmfeuerzeug eine Lucky an, ohne ihr die Schachtel hinzuhalten. »Sie kennen ihn vier Wochen, ich dreizehn Jahre. Er hat nie Angst gezeigt, schon vor Barcelona nicht. Fragen Sie meine Frau. Und die kann ihn nicht leiden.«

»Nur er, Jenny Aaron und Holm waren dabei. Kommen Sie, Pavlik, Sie glauben doch auch nicht, dass sie feige war.«

»Unser Kodex verlangt nicht, dass man sich opfert.«

»Doch, tut er. Und Sie wissen das.« Ihr nächster Satz stürzt wie ein Meteor vom Himmel und reißt einen Krater zwischen ihnen auf: »Haben Sie nie in Betracht gezogen, dass Kvist mit Holm gemeinsame Sache machen wollte?«

»Eher gefriert die Hölle«, spuckt Pavlik ihr hin.

Doch seine Zigarette schmeckt nach einer Erinnerung, die er in einen Tresor geschlossen hat.

Ein Vierteljahr nach Barcelona wollte Aarons Vater mit Butz und Pavlik reden. Nicht am Telefon. Sie flogen nach Sankt Augustin. Jörg Aaron schenkte was Gutes ein und sagte ihnen, was Kvist in Afghanistan getan hatte. In ihm stecke eine Wut wie eine Kugel. Er sei zu allem fähig. Pavlik wollte dagegenhalten. Doch was konnte er anführen? Freundschaft, Loyalität, Menschenverstand. In diesen Kategorien dachte Jörg Aaron nicht. Für ihn war es eine Gleichung mit drei Unbekannten: Der angebliche Tipp war von Kvists angeblichem Informanten gekommen. Kvist hatte den Kontakt zu Holm hergestellt. Kvist hatte sich allein mit ihm in Brügge getroffen.

Butz wischte die Gleichung weg und machte eine neue auf: Der Informant existierte; er war immer zuverlässig gewesen. Kvist war nach diesem Treffen in Brügge nicht überzeugt, dass Holm den Chagall hatte, denn außer einem Foto lieferte er keinen Beweis. Lissek überschlopfte es und gab das Go.

»Jenny wollte eine Waffe mitnehmen. Kvist redete es ihr aus«, sagte Jörg Aaron.

»Wir fällen Entscheidungen. Manche sind richtig«, erwiderte Pavlik.

In der Whiskeyflasche war nur noch eine Pfütze. Aarons Vater verteilte sie auf die Gläser. »Den hat mir der Innenminister zu meinem Ausstand geschenkt. Ich habe viele mutige Männer gekannt. Keiner war so mutig wie meine Tochter. Ich gebe erst Ruhe, wenn ich die Wahrheit weiß.«

Er wollte sein Glas heben. Aber es fiel ihm aus der Hand, und er war tot, ehe es auf dem Boden zerplatzte. Nie wird Pavlik vergessen, wie Butz und er es stundenlang nicht fertigbrachten, Aaron anzurufen. Wie sie dann aus dem Fenster schauten und sahen, dass sie sich mit dem Stock den Gehweg entlangtastete. Wie sie runterrannten, um vor den Leichenträgern an der Pforte zu sein. Wie Butz Aarons Hand fasste und flüsterte: »Es tut mir leid.« Wie Pavlik ihre Tränen sah und kein Wort herausbekam und ihren Schmerz nicht ertrug und Butz verstand, dass er sich nicht zu erkennen geben wollte. Wie er sich wegstahl, als sei er nie in diesem Haus gewesen, habe nie mit ihr getrauert.

Der Wind löscht Pavliks Kippe. Klamm und bitter klemmt sie zwischen zwei blutleeren Strichen.

»Nennen Sie mir ein einziges Argument«, sagt Demirci.

»Er liebt sie. Schon darum nicht.«

»Holm hatte ihm zugesichert, dass ihr nichts passiert.«

»Nicht Kvist.«

»Nur weil er Ihr Freund ist?«

Der Mond reitet in einen schwarzen Abgrund. In Pavliks Blick spiegeln sich mehr schlaflose Nächte, als sie je hatte. »Ich sagte, dass auf der Ablage der sechsten Bahn eine Kerbe ist.«

»Ja.«

»Sie ist von André. Er und Kvist und ich. Die ›drei Dons‹, so nannten die anderen uns. André hat die Seite gewechselt. Kvist hat ihn aufgespürt und getötet. Weil ich es nicht fertiggebracht habe. Einen größeren Dienst hat mir kein Freund erwiesen.«

Als Demirci wieder Worte findet, sagt sie: »Sie nennen ihn André. Und nicht beim Nachnamen.«

Die Kippe wird aus Pavliks Mund gewirbelt. »Er wollte es. Er meinte: ›Wenn ich abtrete, soll keiner so tun, als hätte er mich kaum gekannt.‹ Aber genau so kam es. Ich habe seinen Namen zum ersten Mal seit sechs Jahren ausgesprochen.«

Bosch weiß nicht mehr, wann genau Holm mit der Nachtsichtbrille das Tal absuchte und den einsamen Bauernhof wählte. Aber er weiß, wie er vor dem Haus seiner Schwägerin hoch zum Himmel sah und seine Mutter vor vielen Jahren sagen hörte: »Das Christkind backt Plätzchen.« Er weiß nicht mehr, ob noch Schnee fiel, als sie auf dem Hof aus dem Transporter stiegen und Holm seinem Bruder und ihm auftrug, mit der Frau, die vor dem Stall einen Eimer fallen ließ, nach drinnen zu gehen, um zu sehen, ob sie wirklich allein war. Aber er weiß, dass er rasende Kopfschmerzen hatte, als er bei seiner Schwägerin klingelte, dass er den guten Anzug trug, dass er in der einen Hand einen Blumenstrauß hatte und in der anderen ein Feuerwehrauto für Elias. Er weiß nicht mehr, in welchen Zimmern er und Sascha nachsahen, welche Möbel dort standen, wie es roch. Aber er weiß, dass im Treppenhaus seiner Schwägerin eine Lampe flackerte und er seine Armbanduhr ticken hörte, obwohl sie gar nicht tickt. Er weiß nicht mehr, ob die Frau mit dem Eimer etwas sagte oder tat, das ihn wütend machte. Aber er weiß, dass seine

Schwägerin die Tür rasch wieder schließen wollte und ein mächtiges Rauschen ihn aufnahm und er die Schwägerin wegwischte wie eine Spinnwebe. Er weiß nicht mehr, wie es kam, dass die Frau in der Küche auf dem Boden liegt, sich zusammenkrümmt, wimmert, seine Hände zu Fäusten geballt sind und brennen, dass Sascha mit einer Zigarette an der Spüle lehnt und grinst. Aber er weiß, dass er mit Simone nur reden wollte, ihr sagen, dass bald alles gut werden würde, weiß, dass Elias das Feuerwehrauto nicht anschaute und weinte, vor ihm zurückwich. Er weiß nicht, warum die Frau mit dem Eimer jetzt in einer anderen Ecke liegt und Blut aus ihrer Nase läuft.

Plötzlich steht Holm im Raum und wirft ihn in die Luft wie einen Papierflieger. Ehe Bosch bewusstlos wird, sieht er, wie Aaron sich zu der Frau tastet, sich hinkniet, sie an sich drückt, und er weiß, wie er auf Simone und Elias hinabsah, die still waren, dass seine Schwägerin schrie und ihn das wahnsinnig machte und dass seine Uhr stehengeblieben war. Aber wie es kam, das weiß er nicht.

Aaron streicht der Frau übers seifige Haar. »Keine Angst, er tut Ihnen nichts mehr.« Ganz langsam wird die Frau ruhiger.

Ich bin jetzt für sie verantwortlich.

Aarons Atem stolpert. »Können Sie sich bewegen?«

»Ich – glaube – ja«, hört sie die Frau schluchzen, nach jedem Wort lässt sie eine Pause, die in Aarons erstem Leben lang genug gewesen wäre, um die Browning zu zerlegen.

Bosch stöhnt. Aaron hilft der Frau, sich aufzurichten. Ihre Hände sind nicht gefesselt, aber sie hat kaum genug Kraft, sich selbst auf den Beinen zu halten.

»Steck die Waffe weg«, herrscht Holm seinen Bruder an.

»Was sollen wir mit ihr?« gibt Jetonaug zurück.

Aaron richtet ihre Augen auf ihn. »Wenn Sie ihr etwas tun, rühre ich keinen Finger für neue Verhandlungen.«

»Und ob du das tust. Ich habe schon ein paar Ideen.«

Im selben Moment hat sie den Duft in der Nase.

»Wie schön«, sagt Holm, »Sie haben eine Kamelie.«

Aaron stützt die Frau. Sie ist schlank, noch nicht alt.

»Wo ist Ihr Mann?« fragt Holm.

»Auf der Jagd in Polen. Mit einem Freund.« Die Silben klatschen jetzt so schnell aneinander, dass sie fast lallt.

»Wann kommt er zurück?«

»Übermorgen.«

Aaron stellt sich Holms Blick vor, die Gewissheit darin, dass die Frau ihn nicht anlügen wird.

»Hat er Waffen im Haus?«

»Im Jagdzimmer.«

»Sie ist nur Ballast«, sagt Jetonaue.

»Wird er Sie heute noch anrufen?«

»Nein, er hat Männerabend.«

»Sonst jemand?«

»Nein.«

»Erwarten Sie Besuch?«

»Nein.«

Aaron hört einen Gaszähler klacken. Ein Wasserhahn tropft. Der Brenner einer Therme springt an. Weit weg ein Zug.

Holm sagt: »Bleib mit Frau Aaron hier. Wenn du sie anfasst, hebst du hinterm Haus deine Grube aus.« Er reißt die Frau von ihr weg und nimmt sie mit.

Etwas scheppert auf den Boden. »Mach Essen, Dreckstück.«

Aaron geht auf die Knie, rafft Töpfe, Pfannen, Kellen zusammen und schlägt sie klappernd gegeneinander, während Jetonaue immer mehr davon auf die Fliesen schmeißt und sich an dem ergötzt, was er für ihre Hilflosigkeit hält. »Blinde Polizistin spielt Blindekuh. Pissnelke!«

Holm kommt zurück. »Jedes Tier im Stall, jeder Regenwurm im Misthaufen ist klüger als du. Jetzt hast du ihr erlaubt, sich umzusehen.«

Die Landstraße fliegt in die Scheinwerfer. Ein Streufahrzeug zieht vor ihnen eine Kriechspur, wird in den Rückspiegel gerissen, dann von einer scharfen Kurve weggezaubert. Pavlik rast über die Eisglätte, durch ein Gewölbe aus Bäumen; der Wagen hält die Spur wie auf Schienen. An einem Sommertag würde er den Blick genießen, der immer wieder, wenn die Bewaldung aufbricht, über die weiten, fließenden Hügel ginge, würde der fetten Sonne folgen, das

Helmvisier hochgeklappt, den Wind im Gesicht, sein Körper mit der Hayabusa verschmolzen, die Wolken ein Spiegel in der Scheibe, würde hinter dem Schiffshebewerk über die Serpentina spritzen, mit den Knieschonern den Asphalt abkratzen, die Zeit verlieren.

Seit dem Parkplatz haben er und Demirci kein Wort mehr gewechselt. Es ist kein Schweigen, das darauf wartet, wer es als Erster bricht und damit zugibt, im Unrecht gewesen zu sein; kein Schweigen, das mit einer Floskel, einer Bemerkung übers Wetter, irgendeiner Nichtigkeit beendet werden könnte, weil damit etwas aus der Welt geschafft wäre, ohne dass man groß Worte darüber verlieren müsste. So eins ist es nicht. Kvist ist der Grund für dieses Schweigen. Was Demirci sagte, kann nicht zurückgenommen werden, weil es genau so gemeint war und jede Entschuldigung eine Lüge wäre. Ein Satz war vom Himmel gestürzt, und solange seine Richtigkeit nicht bewiesen oder widerlegt ist, wird der Krater, den er riss, bleiben.

Sie erreichen das Dorf. In den Fenstern des Hauses von Manfred Germer blinken noch Weihnachtsgirlanden; Santa Claus lacht vom neongrünen Schlitten, ein Rentier hat sein Geweih verloren. Germer öffnet gleich aufs Klingeln. Sie setzen sich mit ihm ins altdeutsche Wohnzimmer. Er ist ein kumpelhafter Dicker, einer von denen, die man auf Schützenfesten oder Campingplätzen antrifft, sonst sicher die Gemütlichkeit selbst, lustig, jetzt ein Nervenbündel. Seine Frau, eine kleine Dralle, deren Augen flink zwischen Fettwülsten flitzen, erkundigt sich, ob sie etwas trinken möchten. Oder Stullen vielleicht? Nein, danke. Sie schließt leise die Tür.

»Was sind das für Männer?«

»Gefährliche Männer«, sagt Pavlik. »Das sollte genügen.«

»Beschreiben Sie uns den Piloten, der die Cessna gechartert hat«, bittet Demirci.

»Ein erfahrener Flieger, so was erkennt man. Er hat sich die Maschine angeschaut und sofort bemerkt, dass ein Ventil geschwitzt hat. Er war irgendwie für sich. Ich habe einen Witz erzählt, aber er hat nur so getan, als ob er lacht.«

»Welchen Namen gab er an?«

»Martin Petzold.«

»Hat er für die beiden Mitpassagiere Papiere vorgelegt?«

»Kopien der Ausweise. Hans Breuer und Uwe Askamp.«
 Demirci sieht zu Pavlik.
Breuer und Askamp. Holms Art von Humor.
 »Und der Charter gilt für zwei Tage?« fragt Pavlik.
 »Ja, ein Männerausflug, hat er gesagt. Haben wir oft, kam mir ganz normal vor.«
 »Er hat Ihnen sicher eine Telefonnummer hinterlassen.«
 »So eine Nummer habe ich noch nie gesehen. Neunzehnstellig. Er meinte, er würde im Ausland leben.«
 »Hat er gestresst gewirkt, als er den Flug verschoben hat?«
 »Hmm. Am Handy war er ziemlich kurz angebunden.«
 »Woher wissen Sie, dass es ein Handy war? Ist die Nummer übertragen worden?« will Demirci wissen.
 »Nein, aber in der Nähe ist ein Streifenwagen mit Sirene vorbeigefahren. Na ja, vielleicht hat er bloß ein Fenster aufgehabt.«
 Pavlik fragt prompt: »Wann war das genau?«
 »Um siebzehn Minuten vor vier. Hab ich extra nachgesehen, nachdem ich mit Ihrem Kollegen telefoniert habe.«
 Pavlik ruft Majowski in der Einsatzzentrale an. Er will wissen, wo in Brandenburg um die Uhrzeit Polizei mit Sonderrechten unterwegs war. Er bleibt dran.
 »Wie ist morgen das Procedere?« erkundigt Demirci sich.
 »Er will sich vormittags melden und sagen, wann es losgeht. Zwei Stunden vorm Abflug mache ich den Check mit ihm.«
 »Wir tauschen Sie durch einen Mann von uns aus.«
 Germer will nicken, doch sein Kinn bleibt auf halbem Weg hängen und schafft es nicht mehr hoch. Demirci sieht, dass seine Gedanken mit ihm Schlitten fahren. Ein Mann hat unter falschem Namen ein Flugzeug bei ihm gechartert, für sich und zwei andere mit falschen Namen. Wahrscheinlich hat Germer Radio gehört, nachmittags im Büro oder auf der Heimfahrt. Es war von einer Busentführung die Rede, einer Geiselnahme in Berlin. Drei Männer entkamen, hieß es, zu allem entschlossen. Er denkt an seine Frau, in der Diele liegen Kinderstiefel. Wenn er jetzt sagt: »Kein Thema«, wird er heute Nacht schlafen.
 »Aber das geht nicht, oder?« fragt Demirci.

Er will gleichzeitig nicken und den Kopf schütteln, macht einen erneuten Anlauf, der wieder missglückt. »Ich habe gesagt, dass ich morgen da bin, er rechnet mit mir.« Dabei schmult er zur Tür, als wüsste er, dass seine Frau dahinter lauscht.

»Haben Sie einen Grundriss vom Flugplatz?« fragt Pavlik.

»Moment.« Germer steht auf und geht raus.

»Zwei Stunden«, flüstert Demirci. »Vermutlich kommt Bosch allein, und die Brüder treffen unmittelbar vor dem Start ein.«

»Ja. Wir müssen ihn lebend kriegen und dazu bringen, uns zu sagen, wo das Versteck ist. Das ist die einzige Chance.«

Beide denken es: Wenn Aaron dann noch lebt.

Majowski meldet sich zurück. »Zu der Zeit gab es nur einen Einsatz mit Sonderrechten. In Freienhagen.«

»Sie sind um kurz vor halb zwei in Wannsee los. Länger als eine gute Stunde hätten sie bis dorthin nicht gebraucht.«

»Schon überprüft. Unmittelbar hinter der Stadtgrenze war ein schwerer Unfall auf der Autobahn. Riesenstau, hat sich erst um drei wieder aufgelöst. Die Jungs sind im Landeanflug, wo willst du dich mit ihnen treffen?«

»Ich geb Bescheid, sie sollen warten.« Pavlik legt auf. »Sie waren hinter Oranienburg, das liegt auf der Strecke nach Finow«, lässt er Demirci wissen.

»Wir könnten Leute hinschicken.«

»Da sind sie längst nicht mehr. An Holms Stelle würde ich einen Unterschlupf höchstens zehn Kilometer vom Flugplatz entfernt wählen, um morgen so schnell wie möglich da zu sein. Nein, sie sind irgendwo ganz in der Nähe.«

An dem Ton wäre nichts auszusetzen. Doch es ist, als hätte es keine geschnorrten Zigaretten unter Luftballons gegeben, keine Nähe, als sie von ihrer Mutter sprach, nicht seine Dankbarkeit für ihre Hand, die seine innig drückte, und die ihre, dass er den Männern half, den Tod der Kameraden zu betrauern, weil sie keine Zeit dazu fand – nein, es nicht gekonnt hätte –, nicht ihre Fürsorge und nicht sein Rat, der ihr so wertvoll wurde. Das alles scheint plötzlich verloren, wie nie geschehen, als sei er wieder der Mann, der am Tag ihres Dienstantritts an ihr vorbeiging, blicklos, ohne ihr Lächeln zu

beachten, und sie die Frau, die verbarg, dass es sie verletzte. Beide spüren den Verlust und wissen, dass es für immer so bleiben könnte.

Germer kommt zurück, breitet einen Plan aus und erklärt, jeder Fingerstrich eine schlaflose Stunde, den Ort, an dem er morgen von allen Orten dieser Welt zuletzt sein will. »Es sind nur zwei kleine Gebäude. Das ist der Parkplatz – hier geht man rein, zu mir ins Büro, etwas Papierkram steht aus – dann durch diesen Gang aufs Vorfeld – die Maschine parkt da drüben.«

»Sitzt in dem Büro außer Ihnen noch jemand?«

»Nein. Da steht nur ein Schreibtisch. Das weiß er auch, er war ja da.« Die Anspannung verkürzt Germers Atem, er hastet durch die Worte. Sein Finger bewegt sich wie von selbst wieder zum Parkplatz. »Hier wär's doch gut, oder?«

Nein. Das wäre die denkbar schlechteste Option. Bosch wird unmittelbar vor und nach dem Aussteigen extrem nervös sein; falls er einen Zugriff erwartet, dann dort. Bei einem Schusswechsel wäre die Gefahr, ihn zu töten, viel zu groß. Wenn er jedoch drinnen ist und alles ganz normal wirkt, wird er ein klein wenig entspannen. Das ist der Moment.

Pavlik steht auf und geht vor der Anrichte in die Hocke, auf der ein Modell eines Propellerflugzeugs mit japanischer Kennung einen Ehrenplatz hat. »Toll. Haben Sie das gemacht?«

Kurz gewinnt Germers Stolz die Oberhand über die Angst. »Hunderteinundneunzig Stunden Arbeit. Jedes Teil selbst zugeschnitten und lackiert. Das Fahrwerk lässt sich einfahren.«

»Echt? Wie denn?«

Germer führt es ihm vor, während Pavlik staunend »darf ich auch mal?« fragt und Demirci ihnen zuschaut, große Jungs unter sich. Wüsste sie es nicht besser, könnte sie meinen, Pavlik hätte vergessen, weshalb sie gekommen sind.

»Was ist das für eine?«

»Eine Yokosuka Ohka, die war nur für Kamikazeflüge.«

»Dazu braucht man sicher viel Geduld.«

»Und eine ruhige Hand.«

Pavlik lächelt. »Was meinen Sie, Herr Germer – ist jemand, der so was kann, nicht auch gelassen genug, um unseren Mann zu begrüßen, ein paar Unterschriften einzuholen und ihn zu bitten,

schon aufs Rollfeld vorzugehen, weil genau in dem Moment das Telefon klingelt und er noch kurz was klären muss?«

Germer denkt nach. Sein bemühtes Lächeln schafft es nicht bis in die Mundwinkel. »Vielleicht.«

Als sie von der Bundesstraße in einen Feldweg abbiegen, schaltet Pavlik die Scheinwerfer aus. Der Wind ist abgeflaut, zwischen ruhenden Wolken hängt der Mond wie eine pralle Schweinsblase. Sein Licht färbt den Schnee blassblau und glitzert in den Zweigen der Sträucher, die das Auto streifen. Die Männer sind Minuten zuvor eingetroffen; die Fords stehen unter Bäumen, getarnt mit Netzen, auf fünfzig Meter unsichtbar.

Sie verständigen sich stumm; Pavlik greift sich eine Nachtsichtbrille und robbt zu Kemper, der, ebenso ausgerüstet, von der Hügelkuppe aus den Flugplatz abglast. Er liegt unter ihnen, ein grün gepixeltes Stillleben, umgeben von Solarmodulen, die sich wie die Terrassen eines verschneiten Reisfeldes an die Ausläufer der Hänge schmiegen. Im Kalten Krieg war hier ein sowjetisches Jagdfliegerregiment stationiert, der Tower steht noch. Die bulligen Shelter für die Kampfjets sind für die Ewigkeit gebaut, davor ausgerangierte Flugzeuge; ein Museum, das Pavlik einmal mit den Zwillingen besucht hat. Sie quetschten sich in eine MIG und spielten Luftkampf, während er dachte, dass das die wirkliche Welt war, seine Welt, aber nicht die der anderen Väter, deren Kinder er sah.

Der Sport- und Geschäftsflugplatz liegt nordöstlich davon. Zwei flache Gebäude. Der geschlossene Hangar ist groß genug für eine Gulfstream, jetzt aber leer, wie Pavlik von Germer erfahren hat. Auf dem Vorfeld stehen drei Propellermaschinen.

»Welche ist es?«

»Die Cessna.«

»Betankt?«

»Ja.«

»Ist sicher verlockend für Holm. Warum bis morgen warten? Ich würde mir die Maschine heute Nacht krallen.«

»Wird ihm durch den Kopf gehen.«

»Die Shelter wären ein gutes Versteck für ihn.«

»Checken wir.«

Den Parkplatz können sie nur halb einsehen. »Suboptimal«, murmelt Kemper. »Auf dem Hügel gegenüber hätten wir bessere Sicht.«

»Ich weiß«, gibt Pavlik zurück, ohne Anstalten zu machen, seine Entscheidung zu erklären.

Kemper belässt es dabei, er kennt Pavlik lange genug. Im Bürotrakt wird das Licht gelöscht. Kurz darauf fahren zwei Autos weg. Sie nehmen die Nachtsichtbrillen ab. Pavlik will zu den anderen zurück, doch Kemper legt eine Hand auf seinen Arm.

»Wieso wird Kvist observiert?«

»Routine.«

»Du machst nie was aus Routine.«

»Hast du ein Problem damit?«

»Er hat mich in Amsterdam rausgehauen. Geht immer vorneweg. Er ist ein feiner Kerl. Und du lässt ihn verdammt schnell fallen. Mit der Meinung bin ich nicht allein.«

»Seit wann haben wir Demokratie?«

»Seit wann scheißt du auf einen Kameraden?«

Pavlik packt Kempers Handgelenk. Er weiß, dass ein weiteres Wort ihn zu einem Mann machen wird, der er nie sein wollte, nie war. Weiß es, seit er auf der Autobahn das Gaspedal bis zum Blech durchknallte und merkte, wie hauchdünn es ist und dass nicht er über den Asphalt raste, sondern der Asphalt unter ihm. Seine Augen sind schwarz wie Onyx. »Er wird noch mein Freund sein, wenn ihr ihn längst vergessen habt«, flüstert er. Kempers Blut pulsiert in seiner Hand. Zwischen ihnen steht eine Atemwolke; beide können sie die Worte noch sehen, als sie längst verklungen sind.

Kemper nickt. Hat verstanden.

Pavliks Augen ändern sehr langsam die Farbe; erst ist es nur ein Glimmen über einem Abgrund, die Ahnung eines fernen Lichts, dann nehmen sie das gebrochene Grau der Wolken an. Endlich lässt er Kemper los.

Die Atemwolke löst sich auf.

Am Ford nimmt Pavlik Demirci beiseite. »Wollen Sie wirklich hierbleiben?«

Was er nicht sagt: Es wäre besser, wir würden uns die nächsten Stunden aus dem Weg gehen.

»Die Entscheidung steht.«

Was sie nicht sagt: Wir müssen beide mit dem Satz leben.

Alle streifen sich schmutzig weiße Overalls über, beschmieren die Gesichter mit Tarnfarbe. Pavlik teilt die Teams ein: je zwei Mann auf dem Tower, dem Vorfeld, dem Parkplatz, im Bürotrakt. Demirci geht mit der Technik in den Hangar.

»Krupp, Nowak, zu mir. Wir sehen uns um.«

Sie setzen Helme und Nachtsichtbrillen auf und schultern die Ausrüstung. Lautlos huschen sie den Hang hinunter, schneiden ein Loch in den Zaun und verschmelzen mit den Bäumen. Pavlik, Krupp und Nowak lösen sich von den anderen. Sie tauchen unter den Solarmodulen ab, gerade als der Wind wieder auffrischt und den Himmel blankfegt.

Die Techniker bauen das Equipment im Hangar auf. Krampe fragt die Positionen ab. »SET 1 clear, SET 2 clear.«

Fricke rotzt im Gehölz am Parkplatz: »Clear und arschkalt.«

»Dein Elend kotzt uns an«, schallt es aus dem warmen Tower.

Die Videoverbindung zur Abteilung wird hergestellt, Grauder meldet: »Keine neue Lage.« Automatismen. Aber sie helfen Demirci über die erste halbe Stunde. Pavliks Helmkamera sendet verwackelte, grüngesprenkelte Bilder. Check, sichern, weiter. Demirci weiß, dass er nicht erwartet, auf Holm zu treffen. Es gibt viele mögliche Verstecke in der Umgebung; abgelegene Häuser, Bauernhöfe, dichter Wald. Jedes ist besser als der Flugplatz. Pavlik sucht das Gelände nur ab, weil er einer Wahrscheinlichkeit von einem Prozent Beachtung schenkt.

Demirci schaut zu Krampe. Er sitzt mit geschlossenen Augen vor seinen Monitoren und folgt den wenigen geflüsterten Gedanken der anderen. Sie hat seine Ruhe und Professionalität schätzen gelernt. Auf Krampe ist Verlass, er findet für jedes technische Problem eine Lösung. Die Männer gehen kollegial mit ihm um. Aber sie nennen ihn beim Vornamen. Sie würden nicht nachts vor seiner Tür stehen, sich bei ihm auskotzen oder sich nach einem Einsatz mit ihm betrinken. Das Fundament ihrer Kameradschaft ist die Sekunde, die über Leben und Tod entscheidet. Krampe war oft Zeuge dieser Sekunde, nahm sie als ein schnelles Atmen in ein Kehlkopfmikrofon

wahr, ein gebrülltes Kommando, das Echo eines Schusses, einen Schrei im Äther. Dennoch weiß er nichts darüber.

Er lacht leise in sich hinein, vielleicht weil Fricke einen Witz erzählt hat. Demirci tippt ihm auf die Schulter. Krampe schiebt den Kopfhörer rechts hoch. »Wie lange sind Sie jetzt bei uns?«

»Acht Jahre.«

»Dann haben Sie André gekannt.«

Man könnte Krampes Schweigen wie eine Zwiebel schälen, und darunter käme immer neues Schweigen hervor.

»Wie hieß er mit Nachnamen?«

Krampe atmet das Schweigen ein und wieder aus.

»Welchen Teil der Frage haben Sie nicht verstanden?«

»Neubauer.«

»Was war er für ein Mann?«

»Fragen Sie Pavlik.«

»Ich frage Sie.«

Krampe schaut zu seinen beiden Kollegen. Sie hocken hinten im Hangar, der eine döst, der andere wischt auf seinem Handy rum, die beiden schenken ihm und Demirci keine Beachtung. Er sinniert über die Antwort, als sei sie nicht so einfach, wie sie in Wirklichkeit ist.

Nach einer Ewigkeit sagt er leise, rau und traurig: »Er war ein cooler Scheißkerl, den jeder zum Freund wollte. Aber nur Pavlik, Kvist und er waren die drei Dons. André hatte keine Familie. So wie Kvist, vielleicht deshalb. Er hatte was an sich, dass man ihn mochte. Wie Pavlik – obwohl der auch andere Seiten hat. Und ein Lachen, das einem guttat. Einmal hat er zu mir gesagt: ›So sollt ihr euch an mich erinnern – dass ich gern gelacht habe.‹ Wir waren alle auf seiner Beerdigung. An seinem Grab haben wir geschworen, nie wieder an ihn zu denken. Er ist der Einzige, dessen Name nicht auf der Tafel steht.«

»Was war passiert?«

»Er zog sich zurück. Redete nicht mehr und lachte nicht mehr und wurde bei jedem Mist wütend. Nicht mal zum Grillen bei Lisse kam er. Im Schießkino ist er auf einen von den Jungs los. Weiß nicht, auf wen, hab's nur über drei Ecken aufgeschnappt.« Krampe stockt. »Ich bin meistens nicht dabei, wenn die was klären müssen. Mach ja bloß die Technik.«

»Das ist genauso wichtig wie alles andere«, hilft Demirci ihm.

»Vielleicht. Ist auch egal.«

»Und dann?«

»Sogar Pavlik kam nicht mehr an ihn ran. Und Aaron auch nicht. Die hatten sich gern, Aaron und André, aber nichts Sexuelles. Sie haben beide dem Tod in die Fresse gespuckt, das war's wohl.« Wieder ringt er um Worte. »André hatte Falschgeld beiseitegeschafft. Kvist hat es rausgefunden. Pavlik wollte es nicht glauben. Als André auf einem Verdeckten Einsatz in Prag war, sind sie in seine Wohnung. Unter den Dielen waren hunderttausend Euro in Blüten. Lissek dachte dran, André unter einem Vorwand zurückzubeordern. Nur gab's keinen, bei dem der nicht misstrauisch geworden wäre. Also hat er Pavlik und Kvist nach Prag geschickt, damit sie's regeln. Aber Pavlik hat sich besoffen. Kvist ist allein gefahren, ohne dass Lissek es wusste. André wollte einen großen Abgang. Den hat er gekriegt. Kvist ist für drei Wochen suspendiert worden.«

»Gab es Zeugen in Prag?«

Schulterzucken. »Die Interne hätte die Akte nicht geschlossen, wenn es nicht glasklar gewesen wäre.«

»Vielleicht fehlten nur Beweise.«

»Wofür?«

»Ja, wofür?« hört Demirci hinter sich.

Sie dreht sich um. Pavlik ist mit Krupp und Nowak zurück. Ein Blick von ihm genügt, und Claus Krampe setzt den Kopfhörer rasch wieder auf.

Die drei Männer stehen wie eine Wand.

»Herr Pavlik, er war Ihr Freund, ich achte das. Aber wir sollten uns nicht von Gefühlen leiten lassen.«

»Einverstanden«, versetzt er kalt. »Aaron hat Kvist in Barcelona zurückgelassen, weil sie wusste, dass sie sonst beide sterben. Das sind die Fakten, und sie sind unwidersprochen. Dass sie sich Holm ausgeliefert hat, war nicht Kvists Entscheidung, sondern ihre. Mag sein, dass Sie der Meinung sind, eine Blinde könne nicht selbst über ihr Leben bestimmen, nur weil sie auf die Hilfe anderer angewiesen ist. Ich sehe das anders. Sie reden von Achtung? Dann tue ich das auch. Kvist hat ihren Willen geachtet. Das durfte sie von ihm verlangen.«

»Warum haben Sie ihn dann zusammengeschlagen? Was ist mit der 45er, die Sie sich in den Mund stecken würden?«

»Ich hatte Zeit nachzudenken.«

»Und André?«

»Darüber zu urteilen, steht Ihnen nicht zu. Sie haben ihn nicht gekannt. Sie waren nicht an seinem Grab. Sie haben nicht mit Kvist geweint.«

Wäre es noch stiller, würde man hören, dass es draußen wieder zu schneien beginnt.

Demirci zückt ihr Handy. »Helmchen, ich brauche den Bericht der Internen zu André Neubauer.« Sie sieht Pavlik unverwandt an. »Das ist mir bewusst. Holen Sie jemanden aus dem Feierabend.«

Pavlik wendet sich ab. Erschöpfung wandert wie ein Schatten über sein Gesicht. Die Frage, die er sich unentwegt stellt, die ihn zermürbt, ihn martert, als würde sie seit Wochen Tag und Nacht auf seine Haut tätowiert, die Frage, woher er den Namen Eva Askamp kennt, ist so bohrend geworden, so quälend, dass sie jeden anderen Gedanken auslöscht wie eine Migräne.

»Gemocht haben wir uns schon als Kinder. Er war so ein Wilder mit aufgeschrappten Knien und einer Steinschleuder und Schokolade um den Mund. Das war in Kleinhüneroda in Thüringen, ein paar hingespuckte Häuser, muss man auf der Landkarte suchen. Ich komme aus dem Westen, Fürth, hört man sicher, das Fränkische klebt wie Kaugummi an einem, hat mein Vater immer gemeint. Wir hatten Verwandtschaft in Thüringen, darum waren wir jede Sommerferien für drei Wochen dort. Klaus hat mir gezeigt, wie man durch die Finger pfeift und Frösche fängt, die Jagd hatte er damals schon im Blut. Beim Karpfenteich habe ich meinen ersten Kuss von ihm gekriegt, da waren wir acht, aber ich weiß noch ganz genau, dass er nach Schoko mit Vanille geschmeckt hat.«

Holm warf alle Gerätschaften aus der winzigen Abstellkammer, bevor er Aaron und die Frau hineinschob und abschloss. Zwischen den nackten Wänden ist es so eng, dass sie gerade genug Platz haben, um aneinandergedrückt dazusitzen, die Beine angezogen, die gefesselten Hände im Schoß. Aaron fühlt das Beben der Frau an ihrer Schulter. Nur auf eine ihrer Fragen gab sie eine Antwort: dass sie Vera heißt. Aaron kennt zwei Verhaltensweisen von Menschen, die zum ersten Mal dem Tod ins Gesicht sehen. Die einen bekommen kein Wort heraus; die Angst versperrt ihren Mund. Die anderen reden ohne Unterlass, hasten durch ihr Leben, wollen erklären, wer sie sind, solange es noch jemanden gibt, der zuhört, solange sie noch eine Stimme haben. Es hat keinen Sinn, sie zu unterbrechen oder zu trösten. Sie müssen reden bis zur Erschöpfung.

Also bleibt Aaron nichts als Warten, gefangen in dem einen Gedanken. Der einen Erkenntnis. Der einen Wahrheit:

Ilja Nikulin.

Er wurde der Vater, den Holm gesucht hatte.

Ich war schuld an seinem Selbstmord.

Vera schluchzt auf. »Mit siebzehn, achtzehn habe ich in den Ferien mein eigenes Ding gemacht, Zelten mit Freunden, Interrail, Paris und Rom, ich reise heute noch gern. Von Klaus habe ich nichts mehr gehört, dachte auch nicht an ihn, wir waren halt Kinder gewesen. Immer wollte ich Schauspielerin werden. Ich habe nicht viel Selbstbewusstsein, meine Mutter hat mir früh eingebläut, dass ich nichts Besonderes bin. Aber ich habe mich an der HdK in Berlin beworben. Und dann nehmen die mich. Vielleicht mit Ach und Krach. Egal! Meine Eltern waren baff. Ich habe mich vor den Spiegel gestellt und gesagt: »Du wirst eine wie Meryl Streep. Oder wenigstens wie Cher!«

Woher wusste Holm von mir und Nikulin? Seit wann?

Schon in Barcelona? Ja, schon dort.

Erneut sieht sie ihn ihre Hand greifen. »Auf Sie hätte ich sogar zwei Minuten gewartet.« Da war es in seinen Augen. Die tiefe Befriedigung, dass sie endlich vor ihm stand.

Er hat seinen Bruder nicht mit fünf Jahren Gefängnis bestraft, weil Ruben den Notruf absetzen konnte. Ich saß in der Falle, und Sascha ließ mich entkommen. Nur darum.

Aber warum tötete Holm mich nicht im Tunnel?

Weil ich ihm nicht weglaufen konnte. Er hat mich geblendet, das war nur der Beginn meiner Strafe, die Vorhölle.

In welcher Hölle bin ich jetzt?

In der Hölle der Erinnerung.

Im Auto zitierte er Dante: »Kein Schmerz ist größer, als sich der Zeit des Glückes zu erinnern, wenn man im Elend ist.« So wahr. Eine Tür nach der anderen öffnet sich in Aarons Bibliothek. Doch es ist nicht das Glück, das sie sich erhofft hat, denn das, was ihr zuteilwird, ist für immer vorbei. Sandras Nase, die sich beim Lachen kräuselt; das Lausbubengesicht, mit dem Pavlik aus den Töpfen nascht; Marlowes Zunge; Niko zu betrachten, wenn er schläft. »La Le Lu«, hört sie die Melodie der Spieluhr, die ihr Vater ihr schenkte. »Dann kommt auch der Sandmann, leis tritt er ins Haus, sucht aus seinen Träumen dir den schönsten aus.« Bei »dir den schönsten« ist ein kleiner Sprung.

Wie viele Höllen gibt es in der Göttlichen Komödie? Acht, neun, zehn? Und danach das Fegefeuer, in dem man Buße tut.

Es ist schrecklich schwer, die Gedanken aneinanderzufügen. Ein Ausbilder sagte: »Ich bringe Sie an Ihre Grenze. Und wenn Sie die erreicht haben, bringe ich Sie an die Grenze, von der Sie noch nichts wussten.« Fricke und André kamen am besten mit Schlafentzug zurecht.

Sie hatten ihre Methoden. Zum Beispiel dachten sie sich Sonderausstattungen für Traumaautos aus, die sie kaufen würden, wenn sie reich wären. Oder die beknacktesten Beschimpfungen: »Ich wünsch dir die Räude an den Sack und an allen zehn Fingern den Umlauf, damit du dich nicht kratzen kannst!« Oder sie zählten Orte auf, die sie meiden wollten: Hooker in Oklahoma, Tussendorf in Schwaben, Meinkot im Harz, Wixhausen bei Darmstadt, Hymendorf an der Weser. Langweiler in der Pfalz stand verlässlich auf Platz eins. Einmal erstellte André eine Liste der hässlichsten Männer mit schönen Frauen. Von A – wie Aristoteles Onassis bis Z – wie Zadok, irgendwer aus der Bibel; André schwor, dass Zadok Warzen hatte, aber jedes Weib kriegte. Früher oder später wurde man vor Lachen wach.

Vera redet und redet.

»Ich habe bald gemerkt, dass andere mehr Talent hatten, bin ja nicht blind. 'tschuldigung. Mit Engagements war es schwierig, vielleicht auch wegen dem Fränkischen. Aufgegeben habe ich trotzdem nicht, fürs Off-Off-Theater hat es gereicht. Geld habe ich mit Putzen verdient, ich war mir nie für irgendwas zu schade. An einem Sonntag bin ich mit einer Freundin nach Ostberlin rüber, zum ersten Mal, obwohl ich schon vier Jahre in der Stadt gelebt habe, bescheuert, ne? Aber jetzt kommt's: Auf der Museumsinsel dreh ich mich um, und Klaus steht vor mir. Wir haben uns gleich erkannt, und ob Sie's glauben oder nicht: Die Knie von seinen Jeans waren aufgeschrappt.«

Die Küche, in der Aaron »sich umsah«, schätzt sie auf circa zwanzig Quadratmeter. Gasherd, keine moderne Einrichtung, sie würde sich sofort darin zurechtfinden. Das Haus ist groß. Dreißig Schritte von der Küchentür durch einen Flur. Zwölf nach links bis zu der Kammer, in der sie kauern. Ihre Beine sind eingeschlafen.

Wenigstens schläft ein Teil von ihr. Dafür macht Aarons Kopf seltsame Dinge. Die eine Hälfte ist schwer wie ein Amboss, die andere so leicht, als könnte sie fliegen.

»Ich weiß, das klingt verrückt, aber wir haben uns angesehen, und das war's«, sagt Vera. »Sechzehn Jahre nach dem Kuss beim Karpfenteich. Und ihm ging's genauso.«

Sie hat diese Geschichte wahrscheinlich schon oft erzählt, launig, unbeschwert, die Wörter wie Bälle in die Luft geworfen und damit jongliert. Es sind immer noch dieselben Wörter, nur dass sie klingen, als würden sie alle zu Boden fallen. Trotzdem muss Vera an dem Text festhalten, an jeder Pointe, jeder Wendung, darf nichts verändern, um nicht den Halt zu verlieren.

»Wir haben gequatscht wie die Beklopten, allerspätstens um Mitternacht musste ich ja zurück in den Westen. Klaus hat beim VEB Robotron gearbeitet. ›Du, wir haben den größten Mikrochip der Welt entwickelt!‹ hat er gesagt und gelacht. Aber glücklich war er nicht. Drei abgelehnte Ausreiseanträge. Und er wollte noch einen stellen. So was hätt ich mich nie getraut. Er hat mich zum Bahnhof Friedrichstraße gebracht. Vorm ›Tränenpalast‹ – der hieß so, weil dort beim Abschied viel geweint wurde – haben wir uns geküsst. Das war wie eine Praline.«

Nach jedem zweiten Satz stolpert sie, weil sie spürt, dass sie das mit ganz anderer Stimme erzählen müsste, so wie sonst, und es nicht kann. Schnell haspelt sie weiter, als würde ihr Herz stehen bleiben wie eine Uhr, wenn sie aufhört zu reden.

»Das ging ratzfatz. Wir haben eingereicht, dass wir heiraten wollen, das wurde bewilligt, irre, Klaus hat im Exquisit-Laden Krimsekt gekauft. So ein halbes Jahr bin ich zwischen Ost und West gependelt, dann haben wir am Alex geheiratet. Unter nem Bild von Erich Honecker. Allein der Anzug von Klaus! Und ich war ganz in Weiß.«

Aaron horcht in ihren Kopf hinein. Die linke Hälfte rauscht, die rechte schweigt. Vielleicht hatte André, der verrückte Hund, doch recht. Er war überzeugt, dass beide Hirnhälften getrennt voneinander schlafen und wachen können, wie bei Albatrossen. Und dann sagte er wieder so wundervolle Sachen wie: »In Montevideo gibt es ein Hotel, in dem wohnen nur Engel.«

André, du und ich, wir waren die sechste Bahn. Wie oft hörte ich dich halb einatmen. Aber als du ausgeatmet hast, war ich nicht bei dir. Was wolltest du mir beim letzten Mal sagen, mit deinem Kuss auf meine Stirn, der für immer war?

»Klaus kam im Westen einfach nicht zurecht. Das war – wie soll ich das beschreiben –, als ob man eine Palme am Nordpol pflanzt. Er wollte unbedingt in den Westen, aber wie er da war, wollte er zurück, nur ging das nicht. Wir wussten ja nicht, dass zwei Jahre später die Mauer fällt. Ich hatte einfach keine Kraft mehr, für uns beide Kraft zu haben. Wir haben uns scheiden lassen, und ich war lange traurig. Aber das Leben geht eben weiter, ich bin auch nicht der Typ, der nur flennt. Ich habe einen guten Mann kennengelernt und geheiratet. Er war nicht so für Süßes, aber jedem Menschen muss man etwas nachsehen, sage ich immer. Unsere Tochter ist das Beste, was ich je gebacken habe. Sie lebt in Innsbruck und ist im sechsten Monat. Ich werde Oma, ist das zu fassen? Die Schauspielerei habe ich aufgegeben, als ich schwanger war. Nach ein paar Jahren bin ich auf die Idee gekommen, alte Kaugummiautomaten zu suchen; Sie glauben nicht, wie viele es davon noch gibt, die vergammeln auf Speichern und in Kellern. Und auf dem Flohmarkt am 17. Juni habe ich die verkauft. Nicht wegen dem Geld, mein Mann hatte eine sehr gute Arbeit, Ingenieur, aber es hat mir großen Spaß gemacht. Kann sein, dass mein Vater dran schuld war, wegen dem, was er übers Fränkische gesagt hat.«

Seit wann hat Holm wohl nicht mehr geschlafen? Letzte Nacht wird er nicht im Bett gewesen sein. Er ist Aaron zu der Party gefolgt, um vier fuhr er Pavlik hinterher. Frühmorgens war er in Eva Askamps Wohnung. Aber wer weiß, ob er überhaupt Schlaf braucht. Ein Okapi schläft am Tag bloß fünf Minuten. Nein, Holm ist kein Okapi, er ist ein Raubtier. Löwen schlafen zwanzig Stunden, die Welt ist ungerecht. Vielleicht ist er auch ein Hai. Der Hai schläft nie.

Vera ist ein Okapi.

»Eines Sonntags fragt jemand hinter mir, was der Kaugummiautomat kostet, den ich selbst besonders toll fand. Den hatte ich bei den Babelsberger Filmstudios vom Fundus abgestaubt, es sind kleine Kosmonauten und Raketen drauf, man muss zehn Ostpfennig reinwerfen. Ich drehe mich um, und vor mir steht Klaus.

Da waren wir beide erst mal sprachlos. Unsere Scheidung war neunzehn Jahre her, wir hatten nie wieder was voneinander gehört. Er hat noch in Berlin gewohnt, in Friedrichshain, beim Märchenbrunnen, hatte ein kleines Taxiunternehmen und war auch verheiratet, aber ohne Kinder. Den Hof hatte er gerade von einer Tante geerbt. Eigentlich hat er immer vom Land geträumt, auch wegen der Jagd. Wir waren dann einen Kaffee trinken. Als er erzählt hat, dass er eine Straußenzucht aufmachen will, weil das die Zukunft ist, kam mir das total logisch vor. Er hätte genauso erzählen können, dass er nach Taka-Tuka-Land auswandert, wäre auch kein Thema gewesen. In meinem Leben war alles irgendwie gut, so wie es war, dachte ich. Aber als wir uns verabschieden wollten, haben wir uns geküsst, statt uns die Hand zu geben, und er hat nach der besten Schokolade von der Welt geschmeckt. Da wusste ich, dass es diesmal richtig ist. Und er auch. Wir haben uns beide scheiden lassen und sind hierhergezogen und züchten seit acht Jahren Strauße. Der Kaugummiautomat hängt in der Küche. Man würde meinen, dass Kosmonauten und Raketen nicht zu einer Straußenzucht passen, aber ich finde, doch. Die Viecher sind strunzdumm, die sind nicht mal imstande, zwischen ihrem Futter und einer Hand zu unterscheiden. Sie müssten meine Hände sehen, da würden Sie Augen machen; ganz vermacht sind die, weil ich immer gepickt werde. Aber eins steht fest: Ich bin an jedem Tag glücklich gewesen. Das können doch nicht viele sagen.«

Die plötzliche Stille weckt Aaron aus dem Dämmer. Sie merkt an dem Zucken neben sich, dass Vera lautlos weint.

»Wir werden nicht sterben«, flüstert sie. »Was ist mit Ihrem Handy, hat er Ihnen das weggenommen?«

»Ja.«

»Wo steht das Telefon?«

»In der Diele. Er hat das Kabel durchgeschnitten.«

»Sie haben ihm den Waffenschrank gezeigt. Wo hat er die Munition hingetan?«

»Hinterm Haus in den Teich geworfen«, bringt Vera raus.

»Ist sonst noch irgendwo Munition?«

»Nein. Weiß nicht. Sind Sie wirklich Polizistin?«

»Ja.«

»Eine Blinde?« fragt Vera zweifelnd.
 »Ja.«
 »Was wollen die?«
 »Zwei wollen Geld, einer will mich töten. Der, mit dem Sie beim Waffenschrank waren.«
 »Ich bin doch nicht reich.«
 »Sie werden Lösegeld für mich verlangen. Ich bin wertvoll. Vera, das ist hier sicher sehr abgelegt. Ihr Mann ist Jäger. Ein Onkel von mir ging auf die Jagd. Außer den Gewehren hatte er immer einen geladenen Revolver im Haus, für alle Fälle.«
 »Ein Revolver nützt uns gar nichts. Sie sind blind, und ich kann nicht damit schießen.«
 »Wo ist der Revolver?«
 »Ich bin doch nicht verrückt.«
 »Wir müssen eine Möglichkeit finden, an die Waffe zu kommen. Sie sollen sie mir nur geben, nicht damit schießen.«
 »Das tue ich nicht. Ich hätte gar keine Chance gegen die.«
 »Ich erkenne an Ihrer Stimme, dass Sie sehr viel mutiger sind, als Sie denken.«

Zehn mutige Dinge, die Aaron tat:
 blind zum ersten Mal allein eine Straße überqueren
 sich vor den Bruder einer türkischen Schulfreundin stellen
 zu dem Treffen in Tanger gehen
 in Kambodscha essen
 nach Moskau fliegen
 im Winter nach Bens Tod den Weiher betreten
 bei Pavlik auf der Agusta mitfahren
 drei Wochen das Fenster in der Klinik nicht öffnen
 einem Bundesinnenminister den Handschlag verweigern
 in Schönefeld auf Niko warten

»Sie wissen doch gar nichts von mir.« Vera weint wieder.
 Aaron will sie nicht bedrängen. Sie richtet sich mühsam auf, damit das Blut zirkulieren kann. Ihre Füße sind nackt, eiskalt.
Holm will, dass ich wach bleibe. Konzentriert.

Sie legt das Ohr an die Tür und lauscht, hört leise Stimmen, ohne etwas zu verstehen.

Holm beobachtet, wie sein Bruder das Straußensteak, das er im Kühlschrank fand und so kurz anbriet, dass es gerade mal grau wurde, mit Messer und Gabel in Fetzen reißt, die Brocken hinunterwürgt, ohne sie richtig gekaut zu haben. Holm weiß, dass Sascha auch den Anstaltsfraß fünf Jahre auf die gleiche Weise in sich hineingestopft hat, wie jede Mahlzeit, seit er ihn kennt. Hätte er seinen Bruder nach den Dingen gefragt, die er im Gefängnis vermisst hat, wäre anständiges Essen nicht dabei gewesen. Bloß Frauen, Waffen, irgendwelche Häuser. Aber Sascha quält jede Frau, leert jedes Magazin, verwohnt jedes Haus. So verwohnt er auch sich selbst. Weil er sich nicht mehr ist als ein Stück Fleisch, das er hinunterschlingt.

Bosch isst sein Steak konzentriert und geduldig. Er schneidet es in exakt gleich große Happen. Kaut auf jedem Bissen so lange, bis der Wasserhahn wieder tropft. Bricht vor jedem Bissen ein Stück Brot ab. Dabei denkt er nach. Holm sagte: »Wir holen uns noch einmal fünf Millionen.« Wie? Bosch wird ihn nicht fragen; er wagt kaum, ihn anzuschauen. Holm sitzt nur da. Folgt seiner eigenen Zeit. Als Bosch den Blick hebt, sieht er in Saschas Augen. Findet darin nichts, was er nicht längst wüsste. Sascha wird ihn bei der ersten Gelegenheit töten. Wie er sich den Mund mit dem Handrücken abwischt. Könnte Bosch es mit ihm aufnehmen? Sicher nicht; er hätte nicht den Hauch einer Chance. Trotzdem hat er keine Angst vor ihm. Es ist unmöglich, im selben Raum wie Holm zu sein und einen anderen zu fürchten als ihn.

Sascha stippt Brot in das Blut auf seinem Teller. »Wie lange hocken wir hier noch rum?« fragt er seinen Bruder.

»Das liegt allein bei euch.«

»Was heißt das?«

»Dass ich mir an eurer Stelle darüber Gedanken machen würde, wie die Forderungen lauten, welche Modalitäten ich aushandeln, wo und wann die Geldübergabe stattfinden soll.«

»Dich interessiert das also nicht mehr?«

»Nein. Es ist euer Geld.«

»Das sagt einer, der fünf Millionen verbrannt hat.«

»Jenny Aaron hat heute eine Schulklasse gerettet und sich geopfert. Die blinde Heldin. So oder ähnlich werden die Medien sie nennen. Sie ist die wertvollste Geisel Deutschlands. Drei oder fünf oder zehn Millionen. Man wird zahlen.«

Sascha nimmt die Glock aus dem Hosenbund und richtet sie auf Boschs Stirn. »Und ich muss nicht teilen.«

Bosch legt das Besteck hin. Es gibt eine Sache, die ihm keine Ruhe lässt. Er hätte Elias kein Feuerwehrauto mitbringen sollen. Vielleicht einen Tretroller. Dann wäre alles anders gekommen.

»Bosch, fragen Sie unsere Gastgeberin, auf welcher Strecke die Züge fahren, die wir hören.«

Dieser Satz genügt, um Sascha vom Schuss abzuhalten. Bosch geht raus. Er ist ebenso froh, am Leben zu bleiben, wie er froh gewesen wäre, wenn Sascha abgedrückt hätte.

»Das wäre nicht klug«, sagt Holm, als er mit seinem Bruder allein ist. »Du brauchst ihn für deine Flucht. Danach kannst du ihn immer noch töten. Obgleich es keine Rolle spielt, wie viele Millionen du hast. Du wüsstest mit einer so wenig anzufangen wie mit hundert.«

Sascha hat die entscherte Waffe in der Hand. Sein Finger ist nur einen Millimeter vom Druckpunkt entfernt. Nein, weniger.

Ein hauchdünner Schweißfilm ist alles, was dazwischen liegt.

Ein Zucken täte es.

»Vielleicht wärest du für ein oder zwei Sekunden glücklich«, liest sein Bruder seine Gedanken. »Und dann? Nicht einmal das könntest du genießen.«

»Warum darf ich Aaron nicht haben?«

»Wofür willst du dich rächen? Für diese Frau, mit der du geschlafen hast? Die von dir schwanger war? Du hättest ihr den Bauch aufgeschlitzt, wenn du es gewusst hättest. Dafür, dass Aaron dich ins Gefängnis brachte? Hat sie nicht. Ich habe dich dorthin geschickt. Nein, es gibt nur einen Grund: weil du blutend vor ihr lagst. Weil sie dich sah, wie du bist, schwach und noch immer das Kind, das mich anbettelt, unseren Vater zu töten. Wen hasst du mehr? Sie oder dich selbst? Dass sie blind ist, hat dich fünf Jahre lang erregt. Aber heute nahm sie dir auch das. Weil sie nicht hilflos ist. Weil sie mehr um ihr Leben kämpft, als du es je vermocht hättest.

Das macht dich so verrückt, dass du dir die Finger abfressen würdest, wenn es der Preis dafür wäre, dass du sie töten dürftest. Aber in dir blieben dieselbe Leere, derselbe Hass, derselbe Schmerz. Weil du es bist, den du töten willst. Nur so kannst du das Ungeheuer in dir besiegen. Doch dazu fehlt dir der Mut. Nichts wird dich je befreien, nicht tausend Schreie oder ein Ozean aus Geld. Ich hingegen habe mehr Recht auf meine Rache, als du dir vorstellen könntest. Ich kann etwas beenden und du nicht. Ich kann mir selbst vergeben und du nicht. Ich kann erlöst werden. Ich erkläre es dir nicht, weil du es nicht verstehen würdest. Aber sei sicher: Meine Strafe für Aaron geht über deinen Verstand hinaus.«

Er steht auf.

»Entweder du schießt mir jetzt in den Rücken oder weinst bis zu deinem Grab.«

Holm geht zur Tür.

Sascha richtet die Glock auf seinen Bruder, schließt die Augen und hört den Schuss. Er sieht ihn zusammenbrechen, sieht, dass er noch etwas sagen will, sieht auf ihn hinab, genießt das Blut, das aus dem Mund sprudelt, lächelt, lässt ihn langsam an seinem Blut ersticken.

Kein Wunsch ist so stark wie dieser, kein Zittern so groß wie seins, als er die Augen wieder öffnet und auf die Tür starrt, die sein Bruder hinter sich geschlossen hat.

Der eisige Westwind faucht in den Wacholderbüschen und den Vogelbeerbäumen, hinter denen das wütende Meer sich an den Klippen bricht. Der Mann steht auf der Terrasse seines Hauses und kriecht in die warme Lammfelljacke, während in der Bucht das Leuchtfeuer von Svingrund zwischen den tiefen Wolken kreist und der Winterregen sein Gesicht wäscht. Vorhin haben seine Frau und er den Fisch gegessen, den er heute gefangen hatte, und sich dann mit einem Glas Wein vor den Fernseher gesetzt, um deutsche Nachrichten zu schauen. Aarons Name wurde nicht genannt, so wie die Namen der Männer nicht genannt wurden, die eine blinde Frau als Geisel nahmen. Aber das war auch nicht nötig.

Er stellte das Weinglas ab, griff sich die Felljacke und ging auf die Terrasse ohne ein Wort. Seine Frau sitzt im Haus, er weiß, dass sie weint. Vorgestern war Pavlik am Telefon und erzählte ihm von

Sascha und der toten Psychologin in Boenischs Zelle. Sagte, dass Aaron nach Berlin kommen wird. Dass Demirci die Schotten dichtmacht. Erhoffte sich unausgesprochen, dass er Demirci anruft.

Doch das unterließ er. Als er damals das Amt antrat, hätte er sich bedankt, wenn sein Vorgänger ihm ins Geschäft reingeredet hätte. Von allen Fehlern, die er je gemacht hat, bereut er diesen jetzt am meisten.

Sein Handy vibriert. Er nimmt es ohne Hast aus der Tasche, zeigt nie Nervosität oder Angst. Selbst wenn er allein ist nicht.

»Hallo, Lissek.«

»Hallo, Pavlik.« Die Stimme ist ruhig, sicher. Wie eine Stimme sein muss, der Männer ihr Leben anvertrauten.

Wie Pavliks eigene Stimme. »Du weißt es?«

»Ja.«

Pavlik kauert unter einem Solarmodul. Dieses Mal ging er allein; er wollte die Kälte und den Wind mit niemandem teilen. »Sie lebt noch. Holm hat seinen Bruder freigespresst.«

»Was habt ihr?«

»Ich bin in Finow. Hier steht eine Cessna. Angeblich wollen sie morgen nach Vilnius. Für Aaron haben sie keinen Platz in der Maschine vorgesehen.«

Lissek sieht sie im Innenministerium durch die Tür kommen. Denkt: Sie glänzt. Und Jahre später, als sie ihn mit leichter Hand aus einem Abgrund zieht: Sie glänzt von innen. Er merkt, dass er bereits beginnt, sich an sie zu erinnern. Das darf er nicht. »Ich würde mit Freude für immer Blut pissen, wenn ich die Zeit um zwei Tage zurückdrehen könnte.«

»Hättest es nicht verhindert. Du kennst Aaron. Stell dich einem springenden Tiger in den Weg.«

»Sie ist freiwillig dorthin?«

»Ja.«

»Wie ist ihr das gelungen?«

»Kvist.«

Die Terrassentür geht auf. Lissek dreht sich zu seiner Frau um. Sie sieht, dass er telefoniert, schaut ihn bebend an. Er bedeutet ihr, ihn nicht zu stören. Kontrolliert seinen Atem. »Wo ist er?«

»Suspendiert. Wir lassen ihn observieren.«

Am Fårösund erzürnt der Wind das Meer, in Finow schüttelt er den Schnee aus den Kiefern.

Pavlik nimmt einen Schatten wahr, der unter den Wolken hinweggleitet und das Mondlicht reflektiert. »Bleib dran.« Er hält das Gespräch und aktiviert sein Kehlkopfmikrofon.

»SET 6 an Technik.«

»Technik hört«, antwortet Krampe sofort.

»Hier gondelt eine Drohne rum. Wenn sie noch tiefer fliegt, kann ich sie mit einem Stein runterholen. Die Arschlöcher sollen sie hochziehen.«

»Verstanden. Ende.«

Pavlik wechselt wieder zu Lissek. »Ich muss dich was fragen, wollte ich vorgestern schon.«

»Ja?«

»Diese erfundene Brieffreundin hieß Eva Askamp. Sagt dir der Name was?«

Lissek denkt nach. »Nein. – *Hieß?*«

»Holm hat sie heute getötet.« Sein Blick folgt der Drohne, die an Höhe gewinnt und in die Wolken stößt. Seine Stimme fällt ins Bodenlose. »Und drei von uns.«

»Wen?«

»Blaschke, Clausen. – Butz.«

Lissek hat vor dreizehn Jahren mit dem Rauchen aufgehört. Doch er weiß, dass er nachher runter ins Dorf fahren und im Vardshuset eine Schachtel Gitane ohne Filter ziehen wird. Er denkt an die Acht-Uhr-Maschine von Visby über Stockholm nach Berlin, in die er morgen steigt, an Blaschkes Frau, Clausens Kinder, die Schwester von Butz. Denkt an die Worte, die er finden muss, um ihnen zu sagen, was ihn mit diesen Männern verband. Sicher haben Pavlik und Demirci bereits kondoliert. Doch Lissek war es, der sie zur Abteilung berief. Diese Verantwortung bleibt. Und ein Anruf, den er nicht gemacht hat.

Pavlik weiß das alles. Wartet geduldig. Endlich räuspert Lissek sich: »Warum fragst du mich nach der Frau?«

»Weil ihr Name mich verrückt macht.«

»Ist mir nie untergekommen.« Der Regen rinnt in seinen Kragen, erinnert ihn an einen anderen Regen vor vielen Wintern, lässt ihn

frösteln. »Wie schlägt Demirci sich?«

»Deine Liga.«

Der Unterton bleibt Lissek nicht verborgen. »Aber?«

»Sie hat den Bericht der Internen zu André angefordert.«

»Das hätte ich an ihrer Stelle auch.«

»Bullshit«, knurrt Pavlik.

»Wie lange kennen wir uns?«

»Paar Tage.«

»Und wie oft haben wir uns geirrt?«

Pavlik muss nicht antworten.

»Also sag nicht, dass es unmöglich ist.«

»Genieß deine Rente, alter Mann.«

»Auf wen bist du wütend – auf Demirci oder auf dich?«

»Auf die ganze Welt.«

»Wut ist kein guter Ratgeber.«

»Ich muss zurück.«

»Eins noch, mein Freund: Wir haben die Dinge immer auf unsere Weise geregelt. Wenn es wahr ist und du ihm gegenüberstehst, gib ihm keine Chance. Dazu ist er zu gut.«

Holm öffnet eine Tür. Noch ehe sie sich mit gefesselten Händen die Stufen hinuntertastet, noch ehe sie den modrigen Geruch bemerkt, noch ehe ihre nackten Füße den eisigen Boden berühren, weiß Aaron, dass sie zum Keller führt.

»Ein passender Ort für uns, nicht wahr? Strecken Sie Ihre Hände über den Kopf.«

Sie tut es. Stößt an etwas, das über ihr baumelt. Hält es fest.

»Sie sehen: Die Glühbirne ist kalt. Ich bin so blind wie Sie. Es wird uns beiden helfen, uns zu konzentrieren. Sie sehnen sich nach einer Zigarette. Damit ist es vorbei. Sie sollen sich bewusst sein, dass Sie diesen Geschmack nie wieder auf Ihrer Zunge haben werden. Es ist Zeit, dass wir über Verlust reden.«

Die Kälte nagt sich wie ein Tier durch ihren Körper.

»Ich habe Ihnen den Mantel weggenommen. Sie sind barfuß, frieren.« Er packt ihre Hände und presst sie gegen seine nackte Brust. »Auch das teilen wir. Sie haben viele Fragen. Ich will sie beantworten. Die erste lautet: Was verband mich mit Ilja Nikulin?« Holm lässt ihre Hände los, bleibt jedoch dicht vor ihr. »Dazu muss ich ihn mit den Augen des zwanzigjährigen Jungen sehen. Er lebte in einem großen Haus am Genfer See, hatte viele Bedienstete, ein schönes Boot, elegante Autos. Ich sah ihn einen Scheck über hundert Millionen Dollar ausstellen. Aber all seine Besitztümer, die Industriebeteiligungen, die er erwarb, die Politiker, die er sich kaufte, waren nicht das Produkt von Gier. Nikulin häufte diese Dinge nicht an, um eine Leere zu füllen. Wissen Sie, warum er es tat?«

»Aus Langeweile?«

»Noch immer scherzen Sie. Wie dumm.«

Sein offener Handrücken klatscht so schnell und platziert auf Aarons Nasenwurzel, dass es zu spät ist, als sie den Luftzug spürt.

Der Schmerz schlägt ihr die Beine weg. Sie fällt auf die Knie. Ihr Gehirn reibt sich am Schädel wund.

»Wir machen einen neuen Versuch: Was war sein Motor?«

»Macht?« keucht sie.

»In gewisser Weise. Jedoch nicht, wie Sie denken. Das, was ihn antrieb, lag in seiner Kindheit begründet. Sein Vater wurde ihm genommen, als Nikulin acht Jahre alt war, so alt wie Sascha, als ich die Grube aushob. Er war Chirurg an einem Krankenhaus in Nowgorod gewesen und wurde das Opfer einer von Stalins großen Säuberungswellen. Der vorgeschobene Grund dafür war die sogenannte Ärzteverschwörung, ein angebliches Komplott von Medizinern, denen Kontakte zu westlichen Geheimdiensten unterstellt wurden. In Wahrheit zielten die Verhaftungen auf die jüdische Intelligenz ab, und das Verbrechen, das Nikulins Vater zur Last gelegt wurde, war, jüdische Freunde zu haben. Er verschwand in einem Gulag, und Nikulin sah ihn nie wieder. Und auch seine Mutter nicht, die man bald irgendwo verscharrte. Man steckte ihn in ein staatliches Waisenheim. Damals schwor dieser kleine Junge sich, dass niemand je Macht über ihn haben sollte, und erkannte, dass der einzige Weg dorthin darin bestand, selbst Macht zu erringen. So wurde er der Mann, der er war. Der, den ich Vater nannte.«

Aaron kriecht rückwärts über den Boden, bis sie gegen die Wand stößt. Sie öffnet ihre Augen. Schließt sie sofort wieder, weil es zu sehr schmerzt.

»Haben Sie eine Vorstellung davon, was es bedeutet haben muss, in der Sowjetunion der Fünfzigerjahre in einem Waisenheim aufzuwachsen? Nur einmal sprach er darüber. Er sagte: ›Wir hatten Läuse selbst in der Nase.« Was man ihm und seinen Eltern antat, hätte jeden anderen für alle Zeit verbittert. Ihn nicht. Als er mich begegnete, war ich ein zwanzigjähriger Niemand; in den Augen meines Bruders spiegelte sich der Keller. Aber er nahm uns mit, und die Leiche seines leiblichen Sohnes ließ er zurück. In dem Haus am See führte er mich in seine riesige Bibliothek mit Erstausgaben und sagte: ›Verbringe so viele Stunden hier, wie es dir beliebt. Doch wisse, dass keines dieser Bücher dich lehren wird, wie man einem geliebten Menschen die Augen schließt.« Diesen Satz hatte ich bei

keinem Philosophen gefunden. Keiner, den ich je hörte, war so wahr.«

Aaron sucht mit gefesselten Händen die Umgebung ab, tastet nach irgendwas, mit dem sie sich wehren könnte. Es gibt nichts. Nur Staub und Stein.

»Was hat Ihr Vater Sie gelehrt?« fragt Holm.

»Schießen, Lachen, Zärtlichkeit. Und dass es das Böse gibt.«

»Welch kluger Mann. Mein erster Vater lehrte mich, auf die Faust zu hoffen. Er lehrte mich, wie viele Risse die Kellerdecke hatte. Er lehrte mich den Gebrauch einer Kettensäge. Aber die Macht, mich den Schmerz zu lehren, besaß er nicht. Mein zweiter Vater lehrte mich alles andere. Ich könnte nützliche Dinge aufzählen: wie man mit einem Gewehr umgeht; darin war er ein Meister, er hatte es bei den Speznas gelernt. Wie man Russisch spricht, Französisch, Englisch, Italienisch. Wie man sich Menschen gefügig macht, eine Bilanz liest, eine Verhandlung führt. Wie ein Anzug zu sitzen hat und dass man über einen Mann alles weiß, wenn man auf seine Schuhe schaut. Ein gutes Essen zu schätzen und nicht wie ein Schwein zu fressen. Vieles mehr. Die wichtigsten Dinge jedoch waren: dass der Wille größer sein muss als die Furcht. Dass man mir alles nehmen kann, aber nicht das. Es zu ertragen, an einem Grab zu stehen, ohne an der Frage zu verzweifeln, warum man nicht selbst dort liegt. Wie viele sahen Sie gehen? Ich meine nicht das Töten. Ich meine *sterben*. Dem anderen in die Augen blicken, Worte vernehmen, die zu leise sind, sie zu verstehen, eine Hand halten oder auch nur mit Abscheu darauf warten, dass jemand endlich still ist. Wie oft?«

»Sechsmal.«

»Wer waren diese sechs?«

»Ein Schuhputzer in Tanger, ein Taxifahrer in Helsinki, eine Frau in einer Tiefgarage, ein Schulfreund, meine Mutter.« Sie zögert, ehe sie flüstert: »Und Niko.«

»Er blieb am Leben.«

»Für mich war es wie Sterben.«

Holm atmet eine Nuance schwerer. Zeigt die Vergiftete Hand, Aarons Zeigefinger zwischen seiner sechsten und siebten Rippe, erste Wirkung?

Sie findet den Mut für die Frage: »Sahen Sie einen Menschen sterben, der mir nahe war?«

»Wen meinen Sie?«

»Den Mann, der den Hof von Eva Askamp sicherte.«

»Er war gut. Er fühlte, dass ich hinter ihm war, obwohl ich keinerlei Geräusch machte. Zentimeter entschieden. Ich brach ihm das Genick mit einem Sprungkick. Er lebte noch. In seinen Augen war keine Trauer. Er hatte seine Zeit gehabt. Ich erlöste ihn mit einem *Nukite* ins Herz.«

Aaron fühlt, wie sie von Pavlik auf den Hof geführt wird, neben Butz niederkniet, nach seiner kalten Wange tastet, auf der Schnee liegt, und von ihm Abschied nimmt.

»Wie hieß er?«

»Butz.«

»Ein schöner Name. Mein Vater war Zeuge, als seine junge Frau bei einem Verkehrsunfall starb. Später sah er seinen Sohn und die älteste Tochter sterben. Beide Male war ich dabei. Dem Sohn küsste er die Stirn und nannte ihn bei seinem Kosenamen. Seine Tochter litt an einer seltenen Krankheit, kein Arzt vermochte ihr zu helfen. In ihren letzten Wochen verließ er ihr Zimmer nur, um sich zu waschen. Aber als er ihr die Augen geschlossen hatte und ich ihn trösten wollte, bedachte er mich mit einem so gleichgültigen Blick, dass ich die Hand wegzog. Sie wissen sicher, was ich meine.«

»Dass es eines Samurai unwürdig ist, Gefühle zu zeigen.«

»Ja. Diesem Gebot verweigern Sie die Gefolgschaft. So wie ich. Mein Vater wollte es mich lehren, doch dieses eine Mal war ich ein ungehorsamer Schüler. Es kam die Stunde, da auch seine zweite Tochter starb. Natalja, seine Nataschenka, sein Augapfel. Er konnte nicht bei ihr sein, um ihre Hand zu halten. Aber der ihm die Nachricht überbrachte, berichtete, dass mein Vater den Kopf in alle Spiegel schlug. So behielt am Ende der Schüler recht und nicht der Lehrer. Kein Schmerz könnte so groß sein, dass er es wert wäre, ihn zu verbergen.«

»Sie wurden Nikulins rechte Hand«, sagt Aaron.

»Weit mehr als das. Ich sah viele Länder, er weihte mich in seine Geschäftsgeheimnisse ein, zeigte vor allen anderen, dass ich die Stelle seines Sohnes eingenommen hatte. Als meine Lehrzeit vorbei

war, rief er mich zu sich und legte ein Foto auf seinen Schreibtisch. Darauf war ein gutaussehender Mann zu sehen, vielleicht Anfang fünfzig. Mein Vater gab mir den Auftrag, ihn zu töten. Weshalb, erklärte er nicht. Der Mann lebte in London. Dort beobachtete ich ihn tagelang. Er führte ein unauffälliges Leben in einem Vorort, schien nicht sonderlich vermögend zu sein, hatte eine hübsche junge Frau, Kinder. Durchs Fenster sah ich, wie er ihnen Geschichten vorlas. Er spielte mit ihnen im Garten, war zärtlich. Ich rang mit mir. Ich sah nicht ein, warum ich den Kindern den Vater nehmen sollte, der Frau den Mann. Als ich Tage und Nächte so überlegte, drang jemand in mein Hotelzimmer ein. Er währte mich schlafend und wollte den Schalldämpfer einer Beretta auf meine Stirn drücken. Nachdem ich sein Gesicht zertrümmert hatte, sah ich ihm beim Sterben zu und lernte meine Lektion.« Wieder atmet er schwer, braucht lange für den nächsten Satz. »Wer hatte diesen Mann geschickt?«

»Der, den Sie in Nikulins Auftrag töten sollten. Sein unauffälliges Leben war nur Fassade.«

Oben Schritte. Jetonauge. Wie lange hält er noch still?

»Ja. Er war ein Konkurrent. Ich erschoss ihn in seinem Garten vor den Augen seiner Kinder. Mein Vater hatte mich gelehrt, dass Gnade und die Bereitschaft, dafür zu sterben, eins sind.«

»Und was hat Ihr Vater Ihren Bruder gelehrt? Wie man auf Gräber spuckt?«

»Er schickte ihn auf teure Internate. Zuerst in Lausanne. Als die Sowjetunion fiel und wir mit ihm nach Russland zurückkehrten, war es eins am Baikalsee. Aber von dort kamen beunruhigende Nachrichten. Sascha quälte andere Kinder. Fünfmal musste er die Schule wechseln. Zuletzt war er in Kaliningrad. Dort sollte er etwas aus einem Vorratskeller holen. Als er nicht wiederkam, ließ man einen Mitschüler nach ihm suchen. Man fand diesen Jungen tot im Keller. Sascha hatte ihm eine zerbrochene Weinflasche in die Halsschlagader gerammt. Da verstand ich, dass ich meine Schuld nie würde begleichen können.« Holm schweigt. Als er weiterspricht, ist seine Satzmelodie bleiern und stumpf. »Mein Vater sorgte dafür, dass mein Bruder nicht weggeschlossen wurde. Mit Geld lässt sich vieles regeln, es lindert sogar die Trauer mancher Eltern. Er übergab Sascha

der Obhut eines Mannes, der ihm verpflichtet war. Der Mann musste meinen Bruder nicht fürchten. Aber was er ihn lehrte, sehen Sie heute. In späteren Jahren erhielt Sascha von meinem Vater Aufträge, für die er geeignet war. Ich hieß es nicht gut; mein Vater war bewandert in Grausamkeiten, die ich nicht mit ihm teilte. Dennoch tat er das alles nicht für meinen Bruder, sondern für mich. Was hat Ihr Vater für Sie getan?«

»Nichts, was für Sie von Bedeutung wäre.«

»Ich habe meinen Vater infrage gestellt. Sie den Ihren jedoch niemals. Ich sah, wie Sie an seinem Grab mit ihm sprachen. Ihre Hingabe ist bedingungslos, Sie erweisen ihm selbst im Tod Gehorsam. Er war ein Mann mit ehernen Prinzipien, ich studierte jeden Satz von ihm, den man nachlesen kann. Als ich fragte, warum Sie Boenisch nicht verbluten ließen, wichen Sie aus. War es nicht so, dass Sie in dem Haus in Spandau mit Ihrem Vater sprachen? Hatten Sie nicht schon beschlossen, Boenischs Richter zu sein? Verbot Ihr Vater es Ihnen?«

Sie ist stumm und starr.

»Ich möchte Ihnen für eine Antwort nicht wieder wehtun.«

»Es stimmt.«

»Haben Sie es je bereut?«

»Nein.«

»Sie lügen.«

Ja. Seit gestern hat sie es in einem fort bereut. Als sie das klebrige Rinnsal in Boenischs Zelle ertastete. Als sie sich an Runge und die Kellnerin erinnerte. Als sie Eva Askamps Leiche in ihren Armen wiegte. Als Pavlik sagte: »Butz«. Als auf dem 17. Juni der Schuss fiel. Jedes Mal wünschte Aaron, sie hätte an jenem Tag nicht die Stimme ihres Vaters gehört.

Und jetzt auch.

Sie geht in ihre innere Kammer. Muss nachdenken.

Wie ist es möglich, dass er meine Gedanken kennt, mein ganzes Leben, alle meine Geheimnisse? Die Freundschaft mit Sandra und Pavlik. Was mein Vater für mich ist. Gantenbein. Marlowe. Dass ich in Boenischs Keller einen rostigen Nagel hatte. Gestohlen habe. Niko liebe. Dem Bushidō folge.

»Sie waren in meiner Wohnung.« Aaron erbricht die Worte regelrecht, so übel ist ihr.

»Dafür haben Sie lange gebraucht.«

Es ist ein Schock. Wie eine Vergewaltigung.

»In Ihrem Schlafzimmer hängt ein Gemälde von Eşref Armağan. Sie wollen wahrscheinlich nicht wissen, was es zeigt. Ich lasse Ihnen Ihre Illusion. Sie haben viele Bücher. Zuerst fand ich es seltsam, doch dann verstand ich. Es genügt Ihnen zu wissen, dass die Bücher da sind. So wie die Lampen, die Pflanzen, das Bild. Zwei Werke fielen mir besonders ins Auge: *Hagakure – Der Weg des Samurai* und, natürlich, *Mein Name sei Gantenbein* von Frisch. Ihr Lieblingssatz daraus könnte sein: ›Jeder Mensch erfindet sich früher oder später eine Geschichte, die er für sein Leben hält.‹ Eine andere Passage erscheint mir treffender: ›Ich bin blind. Ich weiß es nicht immer, aber manchmal. Dann wieder zweifle ich, ob die Geschichten, die ich mir vorstellen kann, nicht doch mein Leben sind.‹ Sie lasen es. Nur verstanden Sie es nicht. Wenn Sie sich einmal, ein einziges Mal, dieser Wahrheit gestellt hätten, wüssten Sie, dass Ihr Leben seit elf Jahren eine Lüge ist.«

»Sie wollen Ihren Vater rächen. Sagen Sie es doch.«

»Die einfachen Antworten überlasse ich Ihnen.«

Er verschluckt die Konsonanten, Aaron ist sich jetzt sicher, dass die Vergiftete Hand dafür verantwortlich ist. Erste Symptome. Um gegen ihn kämpfen zu können, muss sie warten, bis sein Kreislauf ihn im Stich lässt. Aber ihr wird nur ein kleines Zeitfenster bleiben, danach erholt er sich wieder.

»Ich saß an Ihrem Bett«, spricht er weiter. »Selbst im Schlaf kontrollieren Sie Ihren Atem, wissen Sie das?«

»Ich wette, wir teilen auch das.«

»Wollen Sie mir ein Kompliment machen? Wäre ich ein Illusionist in einem Varieté und Sie würden nach jedem meiner Tricks aufspringen und klatschen: Denken Sie, das würde mir irgendetwas bedeuten? Applaus von einer Blinden?« Er schnaubt. »Ihretwegen lernte ich Braille. Ich las Ihre Aufzeichnungen und fühlte Ihre Verzweiflung auf meiner Haut. Sie verlieren Ihr Gedächtnis, dieser perfekten Maschine geht der Treibstoff aus. Für mich wäre das schlimmer als Blindheit. Die Angst, in Barcelona feige gewesen zu

sein, wuchert wie ein Tumor in Ihrem Kopf. Sie sehnen sich nach der Wahrheit. Aber nach welcher? Von mir erhoffen Sie sich die Absolution, dass Sie richtig handelten. Darum knien Sie vor mir. Was jedoch, wenn alles so war wie in dem Alptraum, dem Sie seit damals nicht entfliehen können? Dass Sie den Kodex der Abteilung verrieten und alle sieben Gebote des Bushidō brachen und Ihr einziger Ausweg der Seppuku wäre. Aber nicht einmal das wäre Ihnen vergönnt. Ich würde Ihnen diesen ehrenhaften Tod nicht gestatten.«

»Sagen Sie mir, was dort passiert ist. Bitte.«

»Hat Niko mich berührt? Ich ihn? Gab es Worte? Welche? Warum bin ich geflohen und habe Niko zurückgelassen?« Das ist der einzige Grund, weshalb Sie zum 17. Juni kamen. Weil nur ich Ihnen die Wahrheit sagen kann.«

»Das stimmt nicht«, flüstert sie. »Es ging mir um die dreißig Menschen.«

»Die Lüge ist für einen Samurai keine Sünde. Sie ist viel mehr als das, erbärmlicher als Schwäche. Ich gebe Ihnen jetzt meine Waffe. Sie ist geladen, Sie werden es am Gewicht merken. Ich biete Ihnen an, mich zu töten. Es ist ganz leicht. Doch dann werden Sie nie die Wahrheit erfahren. Sie werden keinen glücklichen Tag mehr haben und in dem Bewusstsein sterben, feige gewesen zu sein. Es liegt allein bei Ihnen.«

Er drückt die Remington in ihre gefesselten Hände. Ihr Herz rast in den Tunnel und überschlägt sich. Sie hört, wie Stahl sich in Beton frisst. Hat den Kaffeegestank in der Nase.

Hört sich schreien.

Er umfasst ihre Hände und führt den Lauf der Pistole furchtlos an seine Stirn. »Was wünschen Sie sich mehr: mich zu töten oder den Moment der Erkenntnis?«

Sie befiehlt ihrem Zeigefinger abzudrücken.

Befiehlt es, befiehlt es, befiehlt es.

Aber er gehorcht nicht.

Holm nimmt die Waffe aus ihrer kraftlosen Hand. Aaron weint und krümmt sich auf dem kalten, dreckigen Boden, wie Niko sich in der Lagerhalle gekrümmt hat.

Holm lässt ihr Zeit. Aber nicht aus Rücksichtnahme. Er will, dass sie den Schmerz so lange wie möglich fühlt, den Schmerz, zu wissen,

dass er in einem fort die Wahrheit spricht und sie sich in einem fort belügt.

Erst als sie still ist, sagt er: »Alina lud Sie nach Moskau ein. Was ging in Ihnen vor? Waren Sie versucht, abzulehnen und Ihrem Vorgesetzten den Anruf zu verschweigen?«

Keine Sekunde.

Über Nacht saß Aaron BKA-Präsident Wolf, einem Oberst des russischen Geheimdienstes FSB und Agenten des FBI gegenüber. Plötzlich hing das Gelingen einer der größten internationalen Operationen von ihr ab. Sie war am Ziel aller Träume.

»Nein.« Um jedes Wort muss sie ringen. »Es war die Chance, auf die ich gewartet hatte.«

»Obwohl Sie wussten, dass es Ihren Tod bedeuten konnte.«

Sie erinnert sich: Am Ende dieser Besprechung bat Richard Wolf sie zu bleiben, während die anderen den Raum verließen. Er zündete sich bedächtig eine Zigarre an. »Frau Aaron, Sie sind noch sehr jung und haben einen bemerkenswerten Werdegang hingelegt. Aber die Typen von eben schließen bereits Wetten auf Ihren Kopf ab. Ich vermute, dass die Quote wenig schmeichelhaft für Sie ist. In Moskau werden so viele Leute vom FBI, dem FSB und von uns im Hintergrund sein, dass es Ihnen wie ein Betriebsausflug vorkommen könnte. Nur ist es keiner, sondern ein Himmelfahrtskommando. Vergessen Sie den Apparat. Sie werden auf sich allein gestellt sein. Ist Ihnen das klar?«

»Ja.«

Wolf sah sie prüfend an, dann reichte er ihr die Hand.

»Sie haben etwas Wichtiges ausgelassen«, sagt Holm.

Sie erinnert sich: Wolf gab ihre Hand nicht gleich frei. »An einem Namen wie Ihrem kann man zerbrechen. Meine Tochter hat dazu ihre eigene Meinung. Der Name darf nicht der Grund dafür sein, dass Sie gehen. Sind Sie sicher, dass dem nicht so ist?«

»Damit hat es nichts zu tun«, antwortete Aaron. Und wusste, dass Wolf ihr nicht glaubte.

»Ich warte«, sagt Holm.

»Ich wollte zeigen, wessen Tochter ich bin.«

»Das ist der erste wahre Satz, den ich in diesem Keller von Ihnen höre. Sehen Sie, noch gestern war das alles fort. Doch nun schenke

ich Ihnen Ihre Erinnerungen. Es werden nicht die letzten sein.« Er lässt den Satz kurz stehen wie einen Urteilsspruch. »Alina beachtete ich nicht. Sie war der Besitz eines Mannes aus dem mittleren Management der Nikulinskaja. Ein Plapperchen. Aber ihren Bruder kannte ich sehr wohl. Und Sie auch.«

Fjodor. Ein Mathematikgenie.

Er war der schönste und einsamste Mensch, den ich je sah.

Er hatte einen Algorithmus entwickelt, mit dem man den maximalen Profit von Rohstoffgeschäften berechnen konnte. Fjodor war für Nikulin unersetzlich. Er wusste viel von seinen Geschäften. Das meiste ekelte ihn an. Alina stellte ihn Aaron vor. Er mochte ihre traurigen Augen. Und sie mochte seine. Als sie dem Moskauer FBI-Residenten von Fjodor berichtete, verfiel er in Schnappatmung. »Ganz gleich, was dazu erforderlich ist: Bringen Sie ihn dazu, mit uns zu kooperieren.«

»Mein Vater herrschte über sein Reich wie ein Zar. Er war unantastbar. Bis Sie nach Moskau kamen und sich prostituierten, um ihm alles zu nehmen.«

»Eine Hure bin ich für Sie? Wie für Ihren Bruder? Ja, ich schlief mit Fjodor. Als er sehr traurig war. Und ich auch. Weil der Mann, der Alina als seinen Besitz betrachtete, ihr in der Nacht zuvor mit einem Tranchiermesser den Bauch bis zum Hals aufgeschlitzt hatte. Wegen irgendwelcher Drogen. Oder einem falschen Wort von ihr. Oder auch nur, weil es ihm gefiel. Darum hat Fjodor sich an mich geklammert und sich mir anvertraut. Aber sie war ja bloß ein Plapperchen.«

Eine Minute lang hört sie ihn atmen. Es klingt, als ob weit weg Kies von einem Kipper rutscht. Dann fragt er: »Haben Sie meinen Vater damals gesehen?«

Auch das weiß ich wieder.

»Ein Mal. Der Mann, der Alina besaß, war auf eine Geburtstagsfeier in den Petrowski-Palast eingeladen. Sie nahm mich mit, ihre deutsche Freundin mit der Platin-Kreditkarte, niemand hat mir misstraut. Frauen waren in der Nikulinskaja Staffage; man hat sie vorgezeigt wie ein protziges Auto oder eine brillantenbesetzte Uhr, aber das wissen Sie ja. Nikulin hat in einem anderen Saal Hof gehalten. Um ihn herum saßen seine Satrapen und langweilten ihn mit ihrem Eifer. Man kann den Stellenwert eines Mannes gut an der

Zahl seiner Speichellecker erkennen. Ich habe meinen Vater zu Staatsempfängen begleitet, auf denen Präsidenten weniger Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Als ich mich frischgemacht hatte, kam Nikulin mir auf dem Flur entgegen. Seine Schuhe waren blank wie Spiegel, der Blick interessiert. Wäre der FBI-Resident Zeuge gewesen, hätte er gesabbert. Aber ich sah in Nikulins Augen die Grausamkeiten, die Ihnen angeblich fremd sind. In das kalte Bett wäre ich nicht gestiegen. Alina wurde in dieser Nacht abgeschlachtet. Man brachte Fjodor in ein sicheres Haus des FSB. Er wollte nur von mir vernommen werden. Ich musste noch zwei Tage bleiben. Die längsten meines Lebens.«

»Sie wussten, dass mein Vater einen Preis auf Ihren Kopf ausgelobt hatte.«

»Ja. Wo waren Sie? Ich hatte ihm Fjodor weggenommen. War ich es nicht wert, dass sein Sohn mich tötete?«

»Ich war in Sankt Petersburg.«

»Das haben Sie sicher oft bereut.«

»Sie würden nicht glauben, wie oft.«

»Der in der Tiefgarage genügte mir. Ich habe nichts vermisst.«

»Sie wussten, dass er dort warten würde.«

»Ja.«

»Trotzdem gingen Sie hin.«

»Ich versetze ungern eine Verabredung.«

»Noch immer überheblich. Sie jagten ihm eine Kugel in den Schädel, obwohl er mit einem Bauchschuss wehrlos vor Ihnen kniete. Leugnen Sie es nicht, es steht in Ihren Aufzeichnungen. Wer war der Killer? Er oder Sie?«

»Haben Sie ihn gekannt? War er Ihr Freund?«

»Was sagten Sie?«

»Ob er ihr Freund war.«

Hörstörungen. Das nächste Symptom.

Holm lacht. Wieder löst sich ein Felsen über einer Schlucht. »Er wollte sich bei meinem Vater einschmeicheln und ihm Ihre Leiche wie eine Maus zu Füßen legen. Denken Sie, ich achte so jemanden? Er starb als Maus, zu Recht. Sie jedoch bewiesen im Aralsk mitnichten, dass Sie die Tochter Ihres Vaters sind. Nur, dass Sie feige waren.«

Zehn feige Dinge, die Aaron tat:
Barcelona

»Sie fragten, warum ich den Lehrer erschoss. Aus einem einzigen Grund: Weil es vollkommen sinnlos war. So wie das, was Sie in der Tiefgarage taten.«

»Sie sadistisches Dreckschwein! Nicht ich erhebe mich über Sie, Sie erheben sich über die ganze Welt! Einem Menschen, der Sie nur auf der Straße anrempelt, würden Sie das Herz herauschneiden und behaupten, er hätte es verdient! Sie haben kein einziges der Bücher verstanden, die Sie gelesen haben! Sie haben nicht einmal verstanden, dass es zwischen Ihnen und Ihrem Bruder nicht den geringsten Unterschied gibt!«

Sie ahnt es, wirft sich zur Seite. Doch der Knauf seiner Waffe trifft sie am Ohr. Ein Triebwerk zündet in ihrem Kopf und katapultiert sie mit Hyperlichtgeschwindigkeit durch ein Wurmloch aus Myriaden von Farben. Sie sieht Galaxien, die ein Wimpernschlag sind, Sonnen, die aus dem Staub sterbender Sterne entstehen und wieder verglühen, stürzt in die Gewitter von Spiralnebeln, in einen Schmerz, der ihre Augen aufsprengt.

Erst denkt sie, es wäre ihr eigenes Wimmern. Dann erkennt sie, dass es von jemand anderem stammt. Vera. Holm hat sie geknebelt, so wie zuvor Eva Askamp. Vera liegt zu seinen Füßen und würgt an ihrer Todesangst.

»Ich habe den gleichen Weg gewählt wie Sie. Den Weg der Ehre. Wer war mein Fürst?«

»Nikulín.«

»Ich zähle bis zehn. Wenn Sie nicht die richtige Antwort geben, töte ich die Frau. Eins.«

»Ihr Vater!« schreit sie.

»Zwei.«

»Die Furcht der anderen!«

»Drei.«

»Der Hass auf allen Besitz!«

»Vier.«

»Bitte! Ich will alle Fragen ehrlich beantworten!«

»Fünf.«

»Fjodor!«
»Sechs.«
»Ihr Bruder!«
»Sieben.«
»Wenn Sie das tun, hatte ich mit allem recht!«
»Acht.«
»Die Gewalt ist Ihr Fürst!«
»Neun.«

In Aarons Kopf tobt ein Sturm, der Holms Sätze wie Blätter vor sich herreibt: *Zeit, dass wir über Verlust reden. – Wie man einem geliebten Menschen die Augen schließt. – Es zu ertragen, an einem Grab zu stehen, ohne an der Frage zu verzweifeln, warum man nicht selbst dort liegt. – Kein Schmerz könnte so groß sein, dass er es wert wäre, ihn zu verbergen.*

»Ich warte.«
»Ihr Fürst war eine Frau.«

Sehr lange sind ihr Herzschlag und Holms Atmen und Veras Wimmern die einzigen Geräusche.

»Gut«, flüstert er endlich. »Wir machen eine Pause.«

Sascha hört, wie die Kellertür aufgeht. In der Diele sieht er seinen Bruder mit Aaron und der anderen. Sascha erkennt ihn kaum. Er scheint um zehn Jahre gealtert zu sein. Auf dem eingefallenen Gesicht seines Bruders liegt dicker grauer Schweiß. Die Augen kauern stumpf in den Höhlen. Selbst die Tätowierungen auf seinem nackten Oberkörper haben ihre Farbe verloren.

Sein Bruder wankt, stützt sich an der Wand ab, will ihn anschauen, aber der Blick rutscht weg.

»Ich brauche Aaron«, sagt Sascha.

Holm wartet, bis sein Bruder die beiden Frauen in die Küche geschoben hat, dann folgt er ihnen. Als er halbtot aus der Havel kroch, sich voranschleppte, in den Schnee fiel und nicht wusste, wie er wieder auf die Beine kam, war es leichter als jetzt.

»Geben Sie mir die Abteilung«, sagt Jetonauge.

Vera sitzt neben Aaron am Küchentisch. Sie gibt keinen Laut von sich, zittert nicht einmal. Das beunruhigt Aaron mehr als ein Weinen, ein Betteln, ein Schrei. Sie braucht die Frau. Irgendwo im Haus ist eine Waffe, von der sonst niemand weiß. Eine Waffe, von der alles abhängen kann. Eine Waffe, an die Aaron nicht herankommt. Solange sie nicht die Wahrheit über Barcelona kennt, darf Holm sich sicher fühlen. Das bewies er ihr. Danach ist Vera ihre einzige Hoffnung zu überleben. Aber wenn sie in diesem Zustand verharnt, wird Aaron nicht zu ihr durchdringen.

Seitlich von ihr steht Bosch. Sein Schweiß riecht wie geronnene Milch. Holm sitzt ihr gegenüber. Was wie leises Schnarchen klingt, ist sein Atem. Sein Kreislauf spielt verrückt. Vermutlich leidet er bereits unter Gleichgewichtsstörungen.

Jetonaug hat den Lautsprecher des Handys eingeschaltet.

Weil er im Raum ist.

Holm überlässt ihm die Verhandlung. Jetonaug könnte das Gespräch ohne ihn führen, nur wagt er es nicht. Er sieht, in welchem Zustand sein Bruder ist, wenngleich er dafür keine Erklärung haben wird. Noch nie war es einfacher, diesen zu töten, das auszukosten, wovon er schon mit acht Jahren träumte, als Holm blutend vor ihm lag. Aber Aaron weiß, dass Jetonauges Angst vor seinem Bruder erst mit dessen letztem Atemzug enden wird. Nein, selbst dann nicht.

»Demirci.«

»Was ist die Schlampe euch wert?«

»Von wem sprechen Sie?« Demircis Stimme hallt.

Das ist nicht die Einsatzzentrale.

Es könnte ein Bunker sein, ein Saal, eine Halle mit Beton- oder Steinboden, hoher Decke, kahlen Wänden.

Hangar. Sie haben meine Botschaft verstanden.

Die Erleichterung trägt Aaron wie ein Segelflugzeug über den Abgrund ihrer Verzweiflung.

»Von wem wohl«, sagt Jetonaugé.

»Sie haben fünf Millionen erhalten.«

»Na und?«

Demircis Stimme ist so entspannt, als gehe es um eine Pizzabestellung. Aaron weiß, welche Willensstärke es dazu braucht.

»Ich will mit Ihrem Bruder sprechen.«

»Du redest mit mir. Wenn's dir nicht passt, lege ich auf und schieße der Blindschleiche eine Kugel in den Kopf. Nein, besser: Ich verpasse ihr erst die Kugel, danach lege ich auf.«

»Beweisen Sie, dass sie lebt.«

»Bei einem falschen Wort von der Nutte steche ich der anderen Frau die Augen aus. Dann haben die sich was zu erzählen.«

»Es geht mir gut«, sagt Aaron. »Es gibt eine zweite Geisel.«

Demirci hat sie heute mehrmals verblüfft. Aber es war nichts gegen das hier: »Tut mir leid, ich habe einen Termin. Reden Sie mit Herrn Pavlik.«

Selbst Holm hält den Atem an.

»Hier bin ich«, sagt Pavlik. »Was wollen Sie?«

Allein seine Stimme zu hören! Aarons Segelflugzeug findet den Aufwind, steigt hoch in einen endlosen Himmel, über die Wolken, lässt den Abgrund weit unter sich.

»Tickt ihr noch richtig?« findet Jetonaugé wieder Worte.

»Sie müssen mit mir vorliebnehmen. Also?«

»Fünf Millionen. Gebraucht. Kleine Scheine.«

»Haben Sie das Geld schon ausgegeben? Hoffentlich für was Sinnvolles. Hirnoperation?« fragt Pavlik.

»Entweder ihr bezahlt, oder ihr habt morgen große Schlagzeilen: *Abteilung opfert blinde Heldin*. Wollt ihr das?«

»Sie wissen, dass wir Ihnen nicht nochmal fünf Millionen geben. Also strengen Sie Ihren Grips an. Nur Mut: Man kann auch aus wenig viel machen. Vorschlag: Sie rufen mich wieder an, wenn's was Neues gibt.«

Pavlik legt auf.

Sie stellt sich Jetonauges Gesicht vor. Erneut muss sie an den Jungen denken, der wütend unter dem Weihnachtsbaum hockt. Sie weiß, was Demirci und Pavlik bezwecken: Jetonauge soll glauben, dass ihr Leben sehr viel weniger wert ist, als er dachte, dass diese fünf Millionen der Schulkinder wegen bezahlt wurden, nicht für Aaron. Sie haben ihm klargemacht, dass er keineswegs aus einer Position der Stärke heraus verhandelt, und damit seine Hemmschwelle, ihr etwas anzutun, beträchtlich erhöht. Das ist nur auf den ersten Blick widersinnig. Sie ist alles, was Jetonauge hat. Wenn man reich war und plötzlich verarmt, lernt man das Wenige zu würdigen, das einem bleibt. Zu ihrer Zeit in der Abteilung wurde die Taktik bei Lösegeldforderungen mehrmals mit Erfolg angewandt. Das »Lissek-Manöver«.

Und einmal sind wir gescheitert.

Es ist riskant. Ihr wird kalt. Wenn man ihr Leben so gering achtet, wie unwichtig ist dann das von Vera?

Sie hat vor Augen, wie Jetonauge seinen Bruder ansieht.

Holm quält sich durch die Worte: »Du hast dich nie mit Ökonomie befasst. Sonst wüsstest du, dass das verbrannte Geld für den Berliner Senat keinen Verlust darstellt.« Seine Lunge rasselt. Er hält inne. Setzt neu an. »Als ob sie es nie bezahlt hätten. Es war Papier. Sie brauchen nur einen Beweis.« Wieder bricht er ab, sammelt sich. »Dafür hast du Frau Aaron. Es liegt bei dir, ob du dich weiter wie einen Schuljungen behandeln – lassen –«

Für das letzte Wort fehlt ihm die Kraft.

Bosch hat noch immer keinen Ton gesagt. Aber es riecht, als sei die saure Milch erhitzt worden.

Jetonauge tigert auf und ab, bleibt hinter Aaron stehen.

»Dann kann die hier auch weg«, blafft er.

Aaron weiß, dass er nicht sie, sondern Vera meint, dass er die Glock gezogen hat und Vera töten will, es braucht wie andere eine Kopfschmerztablette. Sie stößt sich mit dem Knie an der Tischkante ab und kippt mit dem Stuhl um. Gleichzeitig reißt sie ihr linkes Bein steil hoch und trifft Jetonauge am Kopf. Sie fühlt einen stechenden Schmerz im Fußrist. Aaron will sich aufrichten, schafft es aber nicht rechtzeitig, um Jetonauges Tritt gegen ihr Kinn auszuweichen. Er packt sie am Hals, würgt sie. Ihre gefesselten Hände umschließen

seinen Nacken. Mit einem Ruck zieht sie die Arme nach unten und spürt, wie er sich überschlägt. Aaron stranguliert ihn mit dem Kabelbinder, stemmt ihr Knie gegen seinen Hals.

Und lässt abrupt los. Der Lauf der Glock 33 drückt auf ihre Drosselgrube. »Hab's mir anders vorgestellt«, quetscht Jetonaue unter ihrem Knie hervor. »Aber schieß drauf.«

Der Schuss fällt.

Holm hat gefeuert. Aaron hört die Glock auf den Boden poltern. Will danach tasten, ist mit den Fingerspitzen dran, doch die Waffe schliddert über die Fliesen, weil Bosch sie wegritt.

Jetonaue heult auf wie ein Tier.

In der Stimme seines Bruders liegt eine letzte Anstrengung. »Du hast drei Möglichkeiten: Über den Kratzer zu jammern. Die Glock zu nehmen und zu versuchen, mich zu töten. Oder die Abteilung anzurufen. Jede ist mir recht.«

Aaron zieht einen Zahn von Jetonaue aus ihrem Fuß. Sie richtet sich auf, stellt sich schützend vor Vera, geht, Jetonaue zugewandt, in Angriffsposition. Ihre Beine wollen nachgeben. Hinterm Haus schlägt ein Gatter im Wind. Einmal, zweimal, dreimal. Sonst nichts.

Jetonaue richtet sich auf. Stöhnt. Nimmt das Handy. »Geben Sie mir die Abteilung.«

Wieder nur das Gatter. Aaron denkt an Pavlik und weiß, wie schwer es ihm fallen muss, Jetonaue zappeln zu lassen. Endlich meldet er sich. »Ich bin ganz Ohr.«

»Die fünf Millionen sind verbrannt.«

»War Ihnen kalt?«

»Ich kann's beweisen.«

»Haben Sie's auf Video?«

Aaron erhält einen Stoß. »Sag's ihm, Dreckstück.«

»Es stimmt. Ich war dabei.«

»Sie halten eine Waffe an ihren Kopf. Das ist kein Beweis.«

»Ich schmeiß ihre Leiche irgendwo aus dem Auto. Die Asche, die vom Geld übrig ist, findet ihr bei der Obduktion. Ich werde die Nutte zwingen, sie zu fressen. Dann habt ihr euren Beweis.«

»Lassen Sie uns mal rechnen. Heute Morgen hatte Ihr Bruder dreißig Geiseln, für die wir fünf Millionen bezahlt haben. Jetzt haben Sie noch zwei. Laut Adam Riese macht das, Sekunde,

dreihundertdreiunddreißigtausend. Ich will nicht so sein und runde nach oben ab. Dreihundertfünfzig, unter Freunden.«

»Du hast zehn Sekunden, bis ich auflege.«

»Ich bin ein guter Mensch«, murmelt Pavlik. »Eine Million. Das ist nicht verhandelbar. Tun Sie's oder lassen Sie's.«

Vera schluchzt auf. Seltsamerweise beruhigt es Aaron.

Jetonauge lässt vier Gatterschläge verstreichen.

»Ihr habt zwei Stunden, um das Geld zu beschaffen.«

»Und dann?«

»Wir setzen die beiden irgendwo aus.«

»Na klar. Und draußen lacht die Sonne.«

»Zwei Stunden.« Jetonauge drückt das Gespräch weg.

Erst jetzt merkt Aaron, dass sie sich die Lippe aufgebissen hat.

Im Hangar fühlt Demirci die Augen der Männer auf sich. Sie friert in ihrem gefütterten Mantel. Weiß: Alle erwarten, dass sie Innensenator Svoboda anruft. Stattdessen wendet sie sich dem Bildschirm zu, auf dem die Berliner Einsatzzentrale zu sehen ist. »Herr Majowski, wie viel Falschgeld haben wir momentan in der Asservatenkammer?«

»Rund zwei Millionen Euro.«

»Lassen Sie eine Million mit einem Peilsender in eine Tasche packen. Frau Delmonte und Herr Büker sollen sich für die Übergabe bereithalten.«

Majowski kriegt kein Wort heraus.

»Haben wir eine Tonstörung?«

»Nein«, fasst er sich.

Demirci vermeidet den Blickkontakt mit den anderen und geht mit schnellen Schritten nach hinten. Sie öffnet die Tür zu einem schmalen Gang. Schließt sie. Setzt sich auf den Boden, lehnt den Kopf an die Wand. Minuten vergehen. Pavlik kommt. Er hockt sich Demirci gegenüber und hält ihr seine Zigarettenschachtel hin. Sie rauchen schweigend bis auf den Filter.

Dann sagt Demirci: »Zwischen Jenny Aaron und Svoboda ist eine Rechnung offen. Heute hat sie ihn daran erinnert. Er wird kein weiteres Geld bewilligen. Wenn sie tot ist, atmet er durch.«

»Machen Sie sich darüber keine Gedanken. Ihr Leben hängt nicht an einer Million oder einer Milliarde. Sascha entscheidet nicht

darüber, und seinem Bruder war das Geld von Anfang an egal. Ich hätte auch sagen können: ›Leck mich am Arsch.«

»Verbrannt. Wie?«

»Entweder Aaron war es oder Holm. Das würde zu ihm passen. Zu demonstrieren, dass er mit allem abgeschlossen hat.«

»Sie denken, er will sterben?« horcht Demirci auf.

»Dreißig Jahre bleibt er unsichtbar. Aber plötzlich schenkt er uns seine Fingerabdrücke. Warum wohl?«

»Und der Charter für drei?«

»Um Bosch zu beruhigen. Holm hatte nie vor, in dieses Flugzeug zu steigen.«

»Oder Finow war bloß ein Ablenkungsmanöver. Sie könnten längst außer Landes sein.«

»Nein. Sie waren in Freienhagen. Das ist abseits der Autobahn, auf dem Weg hierher. Der Flugplatz bleibt eine Option für Sascha und Bosch. Holm lässt sie machen. Ihn interessiert allein Aaron. Wenn er seine Rache hatte, bringt er sich um.«

»Warum sollte er?«

»Seine Anspielungen auf den Bushidō. Erst dachte ich, er redet nur von ihr. Jetzt nicht mehr. Er lebt danach wie sie. Jedenfalls bildet er es sich ein, auch wenn das krank ist.« Pavlik friemelt eine Zigarette aus der Schachtel. Rollt sie zwischen den Fingern. Schiebt sie wieder rein. »Ich glaube, ich weiß, was in dem Futteral ist, das er bei sich trug.«

Demirci schaut ihn fragend an.

»Ein Seppuku-Dolch.«

Sie muss die Hände in die Manteltaschen stecken, so kalt sind sie. »Welche Gründe gab es für die Samurai dafür? Kennen Sie sich damit aus?«

»Das bisschen, was Aaron mir erzählt hat. Verstoß gegen den Kodex, Gesichtsverlust, dem Fürsten Ehre erweisen. Bestimmt gibt es noch mehr.«

»Diesen Gesetzen folgt sie?«

»Ich habe nie wirklich versucht, es zu verstehen.«

»Dann hatte André in ihren Augen also den Tod verdient.«

Pavlik nickt ins Leere.

»Auch in Ihren?«

»Nein. Es war bloß Geld.«

»Kvist hat das offensichtlich anders gesehen.«

»Er hat ihn in Notwehr erschossen.«

»Ich habe den Bericht der Internen gelesen. Man hatte durchaus Zweifel. Es war ein Freispruch zweiter Klasse.«

»André starb nur aus einem Grund«, brüllt er sie an. »Weil ich feige war und Kvist nicht!«

»Ich kannte Ihren Zwillingsbruder«, sagt Demirci. »Auf den ersten Blick sind Sie beide kaum auseinanderzuhalten. Wir hatten keinen guten Start, aber dann wurde er eine große Stütze für mich und mein wichtigster Ratgeber. Selbstmitleid war ihm fremd. Sollten Sie ihn irgendwann wiedersehen, sagen Sie ihm, dass er mir fehlt.«

»Er kann mich mal.«

Sie messen einander mit Blicken.

Nowak reißt die Tür auf. »Das solltet ihr euch anhören.«

Sie folgen ihm in den Hangar. Bild und Ton der Videoübertragung sind asynchron, Majowskis Stimme folgt seinen Lippen mit Verzögerung. In den Satzpausen wirkt es, als würde er die letzten Worte wiederholen, könne es nicht glauben. »Mertsch und Stemmler hatten Kvist vor dreißig Minuten übernommen. Am Bahnübergang Buckower Chaussee hat er die S-Bahn abgepasst. Er ist mit Vollgas auf die andere Seite, direkt vor dem Zug. Sie konnten nicht hinterher. Sein Auto haben sie eben in der Fritz-Erler-Allee gefunden. Das Handy lag drin.«

»Sie haben Kvist verloren?«

»Ja.«

Demirci sieht Pavlik an. Von seinem Gesicht springt etwas ab wie von einem Stein unter einem Hammerschlag.

Bis eben hat Vera geweint. Aaron konnte in der engen Kammer nicht mehr tun, als ihren Kopf gegen den der Frau zu lehnen, zu spüren, wie sie um jeden Atemzug rang, stocksteif an ihren Tränen schluckte. Jetzt ist Vera so leer, dass sie nur Schleim würgt.

»Wo ist der Revolver?« flüstert Aaron.

Keine Antwort.

»Im Schlafzimmer?«

Vera will neue Tränen herauspressen, doch es reicht bloß zu einem langgezogenen Klagelaut.

»Ich würde mir gern das Haus vorstellen. Helfen Sie mir?«

Schweigen.

»Machen Sie eine Führung mit mir. Das schaffen Sie doch.«

»Vielleicht«, haucht Vera.

»Wie viele Zimmer gibt es im Erdgeschoss?«

Vera denkt nach. »Küche – Gästetoilette – Esszimmer – die gute Stube – die Kammer hier – Büro – Jagdraum.« Sie braucht für die Aufzählung so lange, dass der biblische Aaron das Goldene Kalb gießen könnte.

»Jetzt stellen Sie sich bitte die Schritte vor, die Sie brauchen. Ein ganz normaler Gang durchs Haus, ohne Eile.« Jeder Schritt ein halber Meter. »Wir starten in der Küche, weil ich die kenne. Wo komme ich als Nächstes hin?«

»In den Flur.«

»Und dann?«

»Zur Gästetoilette – ich glaube, neun Schritte. Ja, neun.«

»Weiter.«

»Von da geht man ins Esszimmer. Das ist ein langer Flur. Warten Sie – ganz genau kann ich's nicht sagen, es ist schwer, wenn man sich's bloß vorstellt. Aber wenn ich mich festlegen müsste: zwanzig Schritte.« Veras Stimme wird fester, nimmt Fahrt auf. Die Aufgabe, die Aaron ihr stellt, hilft ihr, an etwas anderes zu denken als an die Verabschiedung von ihrem Mann heute Morgen, ungut, ohne Kuss, bloß wegen seiner gammeligen Lieblingshose, die sie heimlich entsorgt hat. »Links macht der Flur einen Knick. Dort ist die Kammer. Zwölf. Noch ein Stück, dann kommt man rechts in die gute Stube. Neun – nein, eher acht. Geht aber auch übers Esszimmer.«

»Sie machen das prima. Wir betreten das Esszimmer durch den Flur. Wie viele Schritte sind es zur guten Stube?«

»Augenblick – zehn, würde ich sagen. Nach links.«

»Steht irgendwas im Weg?«

»Nein. Das heißt, dort liegt ein Bärenfell mit Kopf.« Vera erzählt immer lebendiger. »Da ist Klaus sehr stolz drauf, den hat er in Kanada geschossen. Ich bin mal dran hängen geblieben – und zack,

war der Kiefer durch. Hab ich mit Pattex geklebt, hat Klaus nie gemerkt. Am besten, man hält sich an der Wand.«

»Ein Grizzly?«

»Nein, Braunbär.«

»Wo ist der Revolver?«

Aaron spürt, dass Vera sofort versteift, und redet drüber weg.

»Wir sind jetzt in der guten Stube. Wie ist sie eingerichtet?«

Neben ihr ist es still.

»Sie haben doch bestimmt schöne Möbel.«

Vera ringt sich zu einer Antwort durch. »Biedermeier.«

»Sitzgruppe?«

»Sofa und zwei Sessel. Fernseher. Links der große Schrank. Vom Esszimmer aus stoßen Sie direkt auf die Terrassentür.«

»Wie groß ist der Raum? In Schritten.«

Vera geht ihn in Gedanken ab. »Ziemlich groß. Zwölf bis zur Terrassentür, vierzehn in die andere Richtung.«

»Wo ist das Büro?«

»Hinter dem Jagdraum. Ach ja, die Tür ist auch auf dem Flur, hab ich vergessen, 'tschuldigung.« Veras Stimme verirrt sich in einem leeren Tränenkanal. »Und zum Keller geht's von dort.«

»Wie viele Schritte sind es von der Küche zum Büro?«

»Augenblick, ich muss wieder von vorn anfangen, ich komm ganz durcheinander.«

Aaron drängt sie nicht.

»Zwölf. Rechts. Davor ist die Diele mit der Haustür. Und die Treppe. Sieben, schätze ich.«

Den Weg ins Haus über die Diele in die Küche kennt Aaron, so wie den zur Kammer und zum Keller. Vera vertat sich jeweils nur um einen Schritt. Aber ein Schritt kann für Aaron den Unterschied zwischen Leben und Tod ausmachen. »Ich will noch einmal in die gute Stube. Dort ist ein Schrank, sagen Sie. Und die übrigen Möbel?«

»Eine Anrichte und eine Kommode.«

»An welcher Wand?«

»Rechts. Also nicht, wo die Kommode ist. Das andere Rechts.«

»Teppiche?«

»Velours.«

»Wo ist der Revolver?«

»Die kriegen ihr Geld. Die lassen uns frei. Haben Sie gehört.«

»Er lügt.«

»Woher wollen Sie das wissen? Wenn Sie weiter nach dem Revolver fragen, sag ich gar nichts mehr.«

»Wir gehen ins Büro. Was steht dort?«

Vera denkt, dass ihr Mann beim Wegfahren nicht nochmal gehupt hat wie sonst. Und nicht gewinkt.

»Doch bestimmt ein Schreibtisch?«

»Rechts vorm Fenster«, antwortet sie mechanisch. »Aktenregal. Linoleum. Einfach durch zum Jagdraum. Acht. Dort hängen die Geweihe. Alles grün, muss man mögen. In der Mitte ist ein großer Tisch für die Jäger. Und ein schöner Teppich. Es gibt eine Zapfanlage und den Waffenschränk.«

»Wo ist der Revolver?«

Ein kleines Tier flieht ins Dickicht, Wildkatze oder Waschbär. Es hinterlässt ein aufgeregtes Zickzack im Schnee, das auf dem Display der Infrarotbrille grün flimmert. Kristalle stäuben aus den Bäumen. Der Wind kommt mit dem Mondlicht von Osten, knapp fünfzig Stundenkilometer. Dem Ruf eines Kauzes folgt der eines Eichelhähers, der den anderen Vogel nachmacht, fast echt klingt, ihn jedoch verspottet.

Während er durchs Gehölz schleicht, lauscht er dem Duell, das der Kauz verlieren wird. Er trägt einen Ghillie, hat die Kapuze des zotteligen weißen Tarnanzugs so tief über den Kopf gestülpt, dass er die Umgebung bloß durch Schlitze sieht. Seine Schritte sind langsam, aber flüssig. Zuerst setzt er die Außenseite der Füße auf, rollt ab, um keinerlei Geräusche durch brechende Zweige zu verursachen. Auf diese Weise hat er in der letzten Stunde einen Kilometer zurückgelegt, die Solarpaneele hinter sich gelassen und endlich den Hügel erklommen, wo die Fords unter den zugeschnitten Netzen stehen.

Die letzten Meter kriecht er, schmiegt sich an den Boden, schiebt sich mit einem Bein voran. Den Kopf hat er zur Seite geneigt, seine Wange berührt den Schnee. Vor jeder Bewegung tasten die Hände den Untergrund ab und räumen alles, was einen Laut machen könnte, selbst den geringsten, sachte beiseite. So kommt er Zentimeter für Zentimeter voran, braucht für das kurze Stück bis zur Kuppe vier Minuten. Das Gewehr schleift er mit, hat den Riemen zwischen Zeigefinger und Daumen. Die Mündung des Barrett light fifty schützt ein Kondom, damit sich kein Schnee darin verfängt.

Pavlik nimmt die Infrarotbrille ab. Er zieht die weiße Isomatte unter dem Ghillie hervor und schlängelt sich darauf. Als er vor Stunden mit Kemper hier war, sah er den Feldstein, der ihm als

Auflage für das Light Fifty dienen wird. Er montiert den Schalldämpfer und streift das Kondom darüber, um zu verhindern, dass sich Kondenswasser darin sammelt. Den Lauf umwickelt er locker mit einer Mullbinde. Durch das Nachtvisier fokussiert er den Hügel auf der anderen Seite der Start- und Landebahn, die Lichtung dort. Wegen des Panoramablicks über den Flugplatz ist sie im Sommer ein beliebter Ort für Picknicks. Ein Schild fordert dazu auf, Hunde an der Leine zu halten. Er kann den Text gut lesen, geschätzte elfhundert Meter. Aber er will sichergehen. Der Entfernungsmesser sagt: eintausendeinundneunzig.

Die Fragen waren einfach: Was würde er tun, wenn er in Finow eine Maschine gechartert hätte und ausschließen wollte, dass die Abteilung davon weiß? Einer wird den Flugplatz auskundschaften. Wer? Ganz bestimmt nicht Holm. Sascha wäre unwahrscheinlich. Bosch. Er ist am entbehrlichsten, außerdem kennt der sich mit Flugplätzen aus. Wann? Nicht vor ein Uhr nachts. Wo? Vom Ort mit der besten Sicht aus.

Pavlik hatte erwogen, sich dort drüben auf die Lauer zu legen. Aber ein Schusswechsel wäre ein beträchtliches Risiko. Er muss Bosch lebend bekommen, nur so kann er ihn zwingen, das Versteck zu verraten. Deshalb fasste er einen anderen Plan; dazu braucht er das Light Fifty mit Schalldämpfer, für das Mauser ist die Entfernung zu groß.

Seine Augen hatten sich auf die Infrarotbrille eingestellt und müssen sich erst wieder an die Dunkelheit gewöhnen. Er weiß, dass es dreißig Minuten dauert, bis die Anpassung vollzogen ist. Pavlik fixiert das Zielfenster bewusst nur peripher; stimuliert so die Fotorezeptoren am Rand der Netzhaut, die für die Nachtsicht zuständig sind.

»Fürchte die Dämmerung, nicht die Nacht.« Die alte Scharfschützenweisheit ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen.

Als er den Hügel erklomm, hörte es auf zu schneien. Aber noch immer treiben bräsig Wolken am Himmel und können jederzeit wieder aufbrechen. Der Schnee, auf dem er liegt, der Schnee, der alles bedeckt, ist sein Freund, denn er leuchtet die Nacht aus. Pavlik nimmt diesen guten Schnee in den Mund, um seinen Atem abzukühlen, sich nicht durch ihn zu verraten. Der andere Schnee

jedoch, der aus den Wolken, ist sein Feind, stiehlt ihm die Sicht, spielt launisch mit den Geschossen. Ansonsten macht der Wind ihm größeren Kummer. Er kann Geschwindigkeit und Richtung auf höchstens fünfzig Meter bestimmen, die Bedingungen drüben kennt er nicht wirklich. An den Baumwipfeln, die sich am Rand der Lichtung sanft biegen, lässt sich zu wenig ablesen; schon eine Abweichung von fünf Stundenkilometern verändert die Ballistik eines Projektils.

Ohne dass er sich dessen bewusst ist, spielt seine linke Hand unter dem Ghillie mit der Patronenhülse, die Helmchen ihm schenkte. Achtzehn Jahre. Jede Stunde davon steckt ihm in den Knochen. Er weiß, dass er sich irgendwie wach halten muss.

Bevor er aufbrach, rief er Sandra an. Wie oft er ihr dankbar war, dass sie ihm bei solchen Telefonaten nie zeigt, in welcher Sorge sie ist, ihn mit nichts zusätzlich beunruhigen will. Statt ihn mit Fragen zu löchern, erzählte sie von der Kleinen, dass sie nimmersatt getrunken hatte, schlummerte, wie süß sie aussah, den Lieblingszeh in der Hand. *Ihr* Name fiel kein einziges Mal. Warum auch? Sandra weiß, dass er sein Leben für Aaron geben würde. Darüber brauchen sie kein Wort zu verlieren. Sollte es geschehen, wird sie eine Nacht nur schreien. Aber dann wird sie Aaron in die Arme schließen und mit ihr zusammen trauern.

Einen anderen Namen sprach seine Frau sehr wohl aus. Sie sagte etwas, über das er noch Minuten nachsann, auf den Betonboden gekauert, die Augen geschlossen, rauchend.

»Als er aus Barcelona zurückkam, hast du ihn zu uns eingeladen. Du warst im Keller Bier holen, ich war kurz mit ihm allein. Er konnte mich keine Sekunde ansehen.«

Pavlik erinnert sich an diesen Abend. Sandra ging früh zu Bett. Sie nahm eine Tablette, um einschlafen zu können, wie sie es ein halbes Jahr lang tat. Er saß mit Kvist im verschneiten Garten auf der Hollywoodschaukel. Sie leerten einen Kasten Beck's und öffneten die Mündernur zum Trinken. Irgendwann stand Kvist auf, um zur Toilette zu gehen, wie Pavlik meinte. Doch als er zehn Minuten später nachsah, war er verschwunden.

Immer hatten sie sich mit denselben Worten verabschiedet.

Bis dann, Don Pavlik.

Bis dann, Don Kvist.

Dieses Mal nicht.

Er umschließt die Patrone mit der Faust. Wie viele Nächte vergehen in achtzehn Jahren? Die eine, letzte, wird entscheiden, ob alles andere richtig war oder umsonst. Ob er sein Leben geben oder es dem Mann, der sein bester Freund war, nehmen muss.

Der schwarze Fleck, der vor dem rechten Auge zu tanzen beginnt, ermahnt ihn, es für Sekunden zu schließen, weil es überanstrengt ist. So schnell schon. Sandra erneut anzurufen wäre sinnlos. Pavliks Aufmerksamkeit würde nachlassen; er würde traurig werden, denn in solchen Stunden fragt er sich, ob er vielleicht zum letzten Mal ihre Stimme hört. Ohne es sich vorzunehmen, beendet er diese Telefonate immer mit einem Wort, das zum Abschied taugt, einem Satz, an den Sandra später zurückdenken könnte, um Trost darin zu finden. Vorhin war es: »Gib Jenny einen Kuss von mir und flüstere ihr zu, dass sie ihren Vater sehr glücklich macht.«

Sie weiß das. Aber darüber haben sie nie gesprochen.

Er bindet sich den Mundschutz des Ghillies um, stöpselt den Ohrknopf des Handys ein und ruft Demirci an.

Sie nimmt sofort ab. »Ja?«

»Erzählen Sie mir irgendwas«, flüstert er. »Stellen Sie eine Frage, über die ich grübeln muss. Oder bringen Sie mich zum Quatschen.« Er achtet darauf, die Stimme um zwei Terzen abzusenken, die Vokale abzuschleifen, Zischlaute zu lispeln.

Quadssen.

»Moment.«

Eine Tür wird geöffnet – geschlossen. Er weiß, dass sie jetzt im Gang ist, ungestört. »Was dachten Sie, als Sie hörten, dass Sie eine Chefin kriegen?«

Er lacht lautlos. »Ich hab zu Lissek gesagt: »Der war gut. Hast du noch so einen?««

»Zu wenig Testosteron?«

»Unsinn. Aaron war bei uns. Und die hat die dicksten Eier außerhalb einer Straußenfarm. Ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen.«

»Was war es dann?«

»Die Hälfte Ihres Jobs ist Politik. Daran kann unser Arsch hängen. Diese Typen in Nadelstreifen sind größere Machos als wir alle. Na ja, vielleicht nicht größere, aber andere. Ich war mir nicht sicher, ob Sie ernst genommen werden und uns den Rücken freihalten können. Aber das hat sich ja heute geklärt.«

»Besonders viel haben Sie trotzdem nicht von mir gehalten.«

»Ich weiß, dass Sie das denken, aber Sie irren sich. Bevor Sie kamen, habe ich mich über Sie schlaugemacht. Ein Kumpel von mir, Jan Pieper, große Nummer beim BKA, wusste was über Ihre Zeit in Dortmund. Abdul Öymen.«

»Was hat er Ihnen erzählt?«

»Öymen hatte das Schutzgeldgeschäft im gesamten Ruhrgebiet unter sich. Sie haben in dreizehn Mordfällen gegen ihn ermittelt; Frauen und Kinder zählten zu den Opfern, aber Sie konnten ihm nichts beweisen. Eines Abends sind Sie allein in sein Stammlokal spaziert, wo er mit acht Männern tafelte, und sagten ihm vor allen Gästen, sicher in ganz feinem Türkisch, dass er ein feiges Schwein ist und sein Schwanz in eine Streichholzschachtel passt. Öymen ist Ihnen auf die Straße gefolgt. Er wollte Sie schlagen. Das SEK, das Sie mitgebracht hatten, setzte ihn wegen versuchter Körperverletzung vorläufig fest. Sie haben ihn nicht mal vernommen. Aber in derselben Nacht ließen Sie durch V-Männer in der Szene streuen, dass er gegen seine eigenen Leute ausgesagt hätte. Sein Anwalt hat ihn am nächsten Morgen wieder freibekommen. Sechs Stunden später trieb Öymens Leiche mit einem Genickschuss in der Ruhr. Dortmund soll heute ein ruhiges Plätzchen sein.«

»Man hat Ihnen was völlig Falsches erzählt.«

»Ach.«

»Ja. Ich sagte ihm, dass man seinen Schwanz in einen Fingerhut stecken könnte, und immer noch genug Platz für sein Gehirn sei.«

»Ich dachte, Sie wären eine Dame.«

»Ich dachte, Sie würden mich nicht daran erinnern.«

»Kann man Sie für Partys buchen?«

Jetzt ist es Demirci, die leise lacht.

»Ich mag das«, murmelt Pavlik.

»Was?«

»Wenn Sie lachen. Machen Sie das öfter.«

»Ich mag, wenn Sie lispeln.«
 »Dabei war iss auf einer Ssprachssule.«
 Ihre Tonlage verändert sich. »Das mit Ihrem Zwillingbruder tut mir leid.«
 »Schon gut. Ich kann den Jammerlappen auch nicht leiden.«
 »Dass Kvist abgetaucht ist, beweist nichts.«
 »Werden Sie nicht kitschig.«
 Er hört eine Stimme im Hintergrund. Nowak.
 »Sekunde«, sagt Demirci. Sie deckt das Handy ab. Der Schnee schmilzt in Pavliks Mund. Dann ist sie wieder dran. »Sascha hat die Übergabemodalitäten genannt. Regionalexpress Berlin–Angermünde. Abfahrt in siebenundfünfzig Minuten. Er wird durchgeben, wann und wo die Tasche aus dem Zug geworfen werden soll.«
 »Führt die Strecke an Finow vorbei?«
 »Weiß ich noch nicht. Ich melde mich.«

Sie sind jetzt gedanklich viermal durchs Haus gegangen. Sämtliche Schritte im Erdgeschoss und im ersten Stock, dreizehn Stufen, Stein, nach acht ein Rechtsknick. Sie führen zu dem Schlaf- und dem Gästezimmer, zu Veras Zimmer, ihrem Refugium, in dem sie gern sitzt und liest, Schauspieler-Biografien, zu einem Bügelraum. Das Dachgeschoss ist nicht ausgebaut. Aaron weiß, wo welche Lampen stehen oder hängen, kennt die Einrichtung, die Bodenbeläge, die Tapeten, die Farbe der Gardinen. Stände die Kammertür offen, könnte sie losrennen und vermutlich jeden Raum, jedes Möbelstück erreichen, ohne häufiger als ein, zwei Mal irgendwo anzustoßen.

Aber wo der Revolver ist, hat Vera noch nicht verraten.

Es gibt eine zweite Kammer, Aarons innere. In der dachte sie nach. Sie würde die Waffe irgendwo verstecken, wo sie im Notfall sofort drankäme. Ein Einbrecher, nachts. Deshalb hat sie sich längst auf das Schlafzimmer festgelegt. Es kommt nur die Seite von Veras Mann infrage. Gleich links von der Tür. Aber: unter dem Bett oder im Nachttisch? Das macht einen gewaltigen Unterschied; Aaron wird im Bruchteil einer Sekunde entscheiden müssen, wohin sie greift.

Ein Auto fährt vom Hof. Kräftiger Motor, nicht hoctourig. »Wie viele Autos haben Sie?« flüstert sie.

»Drei. Meinen Flitzer, Mazda, ich hab's gern flott, unseren Lieferwagen und den Jeep von Klaus.«

Der Transporter, mit dem wir kamen.

Oder der Lieferwagen.

»Aber mit dem Jeep ist Klaus weg.« Vera findet ein paar vergessene Tränen. »Wenn Sie seine Gammelhose gesehen hätten. 'tschuldigung. Was er damit alles gemacht hat. Wild zerlegen, Stall ausmisten, zum Luderplatz fahren. Genauso sah sie auch aus. Sogar am Abendbrottisch trug er die. Und wie die gemüffelt hat. Die hätten Sie doch genauso weggeschmissen, oder?«

»Hatte er sie auch an, wenn er den Revolver gereinigt hat? Den in seiner Nachttischschublade?«

An Veras Zucken, ihrem vergeblichen Versuch, in der Enge von Aaron wegzurücken, dem abrupt rasenden Atem der Frau, erkennt sie, dass sie ins Schwarze getroffen hat.

»Alles ist gut. Sie müssen keine Angst haben.«

»Bitte tun Sie das nicht«, fleht Vera.

Aaron will sie beruhigen, ihr versichern, dass sie nicht von ihr verlangen wird, die Waffe zu holen, doch die Kammertür wird leise geöffnet. Jetonauges Geruch steigt ihr in die Nase. Sie ahnt eine blitzschnelle Bewegung. Vera seufzt auf. Die Tür wird ebenso leise wieder zugedrückt und abgeschlossen.

»Vera?«

Kein Laut.

Aarons Stimme verliert sich im Rachen. »Vera? – Vera, bitte sagen Sie was.«

Zitternd suchen ihre gefesselten Hände den leblosen Körper neben sich. Veras Brustkorb ist klatschnass.

Aaron riecht das Blut. Sie schreit und schreit und schreit.

Er träumte, dass Sascha vier war und sich einen Spielzeugbagger zu Weihnachten gewünscht hatte, aber bloß Schuhe und Malstifte und einen Block bekam. Er träumte, dass der Mann, der sich einst Vater nannte, Sascha zwei Tage nach Weihnachten zum ersten Mal die Treppe hinunterschob. Als der Mann, der sich einst Vater nannte, jedoch die Tür öffnete, stand er dahinter, der, den der Mann Sohn nannte, der, den der Mann den Gebrauch einer Kettensäge gelehrt

hatte. Er schnitt den, der sich einst Vater nannte, in der Mitte entzwei. Die beiden Teile fielen rechts und links zu Boden, und dort war ein Bach, der sie fortspülte. Er drückte seinen Bruder an sich, hörte ihn sagen: »Ich hatte keine Angst, weil ich wusste, dass du mich beschützen wirst.« Er träumte, dass sie mit der Mutter in die Stadt fuhren und sie Sascha drei Kugeln Eis kaufte und ihm ein neues Hemd. Dass sie zuhause etwas mit Ketchup aßen, eine Krähe ans Fenster pickte.

Er träumte, dass sein Bruder ihn im Schlaf betrachtete.

Dass Aaron ihm im Fluss einen Finger zwischen die Rippen stieß und er sich auf dem Boden neben der Kammer ausruhen musste, bis die Vergiftete Hand ihn losließ.

Jetzt.

Dass Aaron schrie.

Er erwacht, öffnet jedoch die Augen noch nicht. Er richtet sich auf, hört Aarons Schluchzen hinter der Kammertür, weiß, was sein Bruder getan hat.

Holm dehnt die Muskeln, spürt, wie sie ihm gehorchen, fließen, die Tätowierungen ausfüllen.

Er geht in die Küche. Sascha sitzt am Tisch, raucht. Holm sieht, dass sein Bruder jeden Zug genießt. Fünf Minuten, vielleicht zehn wird es vorhalten. Sascha blickt nicht auf. Holm ist mit drei Schritten bei ihm, die wie ein einziger sind. Er schlägt Saschas Kopf so hart auf die Tischplatte, dass Blutschlieren zurückbleiben, als er seinen Bruder an den Haaren hochreißt und in die Ecke wirft. Ehe Sascha nach der Glock greifen kann, kniet Holm neben ihm, hat die Remington in der Hand und zwingt ihn, den Mund zu öffnen. Er schiebt den Lauf der Waffe hinein, bis Sascha würgt.

»Es wäre besser gewesen, unser Vater hätte dich damals umgebracht, damit du mich nie an meine Schuld hättest erinnern können. Ich begleiche die Schuld jetzt, indem ich dir gestatte, dieses Haus lebend zu verlassen. Hol dir dein Geld. Solltest du zurückkommen, werde ich für dich einen der Tode wählen, die ich mir für Aaron ausdachte und verwarf.«

Er zieht die Remington ganz langsam aus dem Mund seines Bruders. Seine Augen sind zwei bodenlose Brunnenschächte.

Sascha kommt irgendwie hoch. Er weicht vor dem Blick seines Bruders zurück wie ein Hund vor einem Stock. Die Haustür fällt ins Schloss. Holm steht still, in einer anderen Zeit, bis er hört, dass Sascha mit dem Mazda wegfährt.

Er geht zur Kammer und öffnet sie.

Aaron fliegt ihm entgegen.

Er pendelt ihre Doppelhandkante mühelos aus, lässt seine Fäuste in ihre Nieren krachen, packt sie und schmeißt sie zurück in die Kammer. Sie liegt neben der toten Frau, Holm sieht ihre Tränen.

Er hockt sich im Flur hin. Seine Gedanken sind so klar und ruhig wie das Meer nach einem Sturm. Also spricht er: »Der siebten Tugend folge ich, indem ich über den Tod hinaus treu bin. Die sechste Tugend achte ich, indem ich bis zuletzt ehrenhaft handeln werde. Die fünfte Tugend gebietet, die Wahrheit zu sagen. Auch das tat ich immer. Der vierten Tugend gemäß nenne ich Sie ›Frau Aaron‹ und nicht bei dem Namen, den ich Ihnen geben will. Der dritten erwies ich mit dem Mantel Respekt, den ich über Sie deckte, als Sie froren. Wie schwer die zweite Tugend wiegt, erfuhr ich soeben. Um mich von meinem Bruder loszusagen, brauchte ich mehr Mut als für alles andere. Die erste ist jedoch die Wichtigste. Aufrichtigkeit. Diese Tugend brachte Sie dazu, mit ausgebreiteten Armen vor dem Bus zu stehen. Mich zwang sie zu dem Eingeständnis, dass ich die Tochter von Ilja Nikulin liebte. Seine kleine Nataschenka, sein Ein und Alles. Obwohl ich wusste, dass er mir niemals gestatten würde, eine einzige glückliche Minute mit ihr zu verbringen. Er hatte den Sohn geopfert und die älteste Tochter sterben sehen. Seine größte Angst war, dass er auch Natalja die Augen schließen müsste; darum verbarg er, dass sie seine Tochter war. Wie der Mann, den ich in London für ihn liquidierte, führte sie ein unauffälliges Leben unter einem anderen Namen. Nikulin schenkte ihr ein legales Unternehmen, das mit seinen Geschäften in keiner Verbindung stand. Zusätzlich bestand er darauf, dass sie dort zum Schein nur angestellt war; so groß war seine Angst. Zur Aufrichtigkeit gehört auch die Gerechtigkeit. Sie kannten Natalja. Denn sie war die Frau, die Sie in der Tiefgarage des Hotels Aralsk töteten.«

»Die Bahnstrecke ist knapp fünf Kilometer vom Flugplatz entfernt«, ließ Demirci ihn wissen. »Sie führt durch die Barnimer Heide, ein riesiges Waldgebiet. Sieben Dörfer im Umkreis von fünfzehn Kilometern, viele abgelegene Höfe. Die Bundespolizei ist in Alarmbereitschaft, aber ich habe sie angewiesen, keine Präsenz zu zeigen. Es würde Tage dauern, das zu durchkämmen, abgesehen davon, dass wir Holm nur aufscheuchen würden.«

Pavlik hätte es ebenso gehandhabt. Er weiß, dass sich alles hier in Finow entscheidet, zwischen dem Hügel, auf dem er liegt, und jenem auf der anderen Seite, der Lichtung, zu der er endlos starrt. Seine Pupillen ziehen sich schmerzhaft zusammen. Demircis Stimme ist der einzige Grund, nicht der Versuchung nachzugeben, für Minuten die Augen zu schließen. Sie hat ihm erzählt, wie sie aufwuchs, ein türkisches Mädchen in einer hessischen Kleinstadt der Siebzigerjahre; von dem Spott der anderen Kinder – »Knoblauchfresser«, »Kanake« –, den Lehrern, die sie gleich in die letzte Reihe setzten, der ersten richtigen Freundin mit zwölf, Tochter eines italienischen Gastarbeiters, den Eltern, die sie lehrten, auf ihre Herkunft stolz zu sein, der Polizeiakademie – »was will so eine denn hier?« –, den Kollegen auf der ersten Dienststelle in Koblenz, die es witzig fanden, ihr ein Kopftuch in den Spind zu hängen, ihrer Besessenheit, die Beste sein zu wollen.

Pavlik denkt an Aaron, daran, wie ähnlich die beiden Frauen sich sind.

»Mein Vorgesetzter hieß Himmeler«, sagt sie. »Hat nie erwogen, den Namen zu ändern, da stand er drüber. Als ich mal den Moralischen hatte, hat er gemeint: ›Wer weiß schon was von Ihnen? Eine Handvoll Menschen. Alle anderen sind egal. Daran musste ich –«

»Psst«, fährt er Demirci ins Wort. Auf der Lichtung sind Amseln hochgeschreckt. Amseln sind verlässliche Warner. Pavlik schwenkt auf den Weg, der zum Aussichtspunkt führt. Keine Scheinwerfer, kein Motorengeräusch. Als er wieder die Lichtung ins Visier nimmt, springt ein Fuchs unter einer Picknickbank hervor. Er blickt direkt in Pavliks Glas; der kann sehen, wie enttäuscht der Fuchs ist, dass er sich verraten hat.

Das kennen wir doch beide, mein Freund. Aber du wirst nicht aufgeben und ich auch nicht.

»Falscher Alarm.«

»Es gibt etwas, das ich Sie schon lange fragen will«, ringt Demirci sich durch. »Warum waren Sie bei meinem Dienstantritt so schroff zu mir? Ich habe die Hand ausgestreckt, aber Sie sind grußlos an mir vorbeigegangen. War es was Persönliches, oder sind Sie bloß mit dem falschen Fuß zuerst aufgestanden?«

Pavlik schweigt.

»Dummer Scherz, Entschuldigung.«

»Nein, die besten Einbeinigen-Witze erzähle ich selbst.« Sie ahnt seinen Atem nur. Nach einer Ewigkeit sagt er: »Im November kam der MI5 auf uns zu. Sie hatten eine Zelle der ›Real IRA‹ in Verdacht, ihren Kampf gegen Ulster mit Waffenhandel zu finanzieren, und die Legende kreiert, dass ein Deutscher daran interessiert wäre, mit ihnen ins Geschäft zu kommen. Lissek hat mich nach Belfast geschickt. Waren Sie mal dort?«

»Nein.«

»Dann lassen Sie es. In den Zeitungen steht, dass der Krieg vorbei ist. Stimmt nicht. Die Zelle war klein, intelligent, misstrauisch. Aber meine Prothese war die perfekte Tarnung, wie so oft. Es ist mir gelungen, ihr Vertrauen zu gewinnen. Sie haben mit mir über Politik diskutiert. Ich musste mich nicht anstrengen, viele ihrer Standpunkte zu teilen, wenn auch nicht alle. Haben diese Männer das Recht, für ihre Heimat zu kämpfen? Was meinen Sie?«

»Ich bin Kurdin.«

»Wir sind uns einig. Aus den Tagen wurden Wochen. Patrick O'Byrne war ihr Anführer, acht Jahre älter als ich. Hat durch keine Tür gepasst, ein Brustkorb wie ein Guinnessfass, in seinen Locken hätte ein Vogel nisten können. Mit ihm verbrachte ich lange Abende

in Pubs. Pat wollte mich kennenlernen, bevor er mit mir Geschäfte machte, sichergehen, dass die Waffen für eine gute Sache verwendet würden. Sie seien nicht die Mafia, sondern Patrioten. Er sagte, was ihn zu dem Mann gemacht hatte, der er war. Haben Sie mal vom ›Long Kesh‹ gehört?»

»Nein. Was ist das?«

»Ein Gefängnis, das die Engländer eigens für IRA-Gefangene gebaut hatten. Pat saß fünf Jahre dort. Die Schließer nahmen ihm die Matratze weg, Decke, Kleidung, Schuhe, fesselten seine Hände hinterm Rücken. Sie hingen einen Wassereimer vor das Zellenfenster und streuten Glasscherben auf den Boden. Er war gezwungen, barfuß darüber zu laufen, um nicht zu verdursten. Ich weiß nicht, wie es für Kurden in türkischen Gefängnissen ist, schlimmer wird es nicht sein.«

»Man kann kein Weltreich errichten ohne einen Hang zur Grausamkeit. Und was die Kurden angeht – ein Neffe von mir würde Ihnen widersprechen.«

Eine Schneeflocke tanzt in Pavliks Visier. Schnell kriegt sie Gesellschaft, verliert sich zwischen anderen. Jetzt passiert, was er befürchtet hatte.

»Was ist?« fragt Demirci.

»Feind von oben.«

Sie weiß sofort, was er meint. »Viel?«

»Noch nicht. Aber bald.« Er sieht ein Grizzeln wie eine Bildstörung, korrigiert das Visier. »Ich habe Pat auch von mir erzählt. Aber nichts hatte mit Sandra zu tun, den Zwillingen, dem Baby, sondern mit einer leeren Villa in Düsseldorf, einer gescheiterten Ehe, einem Sohn, den ich nicht mehr sehen durfte. Wenn wir sturzbetrunken aus dem Pub gewankt sind und auseinandergegangen, bin ich durch das Katholikenviertel gelaufen, das ein acht Meter hoher Zaun vom protestantischen Osten abschirmt; die Engländer nennen ihn ›Peace Line‹. Hunde bissen sich um Abfälle. Panzerwagen, Patrouillen. Dauernd dachte ich, Schritte hinter mir zu hören. Im Hotel hatte ich die Walther entschert unterm Kopfkissen.«

»Ich weiß von dem Einsatz.«

»Nein, Sie wissen nichts. Wir standen am Meer. Pat hat mich umarmt. Er wollte das Geschäft machen. Ich habe ihm die Wahrheit ins Ohr geflüstert. Als ich seinen Blick sah, glaubte ich zu zerbrechen. Er ging. Ich bin nach Berlin zurückgefliegen und habe Lissek gesagt, dass der M15 einer Fehlinformation aufgesessen wäre. Sandra hat das Richtige gefragt: Wie viele Geschwister hat Pat? Wie lange ist er verheiratet? Welche Musik mag er?«

»Hat er Kinder?«

Dafür ist er Demirci dankbarer als für alles andere.

»John, Séamus und Maria. Sie ist fünfzehn, hatte ihren ersten Freund.« Sein Mund ist trocken, pelzig. »Die Woche drauf war Lisseks Ausstand. Im Irish Pub haben wir uns die Kante gegeben, alte Geschichten rausgekramt, geschworen, uns nie zu ändern oder zu vergessen. Der letzte Trinkspruch ist auf mich gefallen: ›Dass die Toten auf uns warten.« Zur selben Zeit hat ein SAS-Team in Belfast zugegriffen. Bei dem Schusswechsel wurde Pat getötet. Ich habe am nächsten Morgen davon gehört. Es war der Tag, an dem Sie Ihren Dienst angetreten haben. Ich bin nachhause gefahren und habe Holz gehackt. Ich wollte sowieso einen neuen Wohnzimmerschrank.«

Eine Minute starrt er in das Grizzeln, während Demirci kein Wort rausbringt. Dann flüstert: »Tun Sie mir das nicht an.«

»Holzhacken während der Arbeitszeit?«

»Sie denken ans Aufhören. Aber das ist unmöglich. Ich kann auf Sie nicht verzichten.«

»Als ich Sie so neben Lissek stehen sah, den Blumenstrauß in der Hand, dachte ich, wenn ich jetzt stehen bleibe, dann –« Er bricht ab. »Den Blumenstrauß, den Sie – Blumenstrauß –«

»Ich verstehe Sie doch.«

Im selben Augenblick erinnert er sich, wie Aaron zum ersten Mal mit Kvist zu ihnen kam. Sie saßen im Garten. Pavlik ging in die Küche, Eiswürfel holen. Auf dem Tisch lag noch das zerknüllte Papier von dem Blumenstrauß, den Kvist für Sandra mitgebracht hatte. Er warf das Papier in den Mülleimer.

Kurz sah er den Aufkleber.

Eva Askamp – Florale Welt.

»Pavlik?« fragt Demirci.

Plötzlich ist das Grizzeln weg. Der Mond blinzelt zwischen ausgefranst Wolken. Er hört einen Motor, schwenkt auf den Feldweg und sieht den Transporter, der sich ohne Licht dem Picknickplatz nähert. Die Wolken reißen auf, der Mond grinst breit über den Hügel. »Kontakt«, flüstert Pavlik. Er drückt das Gespräch weg, zieht den Präser von der Mündung und nimmt frischen Schnee in den Mund.

Wenige Kilometer hinter dem Bauernhof hatte Bosch erstmals angehalten, um nachzudenken. Holm war krank. Bosch wusste nicht, was in den letzten Stunden mit ihm passiert war, aber er bezweifelte, dass er die Nacht überstehen würde. Dann wäre Bosch Sascha ausgeliefert. Von der Million würde er nichts sehen, nur auf eine Kugel warten können.

Wenn er zu dem Hof zurückkehrte.

Was lag ihm am Leben? Diese Frage klang so einfach und war so schwer zu beantworten. Er konnte nicht noch einmal seinen Sonntagsanzug anziehen und Blumen für Simone kaufen und ein Geschenk für Elias, ihnen sagen, dass alles gut werden würde. Wofür lohnte es sich dann?

Er fuhr weiter, durch einen verschneiten Wald, der aussah wie in einem der Märchen, die er Elias vorgelesen hatte, und hielt zum zweiten Mal an. Womöglich lag ihm doch was am Leben, überlegte er. Denn sonst wäre er nie mit Holm gegangen, hätte nicht so viel gewagt. Ja, das klang logisch.

Er folgte wieder der einzigen Straße, kam durch ein Dorf, in dem Menschen eine Gaststätte verließen. Familienfeier wohl; einer machte betrunken Faxen. Ein Wagen parkte umständlich aus, Bosch musste warten. Ein Mann veranstaltete eine Schneeballschlacht mit seinem Sohn, der so alt war, wie Elias in zehn Jahren geworden wäre. Bosch sah, wie der Vater sich einseifen ließ und lachte und die Hände hob, als sei er besiegt worden.

Am Dorfausgang hielt er zum dritten Mal. Plötzlich wusste er, dass er das Geld nur wollte, weil man ihn nicht behandelt hatte wie einen, der sich halbtot drei Stunden an die Bugflosse des abgeschossenen Helikopters geklammert hatte, bis man ihn aus dem Meer barg; neben dem sein guter Kamerad Matthias ertrunken war, weil es ihm

den Arm abgerissen hatte und er keine Kraft mehr besaß, sich festzuhalten; der ins Gesicht seiner Frau sehen musste, als die Verbände abgenommen wurden, und an ihrem Blick erkannte, dass sie sich nun vor ihm ekelte.

Darum wollte er das Geld: weil es ihm zustand.

Und wenn er es bekommen hätte, wäre es gut gewesen. Als ihm das klar wurde, war alle Angst fort. Er wusste, was er tun würde. Sich jetzt die Cessna holen, hoch über die Wolken steigen, die Sterne sehen und dann die Augen schließen und an etwas Schönes denken. An den Moment vielleicht, als er im Bus die Hand des kleinen Mädchens mit der Schleife im Haar berührte und es anlächelte und es aufhörte zu weinen.

Er holpert über den Weg, den er schon kennt, denn um acht ist er schon einmal hier gewesen, hat Tower, Hangar, Gebäude abgeglast und keine Anzeichen dafür gefunden, dass irgendjemand dort unten wartete.

Oder?

Er ist sich nicht mehr sicher. War er wirklich hier?

Der Transporter wird von Büschen verdeckt. Pavlik sieht, wie Bosch durchs Mondlicht huscht, sich auf eine Bank legt und eine Nachtsichtbrille aufsetzt. Pavlik hat ihn im Fadenkreuz. Eine Minute vergeht so. Dann wechselt Bosch die Position. Er sucht Pavliks Hügel ab. Den beunruhigt das nicht; der Feldstein, auf dem das Gewehr ruht, schützt ihn davor, eine Wärmesignatur zu erzeugen. Der Schnee im Mund beißt an den Zähnen, aber macht seinen Atem unsichtbar. Sein Finger sitzt auf dem Abzug, der Ruhepuls ist bei achtundzwanzig. Ein Arzt wäre versucht, ihn für tot zu erklären.

Bosch richtet sich geduckt auf. Pavliks Finger bewegt sich keinen Millimeter, ist mit dem Hahn verschmolzen.

Ein Schatten springt auf Bosch zu, berührt ihn anscheinend kaum. Bosch fällt um. Der Schatten kniet sich auf ihn. Lange. Das Gesicht ist von Pavlik abgewandt. Aber er muss es nicht sehen. Selbst wenn eine Kapuze die rotblonden Haare verdecken würde, wüsste er, wer es ist. Kvist tötet Bosch mit seiner schnellen Faust. Als er zum Transporter sprintet, einsteigt und wendet, schwenkt Pavlik den Lauf des Light Fifty mit.

Seit Stunden kennt er sein Ziel. Einen Reifen. Noch ehe Kvist ohne Licht beschleunigt, hält Pavlik die Luft an. Das kann er auf zehn Sekunden ausdehnen, bis durch den Sauerstoffmangel ein kaum merkliches Zittern einsetzt. Der holprige Feldweg wird von Gestrüpp verdeckt, so dass ihm eine einzige Stelle für den Schuss bleibt. Eine Schneise, nicht breiter als zwei Meter. Nach neun Sekunden passiert der Transporter den Punkt in hohem Tempo. Pavliks Konzentration war ganz auf diesen Moment ausgerichtet. Dennoch ließ er sich vom Schuss überraschen, löste ihn eine Sekunde vorher unbewusst aus, damit er perfekt war. Die Kugel schlägt im Hinterreifen des Transporters ein. Die meisten Scharfschützen, fähige Männer, würden schwören, dass ein solcher Treffer unmöglich ist. Kvist hat nichts bemerkt; da es ein Vollmantelgeschoss ist, wird es Minuten dauern, bis der Transporter einen Platten hat. Er kommt außer Sicht. Pavlik rennt mit dem Gewehr zu den Fords und reißt mit zwei Rucken das Tarnnetz von einem. Er streift den Ghillie ab, springt hinters Steuer und stößt zurück.

Aarons Welt ist klein. Sie besteht aus der Kammer, in der sie hockt. Aus Veras kaltem Körper neben ihr. Aus dem Schweigen, mit dem Holm sie seit einer Ewigkeit bedenkt, dem Schweigen auf ihre immergleichen geflüsterten Fragen: Was war Natalja für ein Mensch? Wie lange weiß er bereits, dass Aaron sie erschoss? Was ist in Barcelona passiert?

Sie ist so weit zu glauben, dass sie seine Stimme nie mehr hören wird, dass er sie tötet, ohne ihr die Wahrheit gesagt zu haben, beiläufig, als sei sie lästig, störe seine Trauer nur.

Da bricht Holm das Schweigen: »Ihre große Schönheit war nicht der Grund, warum ich sie liebte. Sie hatte grüne Augen, so wie Sie. Aber das war es nicht. Sie verehrte die russischen Dichter wie ich. Aber das war es nicht. Sie konnte einen Raum betreten, und man bemerkte erst in diesem Moment, dass es zuvor dunkel gewesen war. Aber auch das war es nicht. Es war ihr Zwilling Bruder, Anatolij, der, den ihr Vater bei Eisauge zurückließ. Sie hätte mich für das, was geschehen war, hassen können und auch dafür, dass ich Anatolij's Stelle eingenommen hatte. Doch an dem Tag, als sie hörte, wie er gestorben war, stand ich im Park des großen Hauses am Seeufer, und

sie kam, legte ihre Hand auf meine Wange und sagte: »Nun hast du eine Familie.«

Aaron sieht seine Worte wie Steine übers Wasser springen, und jedes Mal, wenn sie auftreffen, ist es ein Schmerz.

Seiner und ihrer.

»In diesem Moment wusste ich, was ich für sie empfand. Ich verbarg es. Weil ich Liebe nie erfahren hatte, war meine Furcht davor so groß wie vor einem Keller. Aber einmal war ich unachtsam, und mein Vater sah, wie ich Natalja betrachtete, als sie sich eine Kamelienblüte ins Haar steckte, ihre Lieblingsblume. Seine Hand auf meiner Schulter wog schwer. Er sagte: »Es ist dir nicht gestattet.« Zeit verrinnt, dann springen die Steine wieder. »Natalja und ich waren damals sehr jung, aber mein Vater hatte mein Leben bereits vorbestimmt. Er fragte mich nicht, ob ich ihn verstanden hatte. Er musste mir den Preis für Ungehorsam nicht nennen. In späteren Jahren sahen Natalja und ich einander nur selten, zu Familienfeiern. Immer strich sie mir über die Wange und lächelte. Mehr nicht. Dennoch glaubte ich, dass sie dasselbe fühlte.«

Sie hört, dass er schluchzen will und nicht kann.

»Was hat sie getötet? Ich meine nicht Ihre Kugel, für den Querschläger klage ich Sie nicht an. Was hat sie wirklich getötet?«

»Mein Ehrgeiz«, flüstert sie.

Mündungsblitze zucken grellorange auf. Aaron fliegt in die Tiefgarage des Hotels Aralsk.

Sie wird von dem Killer durch die Fahrzeugreihen gejagt. Er ist schnell, ein intelligentes Raubtier. Wenn sie für den Bruchteil einer Sekunde den Kopf hebt, schießt er. Sie hat einen Streifschuss an der Schläfe, Blut läuft übers Gesicht. In ihrem Reservemagazin sind nur noch vier Patronen, in dem seiner Glock noch zwölf, obwohl er sie mit einem Geschosshagel eingedeckt hat. Sie hechtet über eine Kühlerhaube und feuert dabei auf ihn. Eine Kugel stoppt sie mitten in der Bewegung. Aaron wird auf den Boden geschmettert. Spürt nichts. Sie sieht, dass er seine Deckung verlässt. Ohne Hast. Er wähnt sie tot oder bewegungsunfähig. Als sie die Browning hochreißt, ist er überrascht. Ihr Schuss ist purer Leichtsinn; sie hat auf die Pistolenhand gezielt. Die Glock poltert auf den Boden. Aaron hört

einen Schrei, aber nicht seinen, ist zu benommen, um ihn einzuordnen. In einem Reflex schießt sie erneut, dieses Mal in den Bauch. Der Mann schaut verblüfft, sackt auf die Knie. Aaron stemmt sich auf die Beine, langt zu der Eintrittswunde an der Taille, dann zu der am Rücken, erkennt, dass die Kugel glatt durchgedrungen ist. Sie geht auf den Mann zu, knickt ein, kriecht. Richtet sich unter den jäh flammenden Schmerzen auf, kickt die Glock weg. Jetzt sieht sie die Frau. Sie liegt beim Eingang zum Hotel, reglos, auf der Herzseite ein Loch, aus dem eine Fontäne sprudelt.

Der Mann kniet vor Aaron, presst beide Hände auf seinen Bauch, atmet, wie Niko in Barcelona atmen wird. Der Blick des Mannes fleht. Sie schaut auf ihn hinab, mitleidsloser als jemals zuvor oder danach, und schießt ihm ihre letzte Kugel zwischen die Augen.

Diese Erinnerung ist wie ein Muttermal.

Holm sagt: »Immer wenn ich Nataljas Stimme hörte, hörte ich auch die meines Vaters. *Es ist dir nicht gestattet*. Ich wusste nicht, ob sie meine Gefühle erwiderte, nicht, wovor ich größere Angst hatte: dass es so war oder ich mir etwas vormachte. Unsere zärtlichste Berührung war ein Kuss auf die Wange. Inniger war ich mit keiner Frau zusammen. Viele Jahre vergingen. Ich dachte nicht ständig an sie, nicht jede Sekunde, wie in kitschigen Romanen, aber manchmal war ich in einem Fahrstuhl, saß in einem Wagen, lag in einem Bett, und das Wissen, dass es mir nicht gestattet war, sie zu begehren, ließ die Welt stillstehen und mich rasen. Im Winter vor elf Jahren hatte ich eine Routinesache zu erledigen. In einem Blumengeschäft erschoss ich einen Mann, der uns im Weg war. Als er fiel, riss er einen Topf mit sich zu Boden. Es war eine weiße Kamelie. Sie lag neben dem Mann, aus seinem Mund floss Blut über ein Blütenblatt. Lange stand ich da. Der Ladeninhaber lief fort, es war mir gleich, dass er die Miliz rufen würde. Ich wusste plötzlich, dass ich mich entscheiden musste. Warten, bis man mich abführte, oder Natalja meine Liebe gestehen. Eine dritte Möglichkeit existierte nicht.« Er findet immer neue Steine. »Haben Sie jemals einem Mann gesagt, was Sie für ihn empfinden?«

Zu spät. Es war im Tunnel zu spät.

»Nein.«

»Warum?«

Sie kann nicht antworten.

»Sie schämen sich, nun, da Sie gewahr werden, dass der, dem Sie die Fähigkeit zu lieben aberkannten, bereit war zu sterben, um seine Gefühle zeigen zu dürfen. Und dennoch war ich feige. Die Samurai sagten, dass Liebende die kühnsten Menschen sind. *Bushi no nasake*. Sie wissen, was das bedeutet.«

»Die Zartheit des Kriegers.«

»Ich liebte wahrhaftig, doch mir fehlte der Mut, mich erst im Tod zu offenbaren. Sie indessen waren dazu willens. Das achte ich. Diese höchste Selbstbeherrschung brachte ich nicht auf. So wie mir der Mut fehlte, Natalja gegenüberzutreten.« Auch in der Stille springt ein Stein zehnmal, ehe er sinkt. »Ich schrieb ihr den einzigen Brief meines Lebens. Es ist schwer, Worte zu Papier zu bringen, die man nie aussprach. Jedes kennt man und doch ist jedes fremd. Wenn ich nicht umsonst hoffte, sollte sie nach Sankt Petersburg kommen, mit mir gehen und alles hinter sich lassen. Von meinem Vater stahl ich mich fort wie ein Dieb. Auch von meinem Bruder verabschiedete ich mich nicht. Ich hatte ihm gegeben, was ich vermochte. Außer Kleidung nahm ich nichts mit. Drei Tage und Nächte wartete ich in Sankt Petersburg. Ich stand am Ufer der Newa, sah, wie eine große Brücke sich für ein Schiff mit Lampions öffnete, und wartete. Lief durch Gassen, in denen Fremde einander umarmten, und wartete. Flüsterte ihren Namen in der Dunkelheit meines Hotelzimmers und wartete. Am Ende der dritten Nacht wusste ich, dass sie nicht kommen würde. Wieder stand ich an der Newa. In mir war alles erloschen, und ich hatte keine Heimat mehr. War es so, als Sie in Barcelona erwachten und vergeblich die Welt suchten?«

»Ja.«

»Vier Männer tauchten am Ufer auf. Sie wollten mich töten. Als ich ihre Leichen im Fluss treiben sah, kam ich zu Sinnen. Wer hatte diese Männer geschickt?«

»Nikulin.«

»Mein Vater. Er hatte den Brief an Natalja abgefangen, sie hatte ihn nie erhalten. All die Jahre misstraute er mir. Ich war nie frei und wusste es nicht. In dieser Nacht erschossen Sie Natalja. Mein Telefon klingelte, und ich schlug meinen Kopf in alle Spiegel, wie mein Vater

den seinen zur selben Zeit. Ich flog nach Moskau, um ihm zu zeigen, in welchen Grausamkeiten *ich* bewandert bin. Aber Fjodor mit den traurigen Augen hatte seine Aussage unterschrieben, der Haftbefehl gegen meinen Vater wurde vollstreckt. Das Flugzeug hatte ein technisches Problem, deshalb kam ich eine halbe Stunde zu spät. Ich sah jedoch, wie er in Handschellen auf die Straße geführt wurde. Unsere Blicke trafen sich. Er wusste den meinen zu lesen. Wie starb er?«

»Er nahm sich in der U-Haft das Leben. Er hat den Siphon des Waschbeckens abgeschraubt, damit einen Splitter rausgeschlagen und sich die Pulsadern aufgeschnitten.«

»Kam Ihnen das nie seltsam vor? Er hatte den halben Justizapparat in der Tasche, es wäre für ihn ein Leichtes gewesen freizukommen. Selbstmord? Passte das zu ihm, selbst wenn man den Tod seiner Nataschenka bedenkt? Nein, diesen Mann hätte nichts je beugen können. Nach Ihrer Rückkehr aus Russland verlieh man Ihnen eine Auszeichnung, berief Sie in die Abteilung. Und wofür? Dass Sie eine Frau erschossen, die so geliebt wurde wie Sie niemals. Dass Sie mein Herz brachen. Sonst haben Sie nichts erreicht. Nicht Sie haben Ilja Nikulins Reich zerstört. Ich tat es. Ich bezahlte zwei Wärter im Butyrka-Gefängnis, damit sie ihn töteten. Sie ließen ihn verbluten und sahen dabei zu, und ich ließ mir berichten, wie es war. Das hätten Sie mit Boenisch tun sollen. Glauben Sie mir, es wäre eine größere Genugtuung gewesen als der Kopfschuss in der Tiefgarage. Es war das letzte Mal, dass ich Geld von meinem Vater anfasste. Ich kenne alle seine Konten, die man nie fand. Allein in Riad liegen zwei Milliarden Dollar. Ich würde mir eher eine Hand abhacken, als einen Cent abzuheben. Strecken Sie Ihre aus.«

Sie ist starr, gefangen in einem Kokon aus Angst.

»Denken Sie wirklich, *das* wäre Ihre Strafe?«

Zitternd hält sie ihm die Hände hin.

Holm schneidet die Fessel durch. Sie hört, dass er das Hemd aufknöpft. Innehält. »Ich wollte Ihnen etwas zeigen. Ihre Finger über die weiße Kamelie auf meinem Herzen streichen lassen. Die Kamelie, die ich auf Nataljas Grab gepflanzt habe. Doch nun will ich nicht, dass Ihre Hand noch einmal meine Brust berührt, es wäre mir unerträglich.«

Und ihr auch. Aber nicht aus Ekel.

»So lange quält mich die Frage, ob Natalja mir gefolgt wäre, hätte sie den Brief gelesen. Ob sie leben würde, weil ich sie in der Nacht, in der Sie ins Hotel Aralsk gingen, in Sankt Petersburg in meinen Armen gehalten hätte. Ob ich auch den zweiten Vater zu Recht tötete oder ob er keine Mitschuld trug.« Steine springen in einer endlosen Kette. »Hielten Sie Natalja in Ihren Armen? Sagte sie noch etwas? Nannte sie meinen Namen?«

Da wird es Aaron klar. Holms Sehnsucht, sie möge sich endlich erinnern, ist ebenso groß wie ihre. Darum hat er ihr seine Geschichte erzählt und sie nicht längst umgebracht. Damit sie ihr Gedächtnis wiederfindet. Ihn erlöst. Weil er sich verzweifelt an die Hoffnung klammert, dass die Frau, die er liebte, im Tod an ihn dachte.

Aber sie weiß nicht, ob es so war. Das letzte Bild aus der Tiefgarage ist der Schuss zwischen die Augen des Killers.

»Ich erinnere mich nicht«, flüstert sie.

»Lassen Sie mich Ihnen helfen, ich weiß, was Sie blockiert.« Worte wie Asche. »Unentwegt sann ich über Ihre Strafe nach. Ich könnte meine Waffe dicht an Ihren Ohren abfeuern, damit Ihre Trommelfelle platzen und Sie taubblind werden, auf ewig eingeschlossen in einem Körper, der Ihr einsamer Kerker wäre. Ich erwog, Ihnen zudem die Zunge herauszuschneiden. Aber wäre das nicht zu wenig? Was, wenn ich auch alle töte, die Ihnen etwas bedeuten? Sogar jeden, für den Sie je ein gutes Wort fanden, wie für die Frau, die Ihre Wohnung reinigt, den Kartenabreißer in Ihrem Lieblingskino? Selbst jetzt bin ich noch unentschlossen. Was erscheint Ihnen angemessen?«

Wenn Aaron die Kraft besäße zu schreien, würde sie es tun.

»Ihre schlimmste Strafe ist jedoch beschlossen. Als ich zuletzt auf dem Grab in Moskau eine weiße Kamelie pflanzte, habe ich es Natalja versprochen: Sie sollen in der Zeit, die ich Ihnen bemesse, damit leben, dass der einzige Mann, den Sie jemals liebten, schuld daran ist, dass Sie geblendet wurden.«

Nicht er wirft die Steine übers Wasser, sie ist es. Sie steht am Ufer, vor einer ganzen Halde aus Steinen. Jeder, den sie in die Hand nimmt, ist so schwer, dass er unmöglich auf den Wellen springen kann. Und tut es doch.

»Wie meinen Sie das?« flüstert sie.

»Denken Sie nach.«

Plötzlich steht Aaron nicht mehr am Ufer, sondern auf dem Berg, von dem sie träumte, weil sie dort oben endgültig frei wäre. Aber unter ihr gähnt ein Abgrund. Die Steine geraten ins Rutschen, die Erinnerung reißt sie mit wie eine Lawine. In einem einzigen Wirbel stürzt sie ins Nichts und schreit.

Sie hält Niko in ihren Armen. Er würgt an seinem Blut, hustet es heraus, zieht Aaron mit letzter Kraft zu sich heran.

»Wir wollten teilen. Er versprach, dir nichts zu tun. Lass mich gehen. Du musst.«

Während sie über die Autobahn rast, kommt ihr kein einziges Mal in den Sinn, Hilfe für ihn anzufordern.

»Sie flohen, weil Sie wollten, dass ich ihn töte«, sagt Holm.

Sie taucht in das Neonlicht unter der Plaça de les Drassanes ein. Holm setzt den Audi mühelos neben Aaron. Sie sehen einander an. Ein Moment, der alle Zeit überdauert hat. Jetzt, wo sich die Schockwelle an ihrem Herzen bricht, weiß sie, dass sie in der Sekunde vor dem Blitz, der ihre Welt verdampfte, nicht bereute, Niko nie gesagt zu haben, dass sie ihn liebte.

Ihr letzter Gedanke war: *Boenisch ließ ich leben. Dich nicht.*

Die verschneite Straße verliert sich im Wald. Er steht an der offenen Heckklappe des Transporters, vor ihm liegt der platte Reservereifen. Er weiß, dass seine einzige Chance darin besteht, ein Auto anzuhalten, und auch, dass in dieser gottverlassenen Gegend um diese Zeit kein Mensch unterwegs ist. Er sieht auf die Uhr. Vier kostbare Minuten sind bereits verstrichen. Sein Handy hat er in Berlin zurückgelassen, weil sie es hätten orten können. Der gestohlene SUV steht auf dem Forstplatz, an dem er sich ins Unterholz schlug, zu der Lichtung lief. Zu weit, eine halbe Stunde zu Fuß. So gingen ihm die Optionen aus. Nicht der Wind lässt ihn frieren oder die Kälte. Seine Verzweiflung ist es und auch das Wissen, dass er sich falsch entschied, als er, um beim Eintreffen auf dem Hof kein Aufsehen zu erregen, den Transporter nahm.

Scheinwerfer.

Sie schimmern über die Kuppe, fräsen schnell zwei Löcher in die Schwärze. Wie erleichtert er ist. Er stellt sich auf die Straße und hebt eine Hand. Die andere ist bereit, die Makarov zu ziehen, falls das Auto nicht anhält.

Das wird nicht nötig sein.

Ehe der Fahrer stoppt und aussteigt, weiß Kvist, wer es ist.

Nichts lenkt Pavlik ab. Keine Trauer, keine Wut, keine Erinnerung. Auch seine Rechte schwebt über der Waffe, der Walther. Der stille Wald wölbt sich ihm entgegen, nimmt ihn auf, lässt ihn seine Ruhe spüren.

»Du hättest meiner Frau nie Blumen schenken dürfen.«

»Ich wusste, irgendwann würdest du darauf kommen.«

»Willst du noch was sagen?«

»Du kannst ewig vor etwas wegrennen. Aber den einen Fehler, den du gemacht hast, nimmst du mit.« Kvist hält den Kopf gesenkt, seine Stimme ist kaum lauter als der Wind.

Pavlik lässt sich davon nicht täuschen.

»Damals in Kabul habe ich einen unschuldigen Mann getötet. Jörg Aaron hat mich einen Verbrecher genannt.«

»Ein wahres Wort.«

»Ich vergaß es. Aber dieser Paschtune hatte einen Sohn. Er war in Kabul Dolmetscher für die amerikanische Botschaft. Bei einem Anschlag rettete er dem CIA-Residenten das Leben. Er war in Gefahr, darum bekam er ein Visum für die USA. Der Amerikaner hat seine Schuld beglichen, indem er ihn wissen ließ, wer seinen Vater getötet hatte und wo er mich finden würde. Er wollte Blutrache üben. Ich hätte ihm mein Messer nicht in den Hals rammen müssen. Aber in seinen Augen habe ich den anderen gesehen, den in Kabul. Dass sein Sohn atmete, hätte mich ewig angeklagt. Ich habe seine Leiche verschwinden lassen.«

Pavlik braucht kein Maßband, um zu wissen, dass er exakt einen Meter links vom Ford steht, bei der geschlossenen Tür, eine Körperlänge hinter der Vorderachse. Er denkt an die Rippen, die er Kvist poliert hat – gebrochen? Der Wind ist in seinem Rücken, verwirbelt den Schnee auf der Straße, weht körnigen Griesel gegen Kvists Hosenbeine.

»Warum ich mich dir nicht anvertraut habe, oder André? Was hättet ihr gedacht? Dass Jörg Aaron recht hatte. Ich hätte behaupten können, dass es Notwehr war. Aber auch dann hätte ich mich meiner Schuld stellen müssen. Vor mir selbst. Keine Nacht habe ich mehr geschlafen, verlor jeden Halt. Als ob die Welt aus Glas wäre. Ich war nicht sicher, dass ich noch lebte.«

Er spricht langsam, man könnte meinen, jedes Wort falle ihm unendlich schwer. Doch Pavlik weiß, dass Kvist Zeit gewinnen will, um den Kampf durchzuspielen. Pavlik tut dasselbe.

Kein Pistolenduell. Ich hätte keine Chance.

»Über einen Rumänen bin ich mit Sportwetten in Kontakt gekommen. Zweite chinesische Fußballliga, Kickbox-Kämpfe in Malaysia und Indonesien, so was. Das Adrenalin half eine Zeit. Aber dann habe ich verloren. Irgendwann war ich so tief im Minus, dass

ich keinen Ausweg mehr sah. Ich habe mit unterschlagenem Falschgeld bezahlt.«

»André kam dahinter«, sagt Pavlik.

»Ich sollte mich stellen. Bis zu seiner Rückkehr aus Prag. Du ahnst nicht, wie froh ich war, dass du dich besoffen hast. Sonst hätte ich dich auch töten müssen. Ich habe Andrés Kopf in meinen Schoß gebettet und seine Augen geschlossen. Aber mit dem Wetten habe ich nicht aufgehört. Als ob in Prag ein anderer mit André gestorben wäre. Dieser andere starb auch, als du mich dafür um Verzeihung gebeten hast, dass du nicht bei mir gewesen bist. Später starb er in Barcelona und heute Morgen in einem Fahrstuhl; du glaubst nicht, wie oft man sterben kann.«

»Ich gebe dir mein Wort: Heute stirbst du zum letzten Mal.«

»Ich verlor immer mehr. Die Typen haben mir klargemacht, was es hieß, bei ihnen Schulden zu haben. Aber sie wüssten eine Lösung. Sie brachten mich mit Holm zusammen. Er hatte die Idee mit dem Chagall. Er gab mir sein Wort, dass Jenny nichts geschehen würde.«

Pavlik erträgt es kaum, ihren Namen aus Kvists Mund zu hören. Er sieht, dass dieser seine Muskulatur lockert. Eine winzige Dehnung der Schultern, des Nackens. Die Linke hängt scheinbar schlaff herab, während die Finger sich spreizen. So beiläufig, dass die meisten es übersehen hätten.

Aber wie lange kennen sie sich?

»In Barcelona habe ich mein eigenes Blut geatmet. Ich habe Jenny gesagt, wer ich bin. Darum hat sie mich zurückgelassen. Als ich im Krankenhaus wach wurde, war ich sicher, dass es vorbei war. Es war eine Befreiung. Doch nichts ist passiert. Ich habe es nicht verstanden. Einmal war ich in ihrem Zimmer, ihr Vater war da. Keiner redete. Ich habe gedacht, sie deckt mich. Es hat mich so überwältigt, dass ich im Flur auf die Knie fiel. Fünf Jahre lebte ich in Angst vor Holm und vor dir und in Schande.«

Pavlik wird sich nie verzeihen, dass er es nicht wahrnahm.

»Irgendwann habe ich mir vorgemacht, dass wir quitt wären. Er hatte in Barcelona kein Geld gekriegt, ich zwei Kugeln. Doch im letzten Winter hat er plötzlich vor mir gestanden und gesagt, dass er seinen Bruder nach Tegel verlegen lassen wollte. Er bräuchte eine Brieffreundin für ihn, mehr nicht. Es klang fair. Ich hatte den Mann

von Eva Askamp gekannt; auch ein Spieler. Ich habe mich an seine Frau erinnert und daran, dass sie nach seinem Tod nicht klarkam. Sie war mit einer lachhaften Summe einverstanden.«

»Du willst dich nicht gewundert haben, dass einer wie Holm dich wegen einer Brieffreundin kontaktiert? Hunderte hätte er für so was haben können«, höhnt Pavlik.

»Ja. Ich habe es verdrängt. Erst als Boenisch ins Spiel kam, wurde es mir klar. Das war Holms Strafe für mich: ihm die Frau auszuliefern, die ich liebe. Gestern Abend habe ich die Wahrheit erfahren: dass sie ihr Gedächtnis verloren hat, sich seit damals damit quält, mich im Stich gelassen zu haben. Als ich das Hotel verließ, hat ein Mann mich nach der Uhrzeit gefragt, und ich habe ihn niedergeschlagen.«

Kvists Stimme wird immer leiser, die Worte tropfen nur noch. Pavlik weiß, warum. Er soll sich darauf konzentrieren müssen, ihn zu verstehen, abgelenkt werden.

»Ich habe sie nicht zum Bus gelassen, weil sie mich angefleht hat. Sondern weil ich hoffte, dass sie sich dann erinnern wird.«

»Du hast einen Mund.«

»Ich wollte. Aber als ihre Augen mich gesucht haben und sie nach meiner Hand tastete, sah ich, was ich ihr angetan habe, und mein Mund war fort.« Seine Finger vibrieren über der Makarov. »Bosch hat mir das Versteck verraten. Fahr mit mir dorthin. Wir retten sie, das ist alles, worum ich dich bitte.«

»Dir werde ich nie wieder den Rücken zudrehen. Für sie und für André bezahlst du hier und jetzt, in diesem Schnee.«

»Ich will es ihr erklären. Sie noch einmal sehen.«

»Sie lässt dich grüßen.«

»Ohne mich erfährst du nicht, wo sie ist.«

»Ich kann nicht glauben, dass ich dich meinen Freund genannt habe. Du bist ein Niemand, hast niemals Ehre besessen, nie existiert.«

»Du hast mich im Training nie besiegt.«

»Richtig: Es war nur Training.«

»Bis dann, Don Pavlik.«

»Bis dann, Feigling.«

Als die Makarov in Kvists Hand fliegt, wirbelt Pavlik schon unter den Ford und zieht gleichzeitig die Walther. Er feuert drei Schnelle, doch Kvist ist aus dem Scheinwerferlicht in die Finsternis gehechtet. Pavliks Augen zucken über die Straße. Nein. Er wird den kürzesten Weg gewählt haben, rechts im Gehölz abgetaucht sein. Mit dem Ford kann er nichts anfangen. Pavlik hat den Sensor, und Kvist weiß, dass die diebstahlsichere Elektronik sich nicht kurzschließen lässt.

Er dreht sich so, dass er den Waldsaum sieht. Drei Meter, dazwischen ein Graben. Wenn er unter dem Auto hervorkriecht, ist er auf dem Präsentierteller. Pavlik rollt sich auf der anderen Seite ins Freie und sprintet geduckt die Straße hoch. Eine der Kugeln, die ihm folgen, durchschlägt den linken Ärmel des Overalls, zupft aber nur an seinem Oberarm. Pavlik wirft sich in den Graben, lauscht.

Brechende Zweige. Links. Kvist zieht sich in den Wald zurück, lässt ihn kommen. Pavlik robbt ins Gestrüpp, schlängelt sich durch den eisigen Parcours und berechnet seine Chancen. Kvist ist elf Jahre jünger, hat eine bessere Kondition. Mit der Pistole ist er Pavlik überlegen. Auf der Habenseite verbucht er: seine Augen, das Scharfschützenwissen, mit dem er Spuren lesen und sich orientieren kann, seine Erfahrung, Kvists Rippen.

Im Nahkampf nehmen sie sich nichts. Beide bevorzugen das brachiale Krav Maga, misstrauen der Eleganz des Karate.

Pavlik erreicht einen Abhang. Liest den Schnee, die frischen flachen Schuhabdrücke. Eine vereiste Rinne verliert sich zwischen Kiefern, dreißig Grad Gefälle. Weiter unten stehen die Bäume wie eine schwarze Wand. Er senkt den Atem, ahnt den Herzschlag nur noch. Das Knirschen ist so leise, als melde sein Halswirbel sich. Zwanzig Meter hangabwärts.

Er gleitet in die Rinne, muss die Beine kaum zu Hilfe nehmen, rutscht lautlos hinunter. Hält inne. Kvist hat seine Jacke ausgezogen, sie liegt links. Die Fährte weist aus der Rinne raus.

Doch einer der Fußstapfen im Schnee ist zu tief. Sofort ist ihm klar, dass Kvist von dort auf die andere Seite gesprungen ist, um ihn zu täuschen. Pavlik reißt den rechten Ellbogen hoch, wehrt Kvists Schlag ab, rotiert. Seine Beine umschließen Kvists Rumpf und katapultieren ihn mit solcher Wucht in die Rinne, dass sie ins Rutschen geraten. Sie schliddern wie auf einer Bobbahn in die Senke,

die Köpfe voran, Pavlik auf dem Rücken, Kvist über ihm. Beide lassen die Waffen los, bearbeiten einander mit pfeilschnellen Schlägen. Pavliks Fäuste trommeln auf Kvists Rippen. Der presst drei Finger wie eine Speerspitze zusammen, um sie in Pavliks Auge zu treiben, aber er blockt mit Links ab und lässt den rechten Handballen unter Kvists Kinn explodieren. Er spürt, wie der Kiefer bricht. Als er einen Hammerfist hinterherschicken will, bleibt er mit der Ferse an einer Wurzel hängen. Die Prothese verliert den Unterdruck, reißt ab. Sein Zangengriff um Kvist löst sich. Er will ihn daran hindern, sich an die Wade zu fassen, weiß, was dort ist. Doch sie stürzen über die Bruchkante drei Meter in die Tiefe.

Pavlik kracht auf den Rücken. Schmerz ätzt sich wie Säure durch seine Nervenbahnen. Er verliert für Sekunden das Bewusstsein. Als er zu sich kommt, sieht er verschwommen Kvist über sich stehen, in der Hand das Messer, das er Pavlik in der Luft in den Bauch gerammt hat.

»Du hättest auf mich hören sollen.«

Pavliks Stimme kämpft gegen das Rauschen des Blutes in seinem Kopf an. »Ich muss dir noch was sagen.«

Kvist beugt sich zu ihm runter, um ihn besser verstehen zu können. Pavlik sticht ihm fünf steife Finger in die Flanke, so tief, dass sie bis zum Endgelenk verschwinden, ehe er sie dreht. Kvists Augäpfel quellen auf.

Er sinkt in Zeitlupe vor Pavlik auf die Knie. Will schreien.

Doch dieses Mal ist sein Mund endgültig fort.

»Ich habe meine kleine Schwester vieles gelehrt«, flüstert Pavlik. »Und sie mich. Das nennt man ›Stumme Hand‹. Ich weiß, dass du jedes Wort verstehst, bloß dich bewegen und sprechen und atmen kannst du nicht mehr. Jetzt zeig mir, was *Sisu* ist.«

Er sieht zu, wie Kvist ganz langsam erstickt. Als dessen Gesicht lautlos in den Schnee fällt, will auch Pavlik liegen bleiben. Schwerfällig tastet er nach seinem Handy. Findet es nicht. Jeder Gedanke ist ein Stern, der sofort verglüht. Er braucht eine Zeit, um zu realisieren, dass er das Handy beim Kampf verloren haben muss, irgendwo oben. Das Kehlkopfmikrofon nützt ihm nichts, er ist außerhalb der Funkreichweite.

Pavlik kriecht auf die Felswand zu; er weiß nicht, wie, aber schafft es auf sein Bein. Über ihm baumelt ein Strunk der Wurzel, die ihm die Prothese abbriss, lang genug, dass er ihn beidhändig packen kann, in seinem Bauch ein Feuer, das bis in die Haarspitzen lodert. Er zieht sich hoch, glaubt, es nie im Leben zu bewältigen, ist aber imstande, mit rechts an die Bruchkante zu greifen, ertastet einen Felsvorsprung. Mit letzter verzweifelter Anstrengung gelingt es ihm, sich über die Wand zu wälzen. Es ist, als ob das Messer ein zweites Mal zustößt. Er hört seinen Atem, der ihm fremd ist. Will schlafen.

Seine Augen sind schon halb zugefallen, als er, nur einen halben Meter entfernt, die Prothese entdeckt.

Beweg dich!

Zu weit.

Komm schon!

Er streckt sich dösig wie ein Faultier, kriegt die Prothese zu fassen, legt sie an, öffnet das Ventil, mit dem er den Unterdruck herstellt. Fühlt, wie der Schaft sich an den Stumpf schmiegt.

Weiter!

Er wühlt im Schnee, kämpft sich voran. Die Hoffnung, das Handy oder eine der Waffen zu finden, gibt er bald auf. Er weiß nicht, wie lange er braucht, bis er endlich die Straße sieht, die Scheinwerfer des Fords. Sein Bauch ist jetzt aus Eis, alles andere glüht. Er muss nur noch den Graben überwinden.

Kann es! Kann es! Kann es!

Pavlik zieht sich an dem Transporter hoch, mit dem Bosch kam, quält sich hinters Steuer, schreit dabei vor Schmerzen. Jetzt entscheidet sich, ob er recht hat und Bosch wegen seines beschädigten Kurzzeitgedächtnisses die Adresse des Verstecks ins Navigationssystem eingab. Sollte er sich getäuscht haben, wird er nicht mehr die Kraft besitzen, zum Ford zu kriechen und loszufahren. Dann bleibt er einfach hier sitzen und stirbt.

Aaron weiß, dass Holm sie seit einer endlosen Zeit ansieht, jeden ihrer Gedanken las, auf jedem Meter, den sie tiefer in den Abgrund stürzte, jeden ihrer Tode fühlte und nun sicher ist, dass sie keinen ausließ.

»Ich versuchte damals herauszufinden, wer mir das angetan hatte. Das BKA schottete Sie ab, es gelang mir nicht. Aber die Hoffnung gab ich niemals auf. Als ich mit Kvist über den Chagall sprach, forderte ich detaillierte Informationen über die Polizistin, die als vermeintliche Kunstexpertin fungieren würde. Ich pflegte mich ebenso akribisch vorzubereiten wie Sie und bestand auf einer Kopie Ihrer Akte. Was es für mich bedeutete, Ihren Namen und den von Ilja Nikulin zu lesen, zu wissen, dass meine Suche vorbei war, vermag ich nicht zu beschreiben, dazu müsste ich ein Dichter sein.«

Aaron wartet auf das Ende.

»Ursprünglich hatte ich einen anderen Bilderdiebstahl für meine Zwecke benutzen wollen, ein Stillleben von Cézanne, das von einem Unbekannten ein Jahr zuvor aus dem Musée d'Orsay in Paris entwendet worden war. Ich musste meine Pläne ändern, weil das Bild wieder auftauchte, und hatte mich wegen Natalja und mir für den Chagall entschieden. ›Die Traumtänzer‹, das waren wir, aber nur als Wunschtraum, umschlingen durften wir einander nie, obgleich wir auf dem Hochseil standen. In Barcelona beobachtete ich Sie, sah, wie Sie sich an Kvist schmiegt, ihn küsst. Da erkannte ich, dass meine Wahl perfekt war.«

Es stimmt. Auch ich stand allein auf dem Seil. Dann stürzte ich ab und falle noch immer.

»Im Tunnel hielt ich an. In mir tobte eine Wut, die ich kaum bezähmen konnte. Die Wut darüber, meinem Hass nachgegeben und Ihnen in den Kopf geschossen zu haben. Aus tiefster Seele hoffte ich,

dass Sie am Leben waren, damit ich Ihnen die eine Frage stellen könnte. Das Auto lag auf dem Dach. Ich sah hinein. Sie schrien: »Meine Augen! Wo sind meine Augen?« In der Sekunde entschied ich, geduldig zu sein und die erste Hölle für Sie aufzuschließen.«

»Und ich trat ein«, flüstert sie.

»Dennoch wurden Sie geliebt und wussten es. Das ist mehr, als mir je vergönnt war.«

»Nein, er hat für mich nie etwas empfunden. Sonst hätte er mir das nicht angetan.«

»Oh doch. Kvist war ein Spieler, verzweifelt, deshalb ließ er sich auf das Geschäft ein. In Barcelona waren Sie mit ihm in einem Restaurant. Als Sie aufstanden, um sich frischzumachen, sah ich seinen Blick über Ihren Nacken gleiten. Denselben Blick hatte er gestern am Flughafen, als Sie rauchten, während er Sie begehrte. Auch diese Gnade muss ich Ihnen verweigern.«

Im ersten Moment glaubt Aaron einen neuen Abgrund unter sich. Doch wie seltsam, so fremd der Gedanke auch ist, dass Niko sie lieben könnte, immer geliebt hat, beruhigt er sie doch mehr, als dass er sie erschreckt.

Es würde bedeuten, dass er seit fünf Jahren um seine Schuld weiß und ebenfalls in eine Hölle geschickt wurde.

Wie ist es dort?

Siehst du mich jede Nacht und schreist?

»Einen Trost habe ich für Sie: Ich bin mir sicher, dass Pavlik die Wahrheit bereits kennt. Er ist zu intelligent, um es nicht herausgefunden zu haben. Kvist mag beeindruckende Fähigkeiten besitzen, aber für ihn ist er kein Gegner. Pavlik ist ein Mann, dem der Eid, den er auf die Gesetze seines Landes schwor, weniger gilt als die Liebe, die er für Sie empfindet, denn eine Art Liebe ist es auch. Er wird Kvist töten, daran zweifle ich nicht.«

Ja. Dann wird er es tun.

»So viele Gewissheiten besitzen Sie. Und ich so wenige. Mir bleibt nur Nataljas Hand auf meiner Wange und ihr Lächeln, und wie zärtlich sie den Kosenamen für Wanja aussprach, denn so hieß ich in Russland, des Vaters meines Vaters wegen.

Es ist, als ob dem Feuer abrupt der Sauerstoff entzogen würde. Sie geht durch ihre Bibliothek wie im Traum, sieht, dass ein jegliches an

seinem Platz ist, öffnet sechs Türen, dann die siebte, letzte, und ist in der Tiefgarage. Sie bettet den Kopf der Frau in den Schoß, weiß, dass der Querschläger aus ihrer Browning schuld an der roten Fontäne ist. Die Augen der Frau sind stumpf wie rissiger Firnis auf einem alten Gemälde. Aaron fasst ihre Hand. Sie ist heiß. Die Frau will etwas sagen.

Nach Minuten, in der sie nur ihre Hand umklammert, quält die Frau sich ein einziges Wort ab.

»Ich stelle Ihnen jetzt erneut die Frage«, sagt Holm. »Sollten Sie mir die Antwort verweigern, werde ich Ihre Strafe vollenden. Bedenken Sie, dass ich an Ihrer Stimme erkennen werde, ob Sie mich anlügen.« Sie atmet die Asche ein, die er ausatmet. »Hat Natalja noch etwas gesagt, ehe sie starb? Ich zähle bis zehn.«

»Das müssen Sie nicht«, flüstert sie. »Ich habe ihre Hand gehalten, bis sie so kalt war wie meine. Sie sagte: ›Wanjuscha.«

Jetzt!

Sie springt hoch, bereit, gegen Holm zu kämpfen, doch ihre Fäuste stoßen ins Leere. Sie rennt zwölf Schritte nach links, dann rechts durch den Flur. Schnalzt, schnalzt. Dreiundzwanzig bis zur Diele. Aaron weiß nicht, ob Holm ihr folgt, ihre nackten Füße trommeln auf dem Boden, ihr Atem ist so laut, dass er wie ein einziger Schrei klingt. Treppe. Acht zum Absatz, scharfer Knick; Vera hat sich um eine Stufe verrechnet, Aaron stürzt hin, glaubt ein Geräusch hinter sich zu hören, schnalzt, rappelt sich hoch, hetzt weiter, schleppt die Angst wie ein Zentnergewicht mit. Noch fünf Stufen, diesmal stimmt es. Drei nach rechts, schnalzen, der Stehlampe ausweichen, offene Schlafzimmertür. Zwei fliegende Schritte zum Nachttisch. Sie reißt ihn auf, kriegt den Revolver zu fassen, ein Colt, fühlt, dass er geladen ist, spannt den Hahn. Breitbeinig richtet sie die Waffe auf die Tür. Nie hat sie sich mehr danach gesehnt, ihren Puls herunterzudrücken.

Sie sieht sich dort stehen, zitternd, braucht jemand anderen für ihre Angst: die Aaron, die bloß zusieht.

Die Frau mit der Waffe wird ruhiger, weil die andere ihr das Zittern abnimmt.

Kein Laut.

Sie hechtet übers Bett, bringt die Waffe kniend in Anschlag.

Nichts.

Wieder wartet sie.

Tu es!

Sie sprintet zur Tür, fliegt durch den Rahmen, rollt ab, stößt gegen die Wand, zielt auf die Treppe, schnalzt.

Keine Spur von Holm.

Plötzlich weiß sie, wo er ist.

Wie eine Schlafwandlerin steht sie auf, geht die Treppe hinunter, in den Flur, zu der Kammer. Dort sitzt er noch immer.

Er spricht von ihr weg, wendet ihr den Rücken zu. »Genau wie Sie suchte ich lange meinen Weg. Als Ilja Nikulin mich nach meinem Namen fragte, glaubte ich, ihn gefunden zu haben. Ich belog mich selbst.« Ein Scharnier klappt auf. »Ist es nicht seltsam, dass wir in derselben Nacht denselben Weg begannen? Seit Sie den Mann hinrichteten, den mein Vater geschickt hatte, folgen Sie dem Bushidō. Und ich, seit alle Spiegel zersprangen. Mein Weg ist zu Ende. Ich erfülle meine Bestimmung, bin ohne Trauer. Möchten Sie nicht auch endlich schlafen? Vielleicht wird es Ihnen bald geschenkt. Ich sagte vorhin etwas zu meinem Bruder, das er nicht vergessen kann. Er hat eine Tasche mit Papier geöffnet und wird jeden Moment hier sein, um zu tun, wovor er sein Leben lang Angst hatte. Ich bin dann tot und werde Sie nicht mehr beschützen können.« Stahl gleitet aus einer Scheide. »Sie wissen, was Sie mir schulden.«

»Ja.« Sie setzt den Revolver an seinen Hinterkopf.

Aaron weiß, dass er die Klinge des Seppuku-Messers sechs Zentimeter unter dem Bauchnabel hineinstößt, sie nach links reißt, bis unter das Brustbein hochzieht und die Aorta durchtrennt. Holm gibt keinen Laut von sich. Sie spürt, wie er zittert. Aaron drückt ab und hört seinen Körper zur Seite fallen.

Ein Auto kommt.

Es waren nur zehn Kilometer, aber Pavlik könnte keinen einzigen mehr fahren. Es gelingt ihm noch, den Ford zum Stehen zu bringen. So viel Blut. Seine Hände rutschen vom Steuer, weiß wie Schnee. Er will aussteigen, will es so sehr, doch sein Körper liegt im Wald und lässt sich nichts mehr befehlen. Die Augen fallen ihm zu. Schüsse. Drei Kugeln durchschlagen die Frontscheibe. Treffen ihn nicht. Mühsam versucht er, es zu verstehen. Holm würde ihn nicht verfehlen, nicht auf diese paar Meter.

Die Augen zu öffnen fällt schwerer, als eben den Hang hochzukriechen. Es kann nicht sein. Aber er sieht Aaron im Scheinwerferlicht stehen. Sie umklammert beidhändig einen Revolver und feuert erneut. Er spürt den Luftzug am Scheitel. Pavlik will nach dem Türgriff langen, verfehlt ihn, wieder und wieder. Ein Projektil bohrt sich in den Kühler. Endlich findet er den Griff. Er lässt sich gegen die Tür kippen, damit sie aufschwingt.

»Aaron – ich – bin's.«

Seine Stimme ist so lächerlich leise, dass er glaubt, sie könne ihn unmöglich hören. Doch er sieht sie losrennen, vor dem Auto stehen bleiben, danach suchen, sich entlangtasten.

Dann ist sie bei ihm.

Er weint, und selbst das tut weh.

Aaron fasst Pavliks Hand. Den kalten Schweiß kennt sie. Eine furchtbare Angst ergreift sie.

Die Stimme ist nicht seine. »Wir müssen hier weg.«

»Was ist mit dir?«

»Bauch. Messer. Du musst fahren.«

Sie erstarrt.

Er will rübertutschen. Scheitert.

»Warte.« Aaron tastet sich zur Beifahrerseite und versucht, nicht daran zu denken, was Pavlik von ihr verlangt. Sie reißt die Tür auf, schlingt die Arme um seinen Oberkörper. Er stöhnt. Sie will ihn zu sich heranziehen, schafft es nicht, zu schwer.

Da. Ein schwaches Motorengeräusch. Es ist höchstens einen Kilometer entfernt, kommt schnell näher.

»Angeblich sollst du ja mal bei der Abteilung gewesen sein«, murmelt Pavlik Lichtjahre weg. »Glaub ich nicht. Geschossen hast du auch wie eine Blinde.«

»Flenn nicht rum, du Pussy!« Mit einem allerletzten verzweifelten Ruck reißt sie ihn auf ihre Seite. Hat er geschrien oder sie? Sie lässt das Fenster runter und betet, dass der eisige Wind Pavlik irgendwie daran hindern wird einzuschlafen. Entsetzlich lange braucht sie, bis sie wieder auf der Fahrerseite ist, hinterm Steuer sitzt. Sie drückt den Revolver in Pavliks Hand.

»Scharf rechts einschlagen«, flüstert er. »Halbes Gas, schmaler Weg, hundert Meter.«

Sie haut den ersten Gang rein, drückt das Pedal runter. »Du hast verdammt lang gebraucht. Toller Freund bist du. Mich so warten zu lassen.« Und weint auch.

»Ich musste Kvist noch von – dir – grüßen.«

Die Bedeutung des Satzes erreicht sie mit der Verzögerung einer Verwundung.

»Langsam – Stop. Links, Landstraße, frei.« Er wird immer leiser, Pavliks Stimme verliert sich im Aufheulen des Motors, während sie sich vorstellt, es wäre bloß Standgas und sie würde nicht auf über hundert Stundenkilometer beschleunigen und in einen Tunnel aus Adrenalin rasen.

»Schnurgerade – zwei – Spuren.«

Wind stößt auf seiner Seite herein, weht Aaron die Haare ins Gesicht. Sie hört den Colt auf den Boden poltern, er kann ihn nicht mehr festhalten. »Siehst du ihn?«

»Hinter – uns«, ringt er sich ab.

Schüsse fallen. Der linke Seitenspiegel platzt.

»Er – will – neben – uns – musst – in – die – Mitte – ziehen.«

Ich begleiche meine Schuld, indem ich dir gestatte, dieses Haus lebend zu verlassen. Als er ins Auto stieg, hämmerten die Worte seines Bruders in seinem Kopf wie ein Kompressor. Am Bahndamm, wo er auf den Zug wartete, stemmten sie seine Adern auf, und sein Blut ergoss sich in ihn, während es hämmerte, hämmerte, hämmerte. So gering bemaß sein Bruder die Schuld. Dafür, dass er vier Jahre die Treppe hinuntermusste, sollte er am Ende am Leben bleiben dürfen? Jede Demütigung ertrug er, jede Schmach. Doch nur, weil er wusste, dass sein Bruder in seiner Schuld stand. Als er acht Jahre alt war und nicht fortlief, während sein Bruder Brot stahl. Als er ihn im Haus dieses Mannes sterben und wieder aufstehen sah. Als sein Bruder ihn zu fünf Jahren Gefängnis verurteilte. Aber das Hämmern sagte ihm, was er tun wird, sobald er das Geld hat. Dann wird sein Bruder den *wirklichen* Preis zahlen. Sascha wird die Leiche seines Bruders betrachten wie ein Stück Holz oder einen Stein, ein überfahrenes Tier, faulige Algen am Strand. Er wird das Labyrinth betreten, und dieses Mal wird es kinderleicht sein, den Weg hinaus zu finden. Er wird sich fragen, warum er es nicht längst getan hat. Es war irgendeine Tür, die er schloss. Dann wird er zu der Kammer gehen und sie öffnen.

Sich vorzustellen, wie er *ihr* zeigen wird, dass es Schlimmeres gibt, als blind zu sein, erfüllte ihn mit einer solchen Befriedigung, dass er den Zug fast zu spät hörte. Er machte den Anruf, und die Tasche flog aus der Tür. Er öffnete sie und sah das Geld. Er wusste, worauf er achten muss. Als Sascha im Auto einen Schein gegen das Licht hielt, war die Wertzahl fast deckungsgleich mit dem Pendant auf der anderen Seite. Aber nur fast.

In diesem Moment hörte das Hämmern auf. Weil die Bilder, die er in seinem Kopf sah, die Bilder von dem, was im Haus geschehen würde, so gewaltig waren, furchteinflößend und wunderbar, dass jede andere Sehnsucht, auch die nach Geld, daneben verblasste. Er fuhr zum Hof.

Und sah, wie der Ford auf die Straße schlingerte.

Aaron rammt den Mazda. Der Wagen schleudert, sie will ihn ausbalancieren, aber wie geht das blind?

»Was macht er?«

Keine Antwort.

»Pavlik!«

»Lässt – sich – zurückfallen – versucht – es – rechts.«

Sie zieht rüber, wieder knirscht Blech. Die Frontscheibe mit den Einschusslöchern hält dem Druck nicht länger stand und zerbricht. Splitter sirren ins Innere, treffen auf ihr Gesicht wie Schrapnelle. Aaron brüllt Pavlik an: »Wie sieht die Straße aus? Kurve? Gegenverkehr?« Kein Laut. »Bitte sag was, sonst muss ich anhalten! Es ist unmöglich!« Ihre Verzweiflung reißt die Vokale aus den Wörtern, schreddert sie.

»Ein Bus – hundert Meter – überholen – jetzt.«

Aaron wechselt auf die linke Spur, hört, dass sie den Mazda touchiert und er zurückfällt. Schüsse. Sie drückt das Gaspedal durch und rast an einem Bus vorbei, den sie nicht sieht.

Pavlik hat noch zwei Wörter in sich: »Laster – entgegen.«

Das panische Hupen des Lkw-Fahrers dröhnt in Aarons Ohren. Er kann nicht ausweichen, bremsen, sie nicht mehr zurück.

So ist es also ganz am Ende. Ich habe mein Leben zurück, aber jetzt gebe ich es auf dieser Straße. Pavlik ist bei mir. Ich sterbe nicht allein. Aber bitte, bitte, wenn es dich gibt, lass ihn zu Sandra heimkehren, zu seinen Kindern, sag dem Fährmann, dass er nur einen mitnehmen soll.

Sich in Millisekunden zu erinnern, wie sie mit den Zwillingen Cowboy und Indianer spielten, ist ein unbeschreibliches Glück. Wieder zu wissen, wie Pavlik ihr am Ende der zweiten Woche knapp zunickte. »Du hast hübsche Beine. Aber der Rest passt auch.« Mit ihm die Überraschungsparty zu Sandras verflixtem Vierzigsten zu planen, ihn grinsen zu sehen. »Wir machen einfach eine Schleife um dich, das wär ihr schönstes Geschenk.« Siebzehn zu sein und heimlich Zimtsterne zu backen, um ihre Mutter froh zu machen. Und wie steinhart sie sind. Zum ersten Mal die Waffe ihres Vaters in der Hand zu halten und zu fühlen, dass sie dafür bestimmt ist. Mit ihrem Vater im Zimmer des Schuldirektors zu sitzen, weil sie dem einen Kopf größeren Bruder ihrer Freundin Hatice zwischen die Beine trat, als er seine Schwester verprügeln wollte. Zu merken, wie ihr Vater seinen Arm um sie legt. »Er darf sich bedanken: Ich habe meine Tochter gelehrt, bei so was erst zwischen die Beine und dann gegen den Kopf zu treten.«

Plötzlich hört sie Holm.

Das Wichtigste, was mein Vater mich lehrte, war, dass der Wille größer sein muss als die Furcht.

Sie spürt wieder den Wind, erkennt am Abriss des Motorlärms und dem Luftschwall, der seitlich in die Kabine drängt, dass sie den Bus passiert hat. Aaron lenkt ein und schießt so haarbreit durch die Lücke, dass der Seitenspiegel vollends abgerissen wird. Hinter ihr bohrt sich Stahl in Stahl, es klingt wie eine Schrottpresse, sie weiß, dass der Mazda frontal in den Laster eingeschlagen ist, der ihn kreischend von der Straße schiebt. Sie bremst, hat kein Gefühl für die vereiste Fahrbahn, merkt, wie der Wagen sich dreht, immer schneller, die Pirouetten eines Riesen, auf dessen Schulter sie ganz klein hockt.

Dann steht der Riese.

»Pavlik«, flüstert sie und tastet nach ihm. Die Halsschlagader sendet schwache Morsezeichen unter ihrem zitternden Finger.

ECHOLOT

Die Männer warten auf dem Gang vor der Intensivstation und sind so still, dass sie hören, wie der Stundenzeiger der großen Wanduhr auf sechs springt. Die Tür öffnet sich.

Demirci tritt heraus. »Er kommt durch.«

Keiner spricht ein Wort. Sie will wieder reingehen.

»Gut gemacht«, sagt Fricke in ihrem Rücken.

Sie dreht sich um. »Sie auch. Sie alle.« Demirci zögert kurz. »Ich könnte jetzt verkünden, dass wir ab sofort bei den Nachnamen bleiben und uns duzen, so wie mein Vorgänger es hielt; das verweigere ich Ihnen nicht aus mangelndem Respekt. Meine Großeltern lebten nach den alten Traditionen. Ich habe sie gesiezt, dennoch war unser Verhältnis innig, und sie haben mir sehr viel bedeutet. Sollte die Stunde kommen, werde ich um jeden von Ihnen trauern wie um ein Familienmitglied.«

Erst in diesem Moment nimmt Lissek seinen Abschied.

Aaron und Sandra sitzen an Pavliks Bett. Er ist zu schwach, um zu sprechen. Aarons Augen sind geschlossen. Sie ist in ihrer inneren Kammer. Noch immer lauscht sie dem Echo des Schusses. Empfang sie die Strafe, die Holm ihr zudachte? Er hat sie geblendet. Für ihn war das nur die Vorhölle. Doch was könnte schlimmer sein? Niko? Hätte sie in Barcelona die Augen geöffnet und sich an das Lagerhaus erinnert, wäre es so gewesen, ein Sturz durch alle Spiegel. Aber sie glaubte, den Mann, den sie liebte, dem sicheren Tod überlassen zu haben. Das war eine andere Hölle, und ein Teil von ihr ist darin verbrannt. Jetzt empfindet sie keine Scham mehr, keine Sehnsucht, nur Hass. Der wird irgendwann erlöschen.

Vielleicht.

Auch Hass kann eine Strafe sein. Hatte Holm das im Sinn? Viele Tage und Nächte werden bis zu der Antwort vergehen.

Demirci kommt herein. Sandra gibt ihrem Mann einen Kuss. Sie drückt Aarons Kopf an sich, streicht ihr übers Haar, so zärtlich, so unbedingt, dass diese weiß, ihre Freundin hätte sie nicht angeklagt, weder laut noch insgeheim, wenn Pavlik es nicht geschafft hätte. Aaron schluchzt auf.

»Ja«, sagt Sandra nur. Sie geht hinaus und lässt sie allein.

Demirci setzt sich neben sie. Fragt schließlich: »Wie konnten Sie das überleben?«

Sie öffnet die Augen nicht. »Ich hatte Hilfe.«

Demirci legt Pavliks Hand in ihre.

»Ich wusste nicht, dass Sie das ›Lissek-Manöver‹ kennen.«

»Was ist das?« fragt Demirci.

»Sie haben doch Pavlik die Verhandlung mit Sascha übertragen und meinen Wert damit heruntergespielt.«

»Das habe ich nur getan, damit Sie seine Stimme hören. Weil ich gehofft habe, es gibt Ihnen Trost.«

Aaron fühlt eine Dankbarkeit, die sich jedem Wort versagt, keines wäre groß genug. Pavlik will sprechen, aber seine Zunge scheint zu groß für seinen Mund zu sein.

»Morgen. Ruhen Sie sich aus.«

Ein anderes Echo klingt in Aaron nach.

Möchten Sie nicht auch endlich schlafen?

Ja, eine bleierne Müdigkeit hatte sie ausgefüllt wie Beton und wollte sie auf den Grund eines schwarzen Meeres hinabziehen, über das ein einsamer Himmel wachte. Diese Müdigkeit ist fort. Sie verschwand, als der Riese stillstand und Aaron von seiner Schulter sprang. Vielleicht auch, weil in diesem Moment etwas geschah, das sie noch nicht wahrhaben will, nicht an sich heranlässt, aus Angst, sich etwas vorzumachen.

Darum sind ihre Augen geschlossen.

Sie verlässt ihre innere Kammer.

»Was ist Ihre früheste Erinnerung?« fragt sie.

Demirci denkt verwundert nach. »Ich war zwei Jahre alt und bin über eine Sessellehne gekrabbelt. Die Narbe am Kopf habe ich behalten. An den Schmerz erinnere ich mich nicht, nur daran, wie ich fiel.«

»Ich weiß, dass meine Eltern mit mir sprachen und ich kein Wort verstand«, sagt Aaron. »Es war sehr seltsam.«

Pavlik krächzt: »Mein Vater hat meinen Goldfisch ins Klo gespült. Die Spätfolgen sieht man heute.«

Sie lachen.

Es klopft kurz. Aaron hört Helmchen. »Entschuldigung.«

Demirci erwidert: »Nein, bleiben Sie.«

Helmchen tritt neben Aaron. Sie nimmt ihre Hand, legt etwas hinein. Aaron betastet es. Eine Patronenhülse. Während sie rätselt, was es damit auf sich haben könnte, sagt Demirci. »Frau Aaron, ich möchte Sie um etwas bitten.«

»Ja?«

»Kommen Sie zurück zur Abteilung.«

Aaron schweigt.

»Natürlich erhalten Sie Bedenkzeit.«

Die Spanne, in welcher der Anstand eine Antwort erfordert hätte, verstreicht. Aarons Augen bleiben zu.

»Blinde und Einbeiniger. Dreamteam«, stöhnt Pavlik.

»Erwägen Sie es wenigstens. Alle Männer haben mich vorhin darum gebeten. Aber das mussten sie gar nicht. Ich war schon seit gestern Morgen dazu entschlossen.«

Aaron öffnet die Augen.

»Könnten Sie das Licht ausmachen?«

Sie spürt Demircis Ratlosigkeit.

»Bitte.«

Demirci steht auf und tut es.

»Und wieder an.«

Ihr Herz lädt ihren Atem zum Tanz.

»Ich kann Hell und Dunkel unterscheiden.«

NACHWORT

Ich habe so sorgfältig recherchiert, wie es mir möglich war. Vieles lässt sich erlesen, doch das persönliche Gespräch, die eigene Anschauung, ist durch nichts zu ersetzen. Mein Dank gilt dem Mobilitätstrainer Dr. Roman Schmeißner, dessen Engagement für »seine« Blinden vorbildlich ist. Des Weiteren Christa Maria Rupp vom saarländischen Blinden- und Sehbehindertenverein.

Ich traf mich mit vier blinden Frauen. Jede hat mich über die Maßen beeindruckt. Kerstin Müller-Klein bewältigt ihr Leben so, dass es meiner Aaron nahekommt. Ugne Metzner zeigte mir, dass High Heels ein Echolot sein können. Susanne Emmermann steht in der Finanzbuchhaltung der Berliner BVG ihre Frau, und Pamela Papst ist eine erfolgreiche Strafverteidigerin, die ihre Geschichte in der fabelhaften Biografie *Ich sehe das, was ihr nicht seht* erzählt.

Prof. Dr. Jürgen Kiwit, Chefarzt der Neurochirurgie am Klinikum Buch, war mir eine große Hilfe, wie auch der Neurologe und Psychiater Dr. Norbert Helbig, von dem ich Erhellendes zum Thema Gedächtnis und Amnesie erfuhr.

Dr. Peter Kleinert hatte stets Zeit für mich. Ihn löchere ich mit so vielen medizinischen Fragen, dass andere längst die Geduld verloren hätten. Danke, Peter!

Prof. Dr. Peter Höflich von der Viadrina klärte mich über das europäische Strafvollstreckungsabkommen auf.

Mein wichtigster Fachberater ist Prof. Dr. Bernhard A. Sabel, Leiter des Instituts für medizinische Psychologie der Universität Magdeburg. Seit vielen Jahren beschäftigt er sich in der praktischen Forschung mit Blinden. Patienten aus aller Welt suchen Hilfe bei ihm. Seine Fachkenntnisse und kritischen Anmerkungen waren ungemein wertvoll für mich. Dass ich das Manuskript seines neuen

Buches vorab lesen durfte, war ein Glücksfall. Es ist ein wahrer Mutmacher für Sehbehinderte.

Herr Sabel hat den Roman mit Anmerkungen und Anregungen begleitet und wird mich auch bei den folgenden – Aarons Geschichte ist nicht zu Ende – beraten. Das bedeutet mir viel.

Wer mehr über das »Klicksonar« erfahren will, die staunenswerte Ortungstechnik für Blinde, kann sich beispielsweise an den Verein »Anderes Sehen« in Berlin wenden. Daniel Kish hat es darin zur Meisterschaft gebracht, seine Videos auf YouTube sprechen für sich.

Denen, die wissen wollen, zu welchen Extremleistungen Blinde in der Lage sind, möchte ich drei Autobiografien ans Herz legen. Sie zeigen, dass Aarons Fähigkeiten keine Fiktion sind:

Balanceakt. Blind auf die Gipfel der Welt von Andy Holzer.

Mein Weg führt nach Tibet von Sabriye Tenberken.

Das wiedergefundene Licht. Die Lebensgeschichte eines Blinden im französischen Widerstand von Jacques Lusseyran.

Daraus habe ich einen Satz geklaut, dem ich einfach nicht widerstehen konnte: »Wartet, bis der Blinde ihn gesehen hat.«

Bereichert haben mich auch *Im Dunkeln sehen. Erfahrungen eines Blinden* von John M. Hull sowie Oliver Sacks' *Notizbuch eines Neurologen. Was Blinde sehen*.

Vier Zitate stammen aus dem *Hagakure*.

Einige Freiheiten nahm ich mir. Man wird in der Budapester Straße in Berlin ebenso vergebens ein zwanzigstöckiges Gebäude suchen wie das Hotel Jupiter in der Leipziger oder das Aralsk in Moskau. Gleiches gilt für die beiden Hügel beim Flugplatz Finow. Aber das sind eben *mein* Hochhaus, *meine* Hotels, *mein* Flugplatz. Dass ich Jörg Aaron den Mut und die Entschlossenheit der Männer verlieh, die in Mogadischu bei der Stürmung der »Landshut« und der Befreiung der Geiseln ihr Leben wagten, mögen diese mir nachsehen.

»Die Abteilung« gibt es nur in Aarons Welt, nicht in der Realität, auch wenn mancher Innenpolitiker es sich wünschen würde. Jedoch basiert die Arbeitsweise dieser von mir erfundenen Spezialeinheit auf langjährigen Recherchen, die mit meinem ersten Roman *Operation Rubikon* begannen.

Sollten mir sachliche Fehler unterlaufen sein, wären sie allein mir anzulasten und nicht meinen Quellen.

Vier engen Freunden möchte ich danken: Murren Clausen und Hans-Joachim Neubauer für ihr Talent, ihre kritische Lektüre und ihren Rat und Jürgen Haase dafür, dass er sich als Erster eine blinde Polizistin als Hauptfigur vorstellen konnte. Hans-Ludwig Zachert, der ehemalige Präsident des Bundeskriminalamtes, war, wie immer, mein Consigliere.

Großer Dank gilt Katrin Kroll von der Agentur Eggers, die sofort an den Roman geglaubt und mich sehr ermutigt hat. Desgleichen Thomas Halupczok, meinem Lektor, dessen Leitspruch sein könnte: »Das Gute ist der Feind des Besseren«; großartiger Mann. Es ist beruhigend, ein Team wie das von Suhrkamp hinter sich zu wissen. Wenn es diesen Verlag nicht gäbe, müsste man ihn gründen. Dafür steht auch Jonathan Landgrebe, dessen Worte mir in einer schwierigen Stunde halfen.

Was meine Frau zum Gelingen beitrug, sagt die Widmung. Sie unterstützt mich immer in allem und ist meine erste Leserin. Ihr scharfer Blick hat vieles verbessert. Ich würde nie etwas aus der Hand geben, was sie nicht gut findet. Möge der Tag nicht kommen.

Inhaltsverzeichnis

[Informationen zum Buch/Autor]	2
[Titel]	3
[Impressum]	4
Widmung	5
Motto	6
La Sagrada Familia	7
1	19
2	29
3	39
4	52
5	68
6	75
7	88
8	96
9	98
10	108
11	115
12	125
13	133
14	145
15	158
16	166
17	174

18	183
19	198
20	202
21	218
22	235
23	252
24	266
25	283
26	294
27	307
28	317
29	322
30	339
31	352
32	365
33	375
34	384
35	397
36	404
37	408
Echolot	413
Nachwort	416